This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

42. k. 14 (Basement)

42. k. 14 (Basement)

# Schiller's

# Leben und Werke.

Von

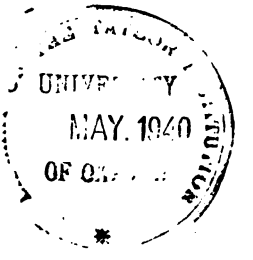
Emil Palleske.

Zweiter Band.

---

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
(W. Besser's Verlagshandlung.)
1859.

Der Verfasser behält sich das Recht einer Uebersetzung dieses Werkes in andere Sprachen vor.



# Vorwort.

Der zweite Band meines Buches erſcheint zu einer erregten Stunde. Das Publikum iſt den Werken des Schwertes mehr zugewandt, als den Werken der Feder. Niemand kann weniger als ich geneigt ſein, ein Intereſſe zu beanſpruchen, welches vom Drange der Zeit verſagt werden müßte, Niemand weniger zu einer ſchöngeiſtigen Verleugnung der Gegenwart auffordern wollen. Aber, ſo wenig mein Buch für die Stunde geſchrieben iſt, Schiller's Geſtalt iſt auch der größten Stunde gewachſen.

Einige Kritiker wollen letzteres beſtreiten. Sie haben aus dem Dichter einen falſchen Idealismus, einen Schein- und Schattenkultus herausgeleſen. Es war die Aufgabe namentlich des vorliegenden Bandes, dieſer Anſicht entgegenzutreten. Ich mußte eine Verdächtigung hinwegräumen, welche ebenſo grundlos als verderblich das deutſche Volk von einem ſeiner edelſten Führer zu entfernen ſuchte.

Daß ich ſelbſtändig gearbeitet habe, wird ſich dem Eingeweihten leicht ergeben. Gern bekenne ich mich den Vorarbeiten von Boas, Hoffmeiſter, Viehoff, Brückner, und von ſo vielen Andern verpflichtet. Wenn einiges Neue, noch Ungedruckte, was ich

im ersten Bande brachte, nicht als solches erkannt wurde, so lag der Grund bei einigen Rezensenten wohl darin, daß ich nicht für nöthig hielt, als Neues anzukündigen, was doch binnen Kurzem von anderer Seite veröffentlicht werden muß. Ich habe dasselbe Verfahren im zweiten Bande beobachtet.

Die Benutzung des Schiller-Körner'schen Briefwechsels, der von den Biographen ganz übersehenen Briefe Huber's an Körner und so mancher seither veröffentlichten Zeugnisse mußte mir für den zweiten Band einen bedeutenden Vorsprung vor meinen Vorgängern geben. Dennoch wären einige ihrer Fehler unberichtigt, einige Lücken in Schiller's Leben unausgefüllt geblieben, wenn mir nicht die Gefälligkeit, die Huld von Zeitgenossen hülfreich zu Statten gekommen wäre.

Von Seiner Königlichen Hoheit, Karl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach ward mir edelste Förderung und Ermuthigung.

Der Anordnung Seiner Hoheit, des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, als Chefs des Königlich Preußischen Geh. Staats-Archives verdanke ich werthvolle Aktenstücke über Schiller's Berufung nach Berlin.

Bereitwillig ließen der Großh. Weim. Staatsminister Herr von Watzdorf, der Königl. Preuß. Geheime Rath Herr Dr. Friedländer mir beglaubigte Kopien aus den Geheimen Staatsarchiven zustellen. Oberhofmarschall Freiherr von Beaulieu-Marconnay in Weimar, Herr Hofrath Becker in Gotha, Herr Gymnasialdirektor Schmidt in Halberstadt unterstützten mich mit andern noch nicht benutzten handschriftlichen Quellen. Gefällige Auskunft auf schriftliche Anfragen gaben die beiden ehrwürdigen Veteranen Freiherr von Schönberg auf Groß-Krausche, Schiller einst persönlich befreundet, Herr Direktor Abeken in Osnabrück; dann der General-Intendant der Großh. Weim. Hofbühne, Herr von Dingelstedt, Herr Hofrath Bechstein, Herr Paul Trömel in Leipzig, Herr Swaine in Ohrdruff.

Dem Mitherausgeber der Säkularausgabe, Herrn Professor Joachim Meyer in Nürnberg, hochverdient um die Herstellung des Textes in Schiller's Werken und um die Quellen zu Wilhelm Tell, verdanke ich werthvolle Ergänzungen.

Freiherrn Wendelin von Maltzahn habe ich auch vor dem zweiten Bande meine Gesinnungen zu wiederholen reichlichen Anlaß.

Bibliothekarische Hülfsmittel bot mir in Fülle eine Hand, die jetzt für immer ruht. Ich zeichne trauernd den edlen Namen: Varnhagen von Ense auf.

Ausführlichen Bescheid auf bibliographische Anfragen ertheilte Herr Dr. Prizel in Berlin mit größter Gefälligkeit. Die gleiche Eigenschaft habe ich in reichstem Maße von den Herrn Beamten der Großh. Weim. Bibliothek, und von Herrn Dr. Lorenz in Jena zu rühmen.

Die Forschungen, die ich persönlich an Ort und Stelle machte, wurden mir durch das Interesse, welches ich überall für mein Unternehmen vorfand, eine Quelle wahren Genusses, schönster Ermuthigung. Ich darf in diesem Sinne dem Freifräulein Edda von Kalb, dann der Freifrau von Waltershausen (im Grabfeld), der jetzigen Besitzerin des Stammguts derer von Marschalk-Ostheimb meinen tiefgefühlten Dank aussprechen. Die Familie des Herrn Direktor Kunze in Leipzig gab mir aufs freundlichste mündliche Aufschlüsse und Anschauungen durch treffliche Porträts. Andre, deren Namen ich verschweigen soll, mögen hier lesen, daß ich sie nicht vergessen habe.

Von unvergleichlichem Werthe war mir ein Aufenthalt in dem gastlichen Schlosse des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, auf Greiffenstein in Franken, wo des Dichters Tochter, Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm, in angeerbter Seelenkraft wie in Gestalt und Zügen dem Vater ähnlich, der schönen Pflicht lebt, den Deutschen aus dem brieflichen Nachlaß goldner Tage das Würdigste auszulesen. Dort, in tiefer Bergeinsamkeit, in den ehrwürdigen Mauern des durch die emsigen Naturstudien eines Urahns zur Stätte des Geistes

Seite.

famie, der Geisterseher, die Thalia. Besuch der Schwan'schen Familie. Schiller's humoristische Gabe zu Körner's Geburtstag. Gustel von Blasewitz. Wechselnde Stimmung bei bedenklicher Lebenslage. Schröder bietet eine Stellung beim Hamburger Theater. Charlotte von Kalb. Henriette von Arnim, schnelles Erglühen, Betrug. Schiller-Tasso. Nach Weimar. . 22

IV.

Don Carlos.

Das Sujet. Erster Plan und verschiedene Formen des Dramas. Konzession in den Briefen über Don Carlos. Idee des Werkes und sein Schicksal auf der Bühne . . . . . 42

Siebentes Buch.

Im sichern Port.

Juli 1787 bis Februar 1790.

I.

Weimar.

Goethe. Karl August. Gründung der künstlerischen Zustände in Weimar. Vergangenheit und Gegenwart. Schiller tritt in Weimar auf. Sein Verhältniß zu Charlotte von Kalb. Die Gesellschaft am Hofe und in der Stadt. Wieland. Anna Amalie. Schiller in Tiefurt, scharfe Urtheile. Gotter's gefährliche Rivalität. Mißerfolg des Don Carlos. Entfremdung von Wieland, Befreundung mit Herder; Voigt, Kraus, Schmidt und andre Weimarische Persönlichkeiten. Schiller äußerst verstimmt, er gewinnt sich selber wieder. Reise nach Jena. Aufrichtende Gestalten und Eindrücke . . . . 59

II.

Schiller und Lotte.

Schiller getheilt zwischen rüstiger Arbeit und freier Geselligkeit. Karoline Schmidt, Corona Schröter, Heirathsgedanken, Wieland's Tochter. Körner's Abmahnung. Zu spät. Schiller reist nach Bauerbach und Meiningen, kehrt über Rudolstadt zurück und lernt die Schwestern von Lengefeld kennen. Lebensgeschichte und Verhältnisse der Schwestern. Schiller und Lotte in Weimar. Entschiedene Neigung. Die Götter Griechenlands. Schiller nach Volkstedt. Sein Leben mit den Schwestern. Charakteristik derselben. Schiller's Thätigkeit, er überträgt seine Neigung auf beide Schwestern. Er wohnt in Rudolstadt. Tod der Frau Henriette v. Wolzogen in Bauerbach. Homer. Die Götter Griechenlands, die Künstler. Begegnung mit Goethe. Eindruck. Ein neuentdecktes Gedicht Schiller's. Die Egmontrezension. Innere Kämpfe, Liebesqual. Trennungswehe. Rückkehr nach Weimar . . . . . 75

## III.

### Professor.

Seite.

Anknüpfung und rascher Entschluß. Goethe's Antheil. Starre Haltung des Meisters. Moritz: über die bildende Nachahmung des Schönen. Sein Verhältniß zu beiden Dichtern ohne Frucht für eine Annäherung derselben. Schiller's liebender Groll gegen Goethe. Sein Schlußbekenntniß. Schiller tritt sein Amt an. Energische Handhabung seiner äußern Lage. Erste Vorlesung. Glänzender Erfolg . . . . . 99

## IV.

### Liebesmühe.

Die Briefe der Schwestern. Verbindungen mit Karoline von Dacheröden, Wilhelm v. Humboldt, dem Koadjutor. Die Damen nach Lauchstedt. Schiller's Besuch daselbst und seine Erklärung. Rendezvous mit Körner's in Leipzig. Ein Schatten von Abkältung zwischen den Freunden. Schiller sehnt sich nach Lottens Besitz. Pläne, Widrigkeiten, Mißverständniß tieferer Art. Schiller muß Lotten über sein Verhältniß zu Karolinen beruhigen. Aussicht auf Gehalt. Die Schwestern nach Weimar. Karoline als Heirathstifterin. Vielfache Aufgaben und wechselnde Zukunftspläne. Bewerbung und Jawort. Karl August und Dalberg geben Garantien für die Zukunft. Schiller eilt zur Hochzeit. Verständigung mit Körner. Charlotte von Kalb, ihr Verhältniß zu Schiller während dieser Epoche. Gewaltsame Erschütterungen. Aussöhnung . . . . . 110

# Achtes Buch.

## Späte Lehrjahre.

Februar 1790 bis 1795.

## I.

### Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.

Schiller's Hochzeit und Ehe. Göriz. Umgang und Hausfreunde. Graß, Adlerskron, Novalis, Erhard, Fischenich, Stein ꝛc. Schiller arbeitet mit Anstrengung aller Kräfte. Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Schiller als Historiker. Rezension von Bürger's Gedichten. Idee zum Wallenstein. Reise nach Erfurt. Lebensgefährliche Krankheit, Lottens Pflege. Innere Kraft . . . . . 133

## II.

### Nektarische Blumen.

Körner's Anerbieten. Schiller wird nach Karlsbad geschickt. Sein Zustand läßt ihn mit Sorge in die Zukunft sehen. Besuch bei Dalberg. Eine Reihe von Freuden. Karl August gewährt außerordentliche Unter-

Seite.

stützung. Baggesen, die Feier in Hellebek. Der Herzog von Augustenburg und Graf Schimmelmann bieten dem kranken Dichter ein Jahrgehalt. Körner bleibt nicht hinter ihnen zurück. Schiller's Reise nach Dresden. Neue Freuden. Besuch der Mutter und Nannettens. Schiller's Reise in die Heimath. Der alte Major und der Herzog. Schiller von Heilbronn nach Ludwigsburg. Vaterfreuden. Die Jugendfreunde. Schwermuth, Groll, bittre Urtheile. Karl Eugen stirbt. Schiller siedelt nach Stuttgart über. Die Akademie aufgehoben. Mannichfacher Umgang. Läuterung. Rückreise. 150

III.

Schiller und die Revolution.

Eigenthümliche und persönliche Stellung zur Revolution. Die ersten Nachrichten. Steigendes Interesse. Schiller beabsichtigt nach Paris zu gehen, ein Memoire zur Vertheidigung Ludwig's XVI. zu schreiben. Das französische Bürgerrecht. Rückschlag der öffentlichen Meinung, Reaktion der Regierungen. Schiller hält an seinem politischen Ideal fest, seine ästhetische Erziehung das nächstmögliche Mittel, es zu erreichen. Seine Briefe nicht als absolutes System, sondern zum Theil als Publizistik zu fassen. Segensreiche Haltung einiger kleiner Fürsten während der allgemeinen Reaktion. Die Universität Jena und die Weimarische Regierung, im Besitz der neuesten Philosophie . . . . . 165

IV.

Schiller und die Philosophie.

Die deutsche Kunstphilosophie. Ihre Aufgabe und Leistung. Schiller's großes Verdienst als Vermittler des denkenden und schaffenden Geistes. Gedrängte Uebersicht seiner Leistungen vor seiner Bekanntschaft mit Kant. Charakteristik und Skizze des Kant'schen Systems. Schiller's anfänglicher und sich befestigender Unterschied von Kant. Die beiden philosophischen Entdeckungen Schiller's. Die Idee des Tragischen, die Idee des Schönen aus dem höchsten Vermögen des Menschen abgeleitet. Anhängende Untersuchungen. Theodicee. . . . . 177

V.

Bekanntschaften.

Wilhelm von Humboldt, sein Charakter und seine eigenthümliche Größe. Erste Begegnung mit Schiller. Humboldt siedelt nach Jena über. Bedeutung dieser Bekanntschaft für Schiller. Fichte und sein System. Schiller konsolidirt sich zwischen Humboldt und Fichte. Seine geistige Physiognomie nach Humboldt's Zeichnung. Seine Gespräche . . . . . 207

# Neuntes Buch.

## Schiller und Goethe.

1795 bis 1799.

### I.

### Schiller und Goethe.

Seite.

Weſen und Beginn dieſes Bundes. Schiller's Briefe an Goethe. Der Realiſt und der Idealiſt . . . . . 221

### II.

### Die Horen.

Lebenslage. Literariſche Spekulationen. Einrichtung der Horen. Ausſichten für ihren Erfolg. Ankündigung und Mitarbeiter. Hinter den Kuliſſen. Widerſpruch des Unternehmens Seine Aufnahme beim Publikum. 234

### III.

### Der Muſen-Almanach.

Neue Dichtung. Charakteriſtik derſelben. Urtheile der Freunde. Humboldt's Analyſe von Schiller's dichteriſchem Charakter. Schiller macht ſeine perſönlichen Selbſtprüfungen für die kritiſch geſchichtliche Auffaſſung der alten und neuen Dichtkunſt fruchtbar. Klaſſiſches und romantiſches Ideal. Humboldt über das Weſen der deutſchen, insbeſondre Schiller's Dichtung, und Geiſtesform, gegenüber der griechiſchen und Goethe's. Schiller will Griechiſch lernen. Wechſelwirkung zwiſchen ſeiner Spekulation und ſeinen dichteriſchen Zielen. Seine Neigung zur Komödie . . . . . 240

### IV.

### Die Xenien.

Veranlaſſung. Der erſte Gedanke zu den Xenien ging von Schiller aus. Die Muſterung der Gegner. Die Dioskuren. Arrangement der Xenien. Erſcheinen und Wirkung des Xenien-Almanachs. Charakteriſtik und Würdigung der Xenien. Antixenien. Haltung der beiden Dichter . . . 249

### V.

### Trennungen.

Elend in Schiller's Heimath. Nannettens, des Vaters Tod. Iſolirung des Dichters. Der deutſche Parnaß. Wieland, Herder, Jean Paul, die Schlegels, Tieck, Gries, Hölderlin, Schmidt, Amalie Imhof, Sophie Mereau. Joh. Heinrich Voß. Die beiden Humboldts, Karoline und Wilhelm von Wolzogen, in Jena. Der Kreis befreundeter Geiſter löſt ſich auf, Goethe ſtrebt nach Süden . . . . . 260

VI.

**Proteïsche Natur.** Seite.

Schiller bezieht ein Gartenhaus. Balladen, Gebiet seiner Lyrik. Eingehen der Horen, letzter Musen-Almanach. Die Glocke . . . . . 273

VII.

**Wallenstein.**

Die Bewältigung des Stoffes. Moralischer, ästhetischer Gehalt des Dramas. Der Tragöde als sittliche Intelligenz und als technischer Künstler. Problem des Wallenstein. Die Entstehung des Dramas, seine Aufnahme auf der Bühne und im Auslande . . . . . 282

**Zehntes Buch.**

**Der Dramatiker.**

1799 bis 1805.

I.

**Maria Stuart.**

Schiller ist mit Lessing's Dramaturgie einverstanden. Wahl eines neuen Sujets. Quellen. Die historische Wahrheit von Schiller's Maria Stuart. Das Drama ist keine Verherrlichung des Katholizismus, Elisabeth keine tragische Heldin. Die Aufgabe ist rein menschlich gedacht und gelöst. Schiller's Maria Stuart eine Leidenschafts-Tragödie. Psychologische Entwickelung des Hauptcharakters. Entstehung und Aufführung des Werkes. Schiller siedelt nach Weimar über . . . . . 303

II.

**Schiller und das Hoftheater in Weimar.**

Eduard Devrient's Auffassung dieser Epoche ist einseitig und geht von einem irrigen Gesichtspunkt aus. Kurze Geschichte des Hoftheaters bis zu Schiller's Betheiligung. Seine Bearbeitung des Egmont ist arg verleumdet. Das Weimar'sche Hoftheater ist den beiden Dichtern nichts, als eine Probirbühne. Schiller's schwierige Stellung zum Herzoge und zum Theaterpersonal. Schiller ein heftiger Gegner der französischen Regelmäßigkeit. Er setzt der französischen Richtung die englische entgegen. Sein Makbeth. Würdigung dieser Arbeit. Seine Kürzungen in Vossens Othello. Das antike Element auf der deutschen Bühne ein nothwendiger Ausdruck des aufstrebenden politischen Geistes und der Rückkehr zur großen und ächten Natur. Schiller's Aufnahme des antiken Elements beruht auf ächt volksthümlichen Motiven. Lokale und persönliche Rücksichten, welche seine Kon-

Seite.

zessionen an einen falschen Geschmack erklären. Nothwendige Parteistellung der beiden Dichter gegen Kotzebue. Dessen Intriguen. Das Schillerfest auf dem Stadthause ist bisher nicht richtig dargestellt. Erfolg der formstrebenden Dichter. Schiller's weitere Bemühungen um ein gutes Repertoir. Er sucht das Lustspiel zu fördern und Nationalstücke in Szene zu setzen. Schiller ist an den Uebertreibungen der Schauspieler unschuldig. Seine Verdienste um die deutsche Bühne sind unterschätzt worden. Seine Dramen sind ein Vorbild, wie der Gegensatz von Dichtung und Bühne allein aufzuheben ist . . . . . 319

III.

Die Jungfrau von Orleans.

Schiller's sogenannte handschriftliche Geständnisse über die Jungfrau sind nicht ächt. Geschichte des Dramas aus Schiller's Briefen. Das Drama giebt einen Lebensprozeß des Dichters und des deutschen Volkes wieder. Die „Maltheser" sind ein Seitenstück zur Jungfrau. Geschichtliche Grundlagen von Schiller's Jungfrau. Die Handlung und die Heldin. Die Darstellungen, Ausgaben, Uebersetzungen. Schiller erfährt bei einer Darstellung in Leipzig die volksthümliche Wirkung seiner Kunst . . . . 346

IV.

Die Braut von Messina.

Schiller schwankt lange in der Wahl eines neuen Stoffes. Hauskauf. Der Mutter Tod. Düstre Stimmung. Lektüre des Aeschylus. Kassandra. Schiller beginnt die Braut von Messina. Schiller hat nicht ein antikes Schicksal in seine späteren Dramen künstlich hineingearbeitet. Tiefere Erfassung des Begriffes Schicksal. Die Weltordnung als unvermeidliches Gericht, als furchtbare Macht. Die Schuld und ihre Strafe in der Braut von Messina. Die übrigens lebensfähige Aufgabe ist nicht vollständig gelöst. Der Chor und seine Darstellung. Erfolge des Werkes . . . . 362

V.

Wilhelm Tell.

Persönliche Verhältnisse Schiller's. Schiller's Adel. Ausflüge nach Erfurt, nach Lauchstedt. Der König von Schweden. Schiller sucht den Flor der Universität Jena zu erhalten. Wilhelm Tell. Wie ist der Dichter zu diesem Stoffe gekommen? Tschudi's Chronik. Fortschreiten der Arbeit. Der Besuch der Frau von Stael. Die Tendenz des Tell. Die Kunstweisheit des Dichters. Abweisung der banalen Kritik und Rechtfertigung einiger angegriffenen Punkte. Gewaltiger Erfolg des Werkes. Seine Mahnung, seine Erfüllung und seine Ehre . . . . . 378

## VI.

### Mitten aus der Bahn.

Seite.

Todesfälle und Todesgedanken. Schiller's Bemühn, die Zukunft der Seinen zu sichern. Die Berliner Reise. Neue Aufschlüsse über dieselbe. Schiller's Brief an Beyme. Karl August weiß den Dichter in Weimar zu fesseln. Schiller's wohlthätiges Herz. Brief der Frau Hölzel. Schiller's Beziehungen. Sein Bund mit Goethe. Erneute Jugend. Schiller erkrankt in Jena. Die Huldigung der Künste. Huber's Tod. Phädra. Letzte Krankheit und Tod . . . . . 394

Anhänge . . . . . 413

# Verbesserungen.

## Zu Band I.

S. 263. In dem Abschnitt: Bauerbach ist statt des Namens von Lilienstern stets zu lesen: von Winkelmann. Franz Karl Philipp von Winkelmann, aus Meiningen, war, nachdem er der Akademie in Stuttgart angehört hatte, 1783 Offizier bei der Nobelgarde des Herzogs Karl. Er stand in vertrauten und verwandtschaftlichen Verhältnissen zu den Familien v. Wolzogen und v. Lengefeld. Karoline v. Wolzogen setzte statt seines Namens, der im Briefwechsel ausgeschrieben ist, ein Y. Ich glaubte mich, zur Enthüllung dieses Y, an die beste Quelle gewandt zu haben, und es wurde mir der Name Lilienstern genannt. Durch gütige Vermittlung der Freifrau E. v. Gleichen-Rußwurm erhielt ich von dem K. Preuß. Reg. Assessor Freiherrn Alfred von Wolzogen, in dessen Händen sich damals die Originalbriefe befanden, vorstehende Berichtigung.

S. 386 Zeile 11 von oben lies II. Heft statt I. Heft.

„ 392 „ 10 „ „ „ H. Sauppe statt J. Sauppe.

Zu S. 395. Geschlechtstafel: Ernst Friedrich Wilhelm von Schiller, geb. 11. Juli 1796 verh. mit Magdalena, verw. von Mastiaux, geb. Pfingsten.

Karoline von Schiller verh. seit 26. Juli 1836 mit Franz Karl Emanuel Junot, † 4. Jan. 1846.

Friedrich Ludwig Ernst Freiherr von Schiller geb. 28. Dez. 1826 auf dem Reichenberg (nicht zu Rottweil).

Luise Frankh geb. Schiller, geb. 24. Jan. 1766, † 14. Sept. 1836 zu Möckmühl.

## Zu Band III.

S. 42 Zeile 2 von oben lies Dom Carlos statt Don Carlos.

„ 78 „ 1 „ unten „ Tugendhelden statt Jugendhelden.

„ 109 „ 11 „ „ „ Anfang statt Inhalt.

3 „ „ „ bezeugte statt bezeugten.

S. 146 Zeile 17 von unten lies welchen statt welcher.
" 192 " 16 " " " beschäftigt statt beschäftigte.
" 243 " 12 " " " worin statt in denen.
" 274 habe ich leider aus einer Bequemlichkeit, die sich immer straft, die Strophe aus Goethe's Epilog zur Glocke nach dem Wortlaut aus Gustav Schwab's Schillerleben abgeschrieben, vorausſetzend, daß Schwab wenigstens auf diesem Boden zu trauen sei. Zu spät schlug mir das Gewissen und es fanden sich in dem Schwab'schen Zitat mehrere grobe Unrichtigkeiten. So muß es heißen V. 1. hohe statt schöne, V. 4. und hell statt von hier. Statt V. 7. u. 8. (aus der nächsten Strophe jenes Gedichtes hiehergerathen) ist zu lesen:

Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

" 298 Zeile 5 von oben lies Schilderungen statt Schilderung.

# Sechstes Buch.

## Im Bunde.

April 1785 bis Juli 1787.

# I.

## Leipzig.

Die vier Bildniſſe in Silberſtift, welche einſt über Schiller's Schreibtiſch hingen, ſind nur zarte Profile. Aber ſie haben Ausdruck. Sie ſprechen, wenn auch leiſe, doch ſehr beſtimmt neben geiſtigem Adel, friſchen Jugendmuth und frohe Erwartung aus. Was Wunder, ſaßen doch zu den Bildern zwei Liebespaare, von denen das eine dicht vor der Schwelle des häuslichen Glückes ſtand, das andere wenigſtens gewillt ſchien, ſie einſt zu betreten. Machen wir ihre nähere Bekanntſchaft.

Da war zuerſt ein großer, etwas ſchüchterner junger Mann, Namens Ludwig Ferdinand Huber, Sohn des Profeſſors Michael Huber zu Leipzig. Es iſt leicht, über Ferdinand Huber den Stab zu brechen und ſelbſt ſeine Freunde haben dies oft gethan. Aber ſeine Abſtammung, ſeine Erziehung und eben dieſe Freunde plädiren für ihn. In Paris geboren, Sohn einer Pariſerin, litt er noch jetzt, mit beinahe zwanzig Jahren unter dem Druck dieſer mütterlichen Hand in dem Grade, daß ſeine Wege oft durch die Dienſtmagd überwacht wurden, und der arme Schelm nicht einmal Taſchengeld führte. Letzterem Uebel wußte er durch eine gewandte Feder abzuhelfen. Stand er doch bereits als Ueberſetzer eines engliſchen Drama's in den Rechnungsbüchern des jungen ſtrebſamen Verlegers G. Joachim Göſchen. Aber weniger leicht ward es ihm, andere Hemmniſſe zu überwinden. Als Katholik war Huber von allen ſächſiſchen Kollegien ſo gut wie ausgeſchloſſen. Die Ausſicht auf eine diplomatiſche Karriere und die Vorſchule dazu konnten ihn am wenigſten zu offner und derber Männlichkeit reifen. Und endlich waren ſeine Freunde, vor Allem ſeine Geliebte ganz dazu angethan, ihn in ſeiner Unſelbſtändigkeit zu erhalten. Denn dieſe letztere, die ältere der beiden Töchter des

Kupferstechers Stock war ein äußerst selbständiges, talentvolles und witziges Mädchen. Johanna Dorothea (so hieß Dora eigentlich) war fünf Jahre älter, das heißt, zehn Jahre klüger, als Huber. Von hinreißendem Humor, eine Art von Beatrice, anfechtend und angefochten, launig, auch wohl launisch, oft, wie die Verläumdung sagt, unerträglich, hatte sie es nicht hoch angeschlagen, daß Ferdinand kein Tänzer war, ja, daß er zitterte, wenn er auf eine Fußbank stieg. Ihr konnte es nicht entgehen, daß, wo sich eine Gelegenheit bot, beim Pfänderspiel durch eine geistreiche Improvisation einen Kuß zu erobern, Ferdinand Huber sich als hoffnungsvolles Talent bewies. Sein weiches leicht begeistertes Naturell, seine ausdauernde Liebe für alles Schöne, namentlich die dramatische Kunst, in der er einst selbst etwas zu leisten hoffte, überwog in Dora's Augen so sehr alle andern Rücksichten, daß sie der Bewerbung eines wohlconditionirten Mannes auswich, um ihre Zukunft an Huber's Treue zu knüpfen.

Von dem zweiten Paare war nur die Braut in Leipzig anwesend, Dora's jüngere Schwester, deren Name Anna Maria Jakobine mit dem Namen Minna vertauscht war. Zeigt Dora's Profil mehr Schärfe und Geist, so ist Minna's Umriß von einer seltenen Lieblichkeit. Ein sprechendes Auge, eine reizende Figur machten sie zur anmuthigsten Erscheinung. War sie keine Künstlerin, wie Dora, so malte sie doch artig in Sepia und war Zeichnerin mit der Nadel. Beide Schwestern, im kunstreichen Nürnberg geboren, belesen und musikalisch, hatten eine Eigenschaft, die man bei plastischen Künstlern oft findet, sie waren zu realistische Naturen, um Talent zur Schwärmerei zu besitzen.

Minna's Verlobter lebte in Dresden. Christian Gottfried Körner, denn dieser war es, gehört zu jenen Trefflichen, die einem elenden Staatsmechanismus und einer verschrobenen Gesellschaft zum Trotz mit Hülfe von Philosophie und Kunst freie Menschen wurden, und als das Vaterland nur solche und keine Sklaven brauchen konnte, die Sünden Anderer geräuschlos mit ihren Tugenden gut machten. Sein erster Brief an Schiller konnte als eine bloße Aufwallung erscheinen. Aber sein frühster Entwickelungsgang bestätigt, daß er sich Schiller aufs tiefste verwandt fühlen mußte. Am 2. Juli 1756 in Leipzig geboren, empfing er, der sorgfältig erzogene Sohn eines lutherischen Superintendenten, im väterlichen Hause die strengere Frömmigkeit des Jahrhunderts, ein ent-

ſagendes Pflichtgefühl, und, daraus ſtammend, eine puritaniſche Geringſchätzung der ſchönen Kunſt, zu welcher ihn doch Neigung und Anlagen trieben. Als er ſeine Studien begann, korrigirte er ſeine Vorausſetzungen. Er war zur Theologie erzogen, aber die Garve'ſche Moralphiloſophie, die auf Schiller einen ſo großen Einfluß geübt hatte, machte ihm „die Sklaverei eines ſymboliſchen Lehrbegriffs" unerträglich. Seine Berufsneigung, er trieb mit Eifer alte und neue Sprachen, ſchwankte durch die Windroſe der vier Fakultäten, bis ſie ſich für das juriſtiſche Verwaltungsfach entſchied. Er habilitirte ſich zunächſt als Privatdozent zu Leipzig. Nach einigen Reiſen, auf denen er mehr die Augen, als ſein Tagebuch aufmachte, ward er 1781 als Konſiſtorialadvokat angeſtellt und 1783 als Rath an das Konſiſtorium in Dresden verſetzt, bald auch zum Aſſeſſor der Landesökonomie-Manufaktur und Kommerziendeputation ernannt. Seit dem Tode ſeines Vaters (5. Januar 1785) im Beſitz eines Vermögens, konnte er jetzt daran denken, nachdem er mehrere Jahre verlobt geweſen, ſein Haus zu gründen. Aber ſo froh ihn dieſe Ausſicht machte, ſie übertäubte die Stimme nicht, die in ſeinem Herzen ihr Vorwärts rief. Körner beſaß eine vielſeitige Bildung, aber ſie war ihm kein träger Beſitz. Er ſtudirte eifrig die Kant'ſche Philoſophie. Aus dem Glauben ſeiner Jugend rettete er ſich ein tolerantes Verſtändniß jedes Glaubens, und uneingenommen blieb er ſelbſt den Anſichten gegenüber, die ſeinem Verſtande und ebendeshalb ſeiner Sympathie nicht entſprachen. Die ſchöne Miſchung von Feuer und Kälte, welche Schiller an Körner's Weſen rühmt, zeigt ſich durch nichts ſo ſehr, als durch ſeine gleich ſtarke Neigung für die ſtrengſte Wiſſenſchaft und für die Muſik. Aber auch Alles, was zwiſchen dieſen beiden Grenzpunkten liegt, fand bei ihm noch ein warmes Intereſſe vor. Und dennoch, wiewohl in der Philoſophie kühn genug, Kant und Fichte ergänzen zu wollen, und in der Muſik talentvoll genug, um ſich mit Kompoſitionen zeigen zu können, verſäumte er über den Duetten, die er mit ſeiner Minna ſang, nicht ſeinen Beruf, für welchen er begeiſternde Geſichtspunkte fand. Von Körner's Herzen zu ſprechen, iſt in einer Lebensgeſchichte Schiller's überflüſſig. Zu ſeinem ſchönen, klaren Leben, zu ſeinem bündigen Styl paßt dieſes helle blaue Auge, paſſen dieſe feſten Züge voll Geſundheit, zu der kräftigen Baßſtimme, die ihm nachgerühmt wird, paſſen dieſe

ſinnlich kräftigen Lippen, die volle Bruſt, das ganze Bild des wackern Superintendentenſohns, welches uns Graff's Meiſterhand überliefert hat.*)

So waren die vier Menſchen, denen Schiller, um die Mitte Aprils 1785 durch Schnee, Moraſt und Gewäſſer reiſend, die gewagteſte Freundſchaftshoffnung entgegentrug. Und dieſe Hoffnung betrog ihn nicht, wenn ſie auch nicht mit allem Rauſche des Augenblicks erfüllt wurde. Am 17. April langte er in Leipzig an. Noch ein Jahr ſpäter hatte er freudig den Tag im Gedächtniß, an dem er die Schweſtern zum erſten Male ſah. Aber Körner war durch ſeinen Beruf in Dresden gefeſſelt. An Huber fand Schiller zwar einen begeiſterten Bewundrer, aber keineswegs den Halt, den er wohl erwartet hatte. Zu dem geträumten Zuſammenleben war vorläufig wenig Ausſicht. Dazu verſchlang das Meßtreiben, wiewohl unter der Beſchreibung, die man ihm „im Reiche" davon gemacht hatte, alle gaſtlichen und gemüthlichen Intereſſen. Schiller hatte nichts Beſſeres zu thun, als in Richter's Kaffeehaus ſich in den Menſchenſtrom zu miſchen und ſich gelegentlich zu ärgern, daß er wie ein Wunderthier angegafft wurde. Der Verfaſſer der Räuber war neben dem Affentheater, neben den Thierbuden eine der Merkwürdigkeiten der Meſſe. „Vielen", ſchreibt er, „wollt' es gar nicht zu Kopfe, daß ein Menſch, der die Räuber gemacht hat, wie andere Mutterſöhne ausſehen ſollte. Wenigſtens rund geſchnittene Haare, Kourierſtiefel und eine Hetzpeitſche hatte man erwartet."

Es gab in der That kaum größere Gegenſätze, als Schiller und das damalige literariſche Leipzig. Hier in dem Geburtsort eines Leibnitz und Thomaſius, wo Garve und Erneſti dozirt hatten, ruhte man jetzt auf alten Lorbeern und gönnte Niemanden neue. Nach Gottſched's und der Neuberin glorreicher Epoche ſchlug hier nichts mehr Wurzel, als die ſeichteſte Aufklärung, die flachſte Kritik. Hier war der rechte Boden für die moraliſchen Wochenſchriften und die belehrenden Komödien „mit der ſchönen Naivität der Stubenmädchen." Etwas Freies und Großes konnte hier nicht gedeihen. Schon die Stammeigenheit der Sachſen neigte mehr zur Pädagogik und Kritik, als zur Poeſie. Körner, deſſen Familie von Weimar eingewandert war, ſprach ſeinen Ekel aus

*) Die vier Profile im Beſitz der Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm; Körner's Porträt, von Graff, im Beſitz des Direktor Kunze in Leipzig.

vor dem „überklugen Wesen der Leipziger guten Köpfe, die, zu schlaff, selbst etwas zu wirken, Alles, was Andre thäten, vor ihren Richterstuhl zögen.“ Und Huber hatte Mühe gehabt, den Fiesko, an dem er das Gewebe des Meisters vor Allem erst zu verstehen strebte, gegen die „schwindsüchtigen Kritiken einiger großen kleinen Geister“ der Stadt zu vertheidigen. Wenn Schiller später die Pleiße singen läßt:

Flach ist mein Ufer und seicht mein Bächlein, es schöpften zu durstig
Meine Poeten mich, meine Prosaiker aus,

so lernte er jetzt in den ersten acht Tagen die durstigen Schöpfer kennen, den durstigsten in der Person des Kreissteuereinnehmers Christian Felix Weiße, der, oft von seinem großen Landsmann Lessing zurecht gewiesen, Alexandrinertragödien, Lustspiele, Lieder und Operetten in zahlloser Menge geliefert und jetzt für Schauspiele zur Belehrung von Frauenzimmern und für seinen Kinderfreund den Wasserstand der seufzenden Pleiße in Gefahr brachte. Weiße's Komponist, der Musikdirektor Hiller, der Maler Oeser, der freie, moralphilosophische Prediger der reformirten Gemeinde, Zollikofer, Huber's Vater, auch einige Berliner werden von Schiller unter seinen ersten Bekanntschaften aufgezählt, ohne daß sich mit allen diesen ein vertrauteres Verhältniß schloß. Ein solches gewann er zu dem Hause des Steinguthändlers Wilhelm Kunze, der, mit Göschen und Körner engbefreundet, sehr bald auch mit Schiller auf einen gemüthlichen Fuß kam. Wenn man seinem von Graff gemalten Porträt glauben darf, so stellte sich Kunze als schöner lebhafter Mann, mit einem Anfluge von weltmännischer Genialität dar. Er hat, wie Briefe ausweisen, dem Dichter gelegentlich sehr reelle Dienste geleistet.

Natürlich warfen sich in einer Stadt, wo durch zahlreiche Buchhändler die Zunft literarischer Handlanger blühte, manche verkannte Genie's dem anerkannten als Kollegen auf. So lästig dies Schiller war, so komisch war es ihm doch, als auch der Direktor des Affentheaters, welches Schiller in lustiger Gesellschaft besuchte, nicht zu bewegen war, vom Verfasser der Räuber ein Eintrittsgeld anzunehmen, weil es doch — ein Kollege sei.

Einen frischen, anhänglichen Altersgenossen und einen Mitarbeiter an der Thalia gewann Schiller in dem Lustspieldichter Johann Friedrich Jünger und durch diesen sah er sich bald in eine Sphäre hineingezogen,

deren Zauber und Leiden er soeben entflohen war. Die mächtigsten Beherrscher des Menschen sind seine Erfolge. Wie hätte Schiller dem Theater fern bleiben können, zumal hier, wo es in Reineke einen so würdigen, nachdrücklichen Leiter fand, als bei den Verhältnissen des ganzen Unternehmens nur irgend möglich war. Reineke spielte hier mit einem Theil der Dresdener Gesellschaft, deren Tendenz genügend gezeichnet ist, wenn man erwähnt, daß sie in der Pacht eines Italieners, Bondini, stand, welcher kaum drei Worte deutsch reden konnte. Nur Reineke's hartnäckigen Bemühungen war es gelungen, das vom Dresdener Hofe verbotene ernste Drama nothdürftig neben der Oper durchzusetzen. Schiller fand hier seine Freundin Sophie Albrecht mit ihrem Gatten wieder und schloß sich auch an andre Mitglieder, wie den Charakterspieler Hempel, Bösenberg, Sekonda's an; ein Verhältniß, welches sich im Laufe der Zeit zu lebhaftestem Austausch gestaltete. Reineke, damals hochberühmt als Heldenspieler, war ein eigensinniger Anhänger der Hamburger Natürlichkeitsrichtung und, was für Schiller von Wichtigkeit wurde, ein abgesagter Feind des Verses auf der Bühne. Er nahm Schiller's Fiesko zur Aufführung an und drängte im Verein mit seinen Kollegen den Dichter noch einmal in eine verlassene Bahn zurück, indem er es dahin brachte, daß Schiller 1787 den Don Carlos, so weit er fertig war, für die Bühne in Prosa auflöste und den nicht in Jamben fertigen Theil zuerst in Prosa vollendete.

Schiller sehnte sich aus dem Meßgeräusch nach einem stillen Plätzchen, wo er zu seinen Arbeiten zurückkehren konnte. Er vernahm, daß halb Leipzig im Sommer aufs Land flüchte, daß die Familie Stock in dem nahen Dorfe Gohlis wohnen werde. Der Aufenthalt empfahl sich durch angenehme Spaziergänge. Wenn man durch das Rosenthalthor zur Stadt hinausgeht, bietet dem Auge eine große Wiese ihren schweigenden Plan, in weitem Umkreis von Wald begrenzt. Will hier ein norddeutscher Sommerabend zeigen, was er kann, und dämpft er das Grün des Rasens und hebt die dunkeln Baummassen gegen den westlichen Himmel empor, so begreift man, daß Schiller diese Landschaft sehr lieb gewann. Rechts längs dem Rosenthal, so heißt diese ganze Parthie, zog sich schon damals ein schöner Laubweg, bis man durch das Gehöft einer rauschenden Wassermühle in das Dorf Gohlis eintrat. Nicht allzuweit von dieser Mühle suchte sich Schiller seine Wohnung.

Ehe er hinauszog, that er noch einen Schritt, den man ihm, wie mir scheint, sehr mit Unrecht verdacht hat. Es ist die bekannte Bewerbung um Magarethe Schwan. Man hat derselben ein gemeines Motiv untergelegt. Man hat gesagt, Schiller habe sich mit Schwan's Vermögen verwandt machen wollen. Man braucht seinen Kopf nicht im Dienste des Herzens anzustrengen, um diese Anklage grundlos zu finden. Wir wissen, daß Schiller's Neigung zu Margarethe Schwan großen Schwankungen unterworfen war. Aber der Abschied hatte ihm bewiesen, daß Margarethe in seiner Erinnerung bleiben wolle. Sie hatten versprochen einander öfter zu schreiben. Margarethens Geschenk, eine schöne Brieftasche, blieb vor seinen Augen, ihr Bild, reizvoller durch die Trennung, in seiner Phanthasie. Sie war nach Ansicht seines Vaters eine passende Parthie für ihn. In Leipzig fand er glückliche Liebende. Ein Freund steht daneben leicht allein. Die Leipziger Kunstzustände mußten ihn anwidern. Er schrieb einmal an Margarethen *). Aber das mußte er einsehen, daß ein fortgesetzter Briefwechsel nur ein zärtlicher sein könne. Wie paßte das zu seinen Aussichten? Zum Brotstudium sollte und mußte zurückgekehrt werden. Die Rechtswissenschaft — Huber konnte ihm am besten sagen, daß es damit nicht so rasch gehe. Die Medizin — bittere Arbeit. Aber wenn Margarethe der Lohn wäre! Ihr Bild würde ihn am Schreibtische fest halten, Alles ihm leicht werden, wenn es zum Besitz einer liebenswürdigen Frau führte. Auf der andern Seite war jetzt noch ohne Schuld das Verhältniß zu lösen. Sein Benehmen war immer ernst und gehalten geblieben, nur der Poet, nur der Vorleser war in Affekt gerathen. Es war der natürlichste und ehrenhafteste Schritt, jetzt sich offen dem Vater Margarethens zu erklären. In einem Schreiben vom 24. April 1785 hielt er um ihre Hand an. Er wolle, schreibt er dem Freunde, am Don Carlos und der Thalia arbeiten und sich dabei „unvermerkt" wieder zur Medizin bekehren. Als Bürgschaft für den Ernst dieses Vorsatzes giebt er seinen Wunsch an, Margarethen zu besitzen. „Mein freier, zwangloser Zutritt in Ihrem Hause", schreibt er, „gab mir Gelegenheit, Ihre liebenswürdige Tochter

*) Orginalmittheilung von Friedrich Götz (dem Sohn von Schwan's Kompagnon) an Karoline von Wolzogen, gestützt auf Familienbriefe und die Aussagen von Karoline Fecht, Schwan's langjähriger Dienerin. (Bisher nicht genau benutzt).

ganz kennen zu lernen, und die freimüthige, gütige Behandlung, deren Sie beide mich würdigten, verführt mein Herz zu dem kühnen Wunsche, Ihr Sohn sein zu dürfen." Er konnte im Hinblick auf Körner's Beistand, auf die Gunst des Herzogs von Weimar hinzufügen, daß seine Aussichten anfingen, sich zu verbessern; er gestand, daß schon „ein Jahr dieser Gedanke seine Seele beschäftige" daß er mit seiner Leidenschaft gerungen habe. „Von Ihrer Entscheidung" schloß er, „der ich mit Ungeduld und furchtsamer Erwartung entgegensehe, hängt es ab, ob ich es wagen darf, selbst an Ihre Tochter zu schreiben."

Was ist an diesem Beginnen unedel und interessirt? daß Schiller nicht verliebt genug war, seinem Freunde die Tochter zu entführen, daraus wird man Schiller doch keinen moralischen Vorwurf machen. Hören wir, was Schwan auf diesen Brief that. Schwan gab „ohne Margarethen etwas davon zu sagen, eine abschlägliche Antwort*) und gründete solche auf die besten Motive, indem der Charakter seiner Tochter nicht für Schiller passe." Wir werden weiterhin erfahren, weshalb Götz meint, daß Margarethens Charakter nicht für Schiller paßte.

Es ist kaum zweifelhaft, daß Schwan ein altes Nachdenken, welches bei Schiller schon einmal durch das Gerücht über Margarethe erweckt war, von Neuem aufstörte, ein Nachdenken, welches bei jedem jungen Mann den Gedanken an eine Heirath sofort zur Ruhe bringt. Was konnte er Margarethen noch schreiben, wenn solche Eröffnung geschehen war? die Liebe war durch den gewichtigsten Mund aus seinem Herzen weggesprochen. Margarethen nicht zu zeigen, daß auch die Freundschaft daraus verschwunden sei, war die einzige Schonung, die ihm übrig blieb. Wir werden sehen, daß er sie übte. Freilich sein Versprechen, zu schreiben, hielt er nicht. Margarethe, welche die Ursache seines Schweigens nicht wußte, sprach gegen Andere offen ihren Schmerz aus. Ein Beweis, daß dieser Schmerz nicht sehr tief war. Sie war weder die Veranlassung der „Resignation", noch war sie ein Opfer des genialen Egoismus.

*) Mittheilung von Fr. Götz. Die Antwort ist nicht im Schiller'schen Nachlaß vorhanden.

# II.

## Freude, ſchöner Götterfunken.

Es iſt nicht zu verwundern, daß Schiller über Schwan's Antwort und den Traum eines warmen Apriltages bald hinweg kam. Denn eben jetzt umfingen ihn die reinen Genüſſe der Freundſchaft in ihrer vollen Stärke. Noch hatten Körner und Schiller ihre Ueberzeugungen nicht ausgetauſcht. Körner hielt es an der Zeit, daß ſein neuer Freund ihn ganz kenne. Er wußte wohl, was er that, wenn er jetzt neben ſeinem Liebesbunde eine Freundſchaft zuſagte, die leicht neben jenem in Schatten ſtehen konnte. Er wußte zugleich, daß er dieſe Freundſchaft ununterbrochen aus den tiefſten Quellen ſeiner treuen und ernſten Natur nähren mußte, wenn ſie nicht an dem Feuerſtrahl des überlegnen Genius zu einer kläglichen Knechtſchaft verdorren ſollte. So begrüßt er am 2. Mai den Freund mit dem Bekenntniß, jetzt fange er zu leben an. Um glücklich zu ſein, müſſe er erſt ſo viel Gutes um ſich her gewirkt haben, als er durch ſeine Kräfte und in ſeinen Verhältniſſen fähig ſei. Und das werde er, ſeinem Schiller zur Seite. Er legt ſeinen ganzen bisherigen Geiſtesgang dar, wie ihn im Umriß meine Leſer bereits kennen, ſeinen Hang nach tüchtiger Wirkſamkeit. Es ſind die Selbſtbekenntniſſe einer kritiſchen und zugleich pflichtmäßigen, auf praktiſche Thätigkeit gerichteten Natur. Noch nicht ganz vollendet gehen ſie an Schiller ab.

Dieſer antwortet ſofort. Er merkte wohl, daß er ein wenig vom Freunde innerlich unterſchieden war. Seine Anſichten waren weniger pflichtmäßig. Seine Ueberzeugungen hatten ſich ſeit der Akademie wenig geändert. Es war die alte Glückſeligkeitslehre, in welcher jetzt nur der

Ruhm noch eine beſondere Rolle neben dem Glücke ſpielt*). Es war Shaftesbury's Weisheit, die auch Wieland zum „goldnen Spiegel“ geworden war. Das höchſte Vergnügen iſt Verbrüderung der Geiſter und „Verbrüderung der Geiſter“, ruft er aus, iſt der ſicherſte Schlüſſel zur Weisheit. Und was exiſtirt im Reiche der Wahrheit, fährt er mit ſtolzem Muthe fort, worüber Menſchen wie wir, verbrüdert, wie wir, nicht endlich Meiſter werden ſollten?“ Schiller erkennt das reiche Herz des Freundes an, das nicht verweichlicht durch ſein Liebesglück dem Glücke ſeine Schuld durch Thaten abtragen will. Glück zu, ruft er dem lieben Wandrer entgegen, der ihn auf ſeiner Bahn zur Wahrheit, zum Ruhm, zur Glückſeligkeit begleiten wolle. Mit einer Wendung, die vor- und rückwärts in ſeine Entwickelung greift, knüpft Schiller das Handeln nach dem Gebote der Pflicht an das Handeln aus Begeiſterung. „Tauſend Menſchen“, ſagte er, „gehen wie Taſchenuhren, die die Materie aufzieht, oder, wenn Sie wollen, ihre Empfindungen und Ideen tröpfeln hydroſtatiſch, wie das Blut durch ſeine Venen und Arterien, der Körper uſurpirt ſich eine traurige Diktatur über die Seele, aber ſie kann ihre Rechte reklamiren und das ſind dann die Momente des Genius und der Begeiſterung.“ In die Willenskraft ſetzt er das Kennzeichen eines großen Mannes, das Uhrwerk ſoll empfinden, daß ein freier Geiſt ſeine Räder treibt, aber als die Quelle dieſer Willenskraft gilt ihm der Enthuſiasmus. Das Vollgefühl des Künſtlers, das ſich in dieſen Gedanken wiegte, hätte leicht den praktiſchen Freund zurückſtoßen können. Aber hier gerade war Körner von eigenthümlichem Verſtändniß. Er ſchreibt, er denke jetzt groß von der Kunſt. Sie war ihm jetzt das Vergnügen, das zugleich veredelt, weil ſie ihm das edelſte Vergnügen war. Das verſpricht er auf Schiller's Mahnung, daß nie kalte Vernunft ſeine edelſten Freuden ſtören ſolle. Ja, er fühle ſelber den Trieb, zu ſchaffen, nur lähme ihn die klare Einſicht des Beſſeren. In der Muſik giebt er ſich noch nicht verloren. „Hätte ich mich früher der Muſik ganz gewidmet, ſo würde ich etwas darin geleiſtet haben.“ In dieſem „Hätte ich“ lag freilich Körner's künſtleriſche Befähigung in ihrer ganzen Schranke ausgeſprochen. So ernſt, ſo gründlich begann dieſe Freundſchaft, die nun durch Körner's Anerbieten auch äußerlich

*) Vgl. Band I, S. 78, 101.

den brüderlichen Ton annahm. Beide maßen gleichsam ihre Kräfte aus, um zu wissen, wo jeder den andern zu stützen, zur großen Aufgabe des Jahrhunderts zu erheben habe. Hier kam Schiller keine unbedingte Hingebung, wie von Streicher und Beck entgegen, er durfte, das verlangte Körner, nicht zu hoch über den Freund emporragen, wenn letzterer sich frei fühlen sollte. Hier war kein Bund zwischen dem Dichter und seinem kritischen Präkonen, hier schloß das bravste, zuverlässigste duldsamste Herz — denn das war Körner, — die nordische Tüchtigkeit, Klarheit und Gradheit, mit dem Genius Freundschaft, dessen Charakter zwar noch nicht gefestigt erschien, aber darin um so imponirender war, daß er gleich fähig zu großen Tugenden, wie zu großen Abwegen sich durch nichts regierte, als durch einen glühenden Enthusiasmus. Und diese Freundschaft schloß sich ganz aus den Seelen heraus. Sie ist in sofern weit mehr als ein bloß persönliches Band, sie erhält einen schönen nationalen Glanz, zwei deutsche Stammes-, zwei fast widerstrebende Charaktereigenschaften verbinden sich zum Wirken im Ganzen.

Eine eigenthümliche Stellung zu den Beiden nahm Huber ein. Er konnte sich weder an Charakter mit Körner, noch im entferntesten an Begabung mit Schiller vergleichen. „Bin ich denn gar nichts mehr!“ Das war der Monolog seines Selbstbewußtseins neben dem Dichter des Fiesko. Aber ihn zu etwas machen, ihn fortzureißen zur großen Aufgabe, welche sich der Bund stellte, das ließ Schiller seine eifrigste Sorge sein. Mahnte Schiller den ältern Freund, nie für die Ideale seiner Jugend zu erkalten, erinnerte Körner seinen Schiller, daß Licht und Wärme zum höchsten Begriff der Menschheit gehöre, so suchte Schiller seinem Huber vor Allem erst Freiheit, Bestimmtheit, Selbstständigkeit zu sichern. Das erstreckte sich sogar, wie wir bald sehen werden, auf Huber's äußere Lage. Ich muß zuvor eine neue Person bei den Lesern einführen. Zu den genauesten Bekannten Körner's gehörte der Buchhändler Göschen, der bis zum Frühjahr 1785 an der Gelehrtenbuchhandlung in Dessau Theil gehabt, sich mit dem Kompagnon Reiche überworfen hatte und jetzt entschlossen war, seinen Verlag selbständig in Leipzig fortzuführen. Göschen wandte sich an Körner, der sich bereits früher mit einer Summe bei Göschen's Bibelverlag betheiligt hatte und bat ihn, die Kompagnieschaft vollständig zu machen. Körner ging darauf ein und Göschen eilte im April nach Gotha und

Weimar, wo er sich von Wieland, Bode, Musäus Verlagsartikel verschaffte. Zu Ende des Mai kam er ganz erfüllt von Weimar, der Stadt, wie ihren Berühmtheiten, in Leipzig an*). Er nahm seinen Aufenthalt ebenfalls in Gohlis, wo sein Freund der Kupferstecher Endner, Schiller und Jünger bereits wohnten. (Nach einer glaubwürdigen Mittheilung hat Schiller auch neben dem jetzigen Schillerhäuschen mit Endner zusammengewohnt.) Bald gehörte der lebhafte und energische Göschen zu Schiller's vertrautestem Umgang. Göschen war es unter Andern, der im Sommer den Verfasser des Anton Reiser, den geistvollen aber zerrütteten Karl Philipp Moritz dem Dichter zuführte. Schiller wußte, wie unbarmherzig Moritz Kabale und Liebe in der Vossischen Zeitung rezensirt hatte, er stellte ihn heftig darüber zur Rede. Aber so wenig ihm Moritz' zerrissenes und schroffes Wesen damals zusagte, es kam zwischen ihnen bald zu einer Verständigung, dem heißen Abend folgte eine fröhliche Nacht und auf diese ein begeisterter Morgen, an welchem Schiller Scenen aus seinem Don Carlos und Bruchstücke aus seinem Abfall der Niederlande mittheilte**). Eine noch stärkere Probe von dem Ueberschwang jener Tage giebt uns Schiller's Brief an Körner vom 3. Juli, zugleich den besten Schlüssel zu der Erneuerung seines innern Menschen, welche allein im Stande war, den Dichter der Freigeisterei und der Resignation zum gewaltigen Ja der Freudenhymne zu erheben.

Schiller, Göschen, Huber, andere Freunde und die Schwestern Stock trafen am 1. Juli mit Körner auf dem Gute Kahnsdorf zusammen, welches, etwa fünf Stunden von Leipzig gelegen, den Verwandten Körner's, der Familie Ernesti gehörte. Es war, als ob durch diese Begegnung der Bund der Freunde die Weihe erhalten habe. Am andern Tage, es war der Geburtstag Körner's, fuhren Schiller, Göschen und Huber nach Leipzig zurück. Diese Fahrt hat Schiller seinem Körner besungen, kann man fast sagen, denn eine Beschreibung wird man kaum den Brief vom 3. Juli nennen können: „Bester Freund, der gestrige Tag, der zweite des Julius wird mir unvergeßlich bleiben, so lange ich

*) Ungedruckte Briefe Göschen's an Zacharias Becker; mitgetheilt durch die Güte des Herrn Hofrath Becker in Gotha.

**) Klischnigg, Fortsetzung des Anton Reiser. S. 119 ff.

lebe. Gäbe es Geiſter, die uns dienſtbar ſind, und unſre Gefühle und Stimmungen durch ſympathetiſche Magie fortpflanzen und übertragen, Du hätteſt die Stunde zwiſchen halb acht und halb neun Vormittags in der ſüßeſten Ahnung empfinden müſſen. Ich weiß nicht mehr, wie wir eigentlich darauf kamen, von Entwürfen für die Zukunft zu reden. Mein Herz wurde warm. Es war nicht Schwärmerei, — philoſophiſch feſte Gewißheit war's, was ich in der herrlichen Perſpektive der Zeit vor mir liegen ſah. Mit welcher Beſchämung, die nicht niederdrückt, ſondern männlich emporrafft, ſah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglücklichſte Verſchwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene, vielleicht große Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnſinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schickſals, die zweite und größere aber durch mich ſelbſt zernichtet. Tief, beſter Freund, habe ich das empfunden und in der allgemeinen feurigen Gährung meiner Gefühle haben ſich Kopf und Herz zu dem herkuliſchen Gelübde vereinigt, die Vergangenheit nachzuholen und den edlen Wettlauf zum höchſten Ziele von vorn anzufangen. Mein Gefühl war beredt und theilte ſich den andern elektriſch mit. O wie ſchön, wie göttlich iſt die Berührung zweier Seelen, die ſich auf ihrem Wege zur Gottheit begegnen. Du warſt bis jetzt noch mit keiner Sylbe genannt worden und doch las ich in Huber's Augen Deinen Namen — und unwillkürlich trat er auf meinen Mund. Unſre Augen begegneten ſich und unſer heiliger Vorſatz zerſchmolz in unſere heilige Freundſchaft. Es war ein ſtummer Handſchlag, getreu zu bleiben dem Entſchluſſe dieſes Augenblicks — ſich wechſelſeitig fortzureißen zum Ziele, — ſich zu mahnen und aufzuraffen einer den andern und nicht ſtille zu halten bis an die Grenzen, wo die menſchlichen Größen enden. O mein Freund! Nur unſrer innigen Verkettung, ich muß ſie noch einmal ſo nennen, unſrer heiligen Freundſchaft war es vorbehalten, uns groß, gut und glücklich zu machen." Selbſt der materielle Genuß verklärt ſich im feierlichen Licht ihrer Stimmung. Die Freunde kehren in einer Schenke ein. Sie finden dort Wein vor. Körner's Geſundheit wird getrunken. „Stillſchweigend, lautet die Erzählung, ſahen wir uns an, unſre Stimmung war feierliche Andacht, und jeder von uns hatte Thränen in den Augen, die er ſich zu erſticken zwang. Göſchen bekannte, daß er dieſes Glas Wein noch

in jedem Gliede brennen fühlte, Huber's Gesicht war feuerroth, als er uns gestand, er habe noch keinen Wein so gut gefunden und ich dachte mir die Einsetzung des Abendmahls — „dieses thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß." Ich hörte die Orgel gehen und stand vor dem Altare." — — Und noch einmal versichert Schiller: „der Himmel hat uns seltsam einander zugeführt, aber in unsrer Freundschaft soll er ein Wunder gethan haben. Eine dunkle Ahnung ließ mich so viel, so viel von Euch erwarten, als ich meine Reise nach Leipzig beschloß, aber die Vorsehung hat mir mehr erfüllt, als sie mir zusagte, hat mir in Euren Armen eine Glückseligkeit bereitet, von der ich mir damals auch nicht einmal ein Bild machen konnte. Kann dieses Bewußtsein Dir Freude geben mein Theuerster, so ist Deine Glückseligkeit vollkommen."

Körner empfand diese Freude, sie machte ihn schwindeln, er wagte sie in frommer Scheu kaum auszufühlen. „Ist dies nicht zu viel für einen Menschen wie ich!" antwortet er, und indem er wahr und offen bekennt, wie sein nahes häusliches Glück seine Empfindung theile, verspricht er um so fester, was er halten kann „keine Abwechselung von Trunkenheit und Erschlaffung, sondern steten Genuß ineinanderstrahlender Seelen." Körner hat sein Versprechen gehalten.

Eine bedenkliche Prüfung für die Zartheit dieses Bundes mußte über kurz oder lang Schiller's äußere Lage werden. Aber hier wurde der Spruch des Polonius: „sich und den Freund verliert das Darlehn oft", glänzend zu Schanden. Schiller hatte bei der Begegnung in Kahnsdorf natürlich seinem Körner nicht die traurige Wahrheit aufdecken mögen, daß Huber und er, wie er in der drastischen Terminologie jener Zustände sich ausdrückt, auf dem Sande seien. Göschen hatte an Huber noch zu zahlen, doch da der Verleger schwieg, mochten die armen Schriftsteller nicht mahnen. Nun trat Schiller mit einem höchst ehrbaren Plane vor Körner auf. Er fragte, indem er auf Körner's Geschäftsverbindung mit Göschen hinwies und zugleich über seine bisherige Verlagshandlung gerechte Klagen führte, ob Körner etwa in Göschen's Geschäft selbständiger Verleger sein könne. In diesem Falle stellte Schiller ihm einen zweiten Theil der Räuber in Einem Akt, einen Theater-Fiesko und Andres zur vortheilhaften Verfügung und bat schließlich um einen recht baldigen Vorschuß auf diese Artikel.

Körner sah aus diesem künstlichen Anagramm klar die Worte heraus-

leuchten: „wir brauchen dringend Geld!“ Und seine Antwort war, daß er sofort eine Summe schickte und zugleich ebenso weise als großherzig durch eine ganze und volle Wohlthat dem Freunde weitere Bitten ersparte. Körner kleidete sein Anerbieten in folgende Worte: „wenn ich noch so reich wäre, und Du ganz überzeugt sein könntest, welch ein geringes Objekt es für mich wäre, Dich aller Nahrungssorgen für Dein ganzes Leben zu überheben, so würde ich es doch nicht wagen, Dir eine solche Anerbietung zu machen. Ich weiß, daß Du im Stande bist, sobald Du nach Brot arbeiten willst, Dir alle Deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Nothwendigkeit des Brotverdienens zu setzen.“ Und nun giebt er dem Geschenk das Ansehen eines Geschäfts, will den Verlag bei Göschen vermitteln, nur wünscht er, daß diese Unternehmung den Freund nicht im Don Carlos unterbreche.

Man weiß nicht, soll man sich mehr darüber freuen, wie Körner gab, oder wie Schiller diese Gabe annahm. Schiller bekannte seinen falschen Stolz und indem er ihn würdig entschuldigte, gab er sich gerührt dem Freunde überwunden. „Die Thränen, schreibt er, die ich hier an der Schwelle meiner neuen Laufbahn Dir zum Danke, Dir zur Verherrlichung vergieße, werden wiederkommen, wenn diese Laufbahn vollendet ist. Werde ich, was ich jetzt träume, wer ist glücklicher als Du? Zerreiße diesen Brief nicht, Du wirst ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer seltnen Empfindung lesen und auch im Grabe wirst Du sanft darauf schlafen.“

Aufgelöst in Rührung und Dank, für sich und Huber des qualvollsten Druckes entlastet, konnte er jetzt mit freiem Herzen der Freude leben, als Körner erschien, um die Vorbereitungen zu seiner Verbindung mit Minna zu treffen. Körner's Hochzeit! Welch' ein Ereigniß für den Bund, für Schiller! Er hatte für sich selbst keinen Wunsch, als den einen, daß die Liebe ihn nicht des Freundes berauben möge. Die Hochzeit war zum 7. August angesetzt. Schiller verfaßte eine Allegorie in Prosa, welche sein Hochzeitsgeschenk, ein Paar Urnen, begleiten sollte. Tugend, Liebe und Freundschaft läßt der Dichter vor dem Throne des Zeus zu einem Rang- und Wettstreit erscheinen, welchen der Göttervater also entscheidet: „Meine männliche Tochter, die Tugend, wird ihre Schwester Liebe Standhaftigkeit lehren und die Liebe

keinen Günſtling beglücken, den die Tugend ihr nicht zugeführt hat. Aber zwiſchen Euch beide trete die Freundſchaft und hafte mir für die Ewigkeit dieſes Bundes.“ Mit dieſer Sendung begrüßte er am 7. Auguſt das Paar und fügte die Worte hinzu: „Meine Theuerſten, an dem Morgen des Tages, der Euch grenzenlos glücklich macht, bete ich freudiger zur Allmacht. Wünſchen kann ich Euch nichts mehr; jetzt habt Ihr ja Alles.“ Aber wenigſtens einen Seitenblick erbittet er der Freundſchaft. „Vergeßt nicht, ruft er aus, daß ſie für Euch betet, für Euch Thränen der Freude weint und ſich ſo ungern von dem lieblichen Traum trennt, Eure Tage verſchönern zu helfen. Entlaßt ſie ihrer Pflichten nicht. Sie ſind ihre Glückſeligkeit und wieviel bleibt ihr übrig, wenn ihr gar nichts mehr wünſchen wollt.“ Ueber alles dieſes kam der Poet denn auch noch in den Rhythmus und dichtete ein Hochzeitslied, worin ſchon embryoniſche Gedanken der Freudenhymne zucken, und welches zugleich wahrſcheinlich macht, daß letztere noch nicht geſchrieben war. Es heißt darin noch:

Jede Erdenwonne muß
Sich mit Leiden gatten,
Lüſte wirken im Genuß,
Ehrſucht ſpeiſt mit Schatten,
Weisheit tödtet oft die Glut
Unſrer ſchönſten Triebe,
Tugend kämpft mit heißem Blut,
Glücklich macht nur Liebe!

und doch ſchon:

Preiſt den armen Wandrer nicht
Der ſie nie empfunden.

wie in dem Gedichte an die Freude:

Und wer's nie gekonnt, der ſtehle
Weinend ſich aus unſerm Bund, u. ſ. w.

Und am Nachmittag um 5 Uhr war in Körner's väterlichem Gartenhauſe, da, wo ſich zwiſchen der Pleiſſenburg und katholiſchen Kirche jetzt eine Brücke befindet, ein Kreis frohbewegter Menſchen beiſammen, um Körner's Freudenfeſt zu begehen. Ohne daß das Kirchenbuch von St. Nikolai, dem wir dieſe Nachricht verdanken, meldet, wie Schiller's Verhalten bei dieſem Akt geweſen ſei, iſt anzunehmen, daß ein ſolches Maaß von Wonne, Liebe und Begeiſterung in ſeinem Herzen wohnte, als nur irgend darin Raum hatte. Denn ohne Zweifel als Nachklang

oder als Ausdruck dieſer Stunden und Tage iſt ſein Gedicht an die Freude entſtanden.*)

Es iſt biographiſch von höchſter Bedeutung. Es ſtellt ſich mit der Reſignation und der Freigeiſterei der Leidenſchaft ſehr ungezwungen — und das iſt ſelten bei einem Dichter der Fall, der nicht jeden Lebensmoment zum lyriſchen Gedicht erhob — zu einer Gruppe zuſammen, die gleichſam den verklärten Leib einer großen innern Veränderung bildet. In Mannheim ſchrieb er, daß er noch nie glücklich geweſen ſei. Die „Reſignation“ iſt nichts als die Abfertigung einer halben Reſignation durch eine ganze, und, es iſt nicht zu leugnen, ſchneidende Reſignation. Sie hat meiner Anſicht nach nichts mit dem Kant'ſchen Tugendbegriff zu thun, wie Kuno Fiſcher meint, ſie hält ſich ganz in den Schranken eines verfeinerten Eudämonismus; ja es iſt, als hätte Schiller folgende Worte geleſen, die in Shaftesbury's Unterſuchung über die Tugend ſtehen. Es heißt dort von dem Frommen: „wenn das, was er Reſignation nennt, bloß auf einer unendlichen Wiedervergeltung beruht, ſo zeigt er darin nicht mehr Verdienſt oder Tugend, als bei jedem andern vortheilhaften Tauſch oder Handel.“ In dieſem Sinne fertigt der unſichtbare Genius auch bei Schiller den Gläubigen ab. Die kühle Alternative, die dann der Genius zwiſchen Glauben und Genuß ſtellt, wie weit iſt ſie entfernt von der unbedingten Selbſtbeſtimmung Kant's, bei welcher Tugend und Genuß unverſöhnliche Feinde ſind und die Tugend ſelbſt mit der Hoffnung und der Geſchichte als Weltgericht nichts zu thun hat. In der „Freigeiſterei der Leidenſchaft“ kam dann das Recht des Genuſſes, welches in der Reſignation in der That verhüllt ausgeſprochen iſt, zu ſeiner vollen Geltung. Solche Stimmungen feſtgehalten hätten Schiller, ſo gewaltig dieſe Gedichte ſind,

*) Körner erzählt, es ſei in Gohlis gedichtet. Es zirkulirte ſehr bald in Abſchriften. Ohne Zweifel gehörte Kunze zu denen, die es zuerſt zu Geſicht bekamen, und doch ſchreibt Schiller, der am 11. September nach Dresden ging, an Kunze: „ich wußte, daß Euch mein Lied an die Freude Vergnügen machen würde.“ Eine Bemerkung, welche ſchließen läßt, daß er Kunze's Urtheil über das Gedicht erſt in Dresden erfuhr. Bedenkt man, daß Schiller in den letzten vierzehn Tagen und drüber nach Körner's Abreiſe ſehr trübe geſtimmt war, daß Kunze das Gedicht erſt im Herbſt kennen lernte, ſo iſt ſehr wahrſcheinlich, daß es während Körner's Anweſenheit entſtanden iſt.

auf die Bahn eines Byron und Heine drängen müssen und es ist seine wahrhaft positive Größe, daß er sie nicht durch Wiederholung zu Glaubensbekenntnissen erhob.

Jetzt hatte er sich an Körner's Brust ausgeweint, jetzt himmlische Kraft aus dem Bekenntniß gesogen, daß er die größere Hälfte der Thränen verschuldet, die sein Lenz ihm gegeben. Die Beichte solcher Verschuldung und das Gelübde, das große Vorhaben der Natur zu lohnen, indem er es erfüllte, wusch alle Bitterkeit, alle wilde Begierde aus seiner Seele. Der Entschluß, am Arme des Freundes groß und gut zu werden, machte ihn schon glücklich. Sein Trieb nach Liebe, um in der Sprache seiner Glückseligkeitslehre zu reden, hatte in Körner den edelsten Gegenstand gefunden. Wie er früher in dem „Hymnus an die Liebe" die Liebe als Gesetz des Universums gefeiert hatte, so pries er jetzt die andere natürliche Neigung des Menschen, den Drang nach Glück, indem er den persönlichen Ausdruck des Glücks, die Freude, zu einer göttlichen Macht erhob, zu einem Wesen göttlichen Ursprungs, göttlicher Kraft, Milde, Weisheit, Duldung, Gnade, gleich theilhaftig Guten, wie Bösen. Das Gedicht ist die höchste dichterische Verklärung, welche die Glückseligkeitslehre gefunden hat. Der Gott des Deismus und seine Schöpfung (eine bei Leibnitz und den Deisten ausgesprochene Trennung) sind in diesem Gedicht wunderbar verbunden. Die Freude ist die Mittlerin zwischen Gott und der Schöpfung; sie zieht den Unbekannten, den starren Richter vom Himmel herab, sie ist des lieben Vaters, des guten Geistes bis zur kühnsten Verwegenheit gewiß und — es ist das ein großer Zug dieser Hymne, der allerdings Kantisch ist*), indem der Sänger der Freude Tugend von sich selbst fordert, theilt er Freiheit und Glück an die Unterdrückten, Vergebung an alle Sünder aus und (dieser Zug gehört ganz ihm selbst), läßt die Hölle nicht mehr sein. So schuf Schiller in der Freude eine Göttin, so sicherte er auch hier den Olymp, so einte sie wahrhaft die Götter des philosophischen Jahrhunderts, „des Menschen Kraft im Dichter offenbart."

Solch eine Aufraffung, wie diese, — und sie dauert wie wir sehen werden, lange fort, kann zwar noch wieder gelähmt werden, aber ihr Eindruck ist unerlöschlich und mit dieser Freude an den Dingen, welche

*) Vgl. Met. Anfangsgr. der Tugendlehre. 1796. Einleitung. S. 13.

allein den großen Künſtler zu Schöpfungen von Gehalt beflügeln kann, mit ihr, die als ſtille Luſt der Beſchäftigung, als unermüdlicher Bildnerfleiß, als Liebe zur Menſchheit, zur Geſchichte wirkt, mit der Freude, nicht mit der Reſignation ward die neue Bahn begonnen, die er zum Siegen wandelte. Und immer, wenn ſie wiederkehrte in ganzer Glorie, die himmliſche, als Liebesglück, als Freundſchaft, in der Wahrheit Feuerſpiegel, als Geſundheit, als Vaterfreude, als Ruhm und geiſtiges Kraftgefühl, dann erhöhte ſich ſein Trieb und ſeine Leichtigkeit zu geſtalten.

Denn Leid bringt Früchte, aber Freude nur kann ſie ernten. Was Wunder, daß dieſes Lied, trotz ſeiner Mängel, trotz ſeiner aus dem Dogma und dem Heidenthum gemiſchten tumultuariſchen Myſtik markerſchütternd durch die Gebeine der Zeit fuhr, daß es den Beſchluß jeder gehobenen Geſellſchaft bildete. Der gefangne Schubart, Körner, namhafte Komponiſten, wie Zumſteeg, Zelter, Naumann ſetzten es. Auch eine Sage ward an die Entſtehung des wunderbaren Liedes geknüpft und, wenn ſie auch durch Nichts begründet iſt (Karoline von Wolzogen hätte ſie ſich im andern Fall ſicher nicht entgehen laſſen), ſo charakteriſirt ſie doch den Eindruck, den das Lied machte. Nach dieſer Sage ſoll Schiller einen armen Studenten vor dem Selbſtmord bewahrt und durch ein am Hochzeitstiſch geſammeltes Almoſen ihn mit dem Leben ausgeſöhnt haben. Und ſolches Gelingen ſoll das Lied an die Freude geſchaffen haben.

Eine wahrhaft einzige, eine Wohnung, unſterblich wie es ſelbſt, gewann es in Beethoven's neunter Symphonie. Als die Muſik, verarmend vor den Schauern der Weltliebe, die den Meiſter durchbebten, nach Sprache, nach Worten rang, fand ſie keine gewaltigeren, als dieſe: „Freude, ſchöner Götterfunken.“

# III.

## Dresden.

Es giebt einen Sommernachtstraum der Freundſchaft, bei welchem Puk's Blumenſaft nicht minder im Spiele zu ſein ſcheint, als bei dem der Liebe. Schiller hatte offenbar von Puk's Beſtem eine ſtarke Doſis aufs Auge bekommen. Das Hochzeitspaar reiſt endlich nach Dresden. Schiller ſchwingt ſich auf einen Klepper, um ihnen bis hinter Hubertsburg das Geleite zu geben. Auf dem Heimritt ſtürzt er und quetſcht ſich die Hand, daß er vierzehn Tage nicht ſchreiben kann. Ihm eben recht. Wäre ſie doch ein wenig gelähmt geblieben! Das hätte ihn „ſein Lebelang an Körner's glücklichen Einzug in Dresden erinnert.“

Es war beſchloſſen, er ſolle in Gohlis bleiben, bis ſich Huber's Ueberſiedlung ebenfalls entſchieden habe. Die Zögerung wird ihm unerträglich. Sein Fiesko ſollte im September gegeben werden. Er will es nicht abwarten. Seit Körner's fort ſind, erſcheinen ihm die Lieblingsplätze der Gegend todt und trübe. Die Seele der Landſchaft iſt dahin. Mit magiſcher Gewalt zieht es ihn nach Dresden. „Ich muß zu Euch, ſchreibt er, — und auch meine Geſchäfte fordern Ruhe, Muße und Laune. In Eurem Zirkel allein kann ich ſie finden. Schreibe mir, beſter Körner, mit dem erſten Poſttag — nur in zwei Zeilen — ob ich kommen kann und darf.“ Am Abend des 10. September hatte er Körner's Antwort in Händen und am andern Morgen fuhr er mit Extrapoſt zum Thore hinaus. Dr. Albrecht war ſein Begleiter. Schon die Reiſe verſetzte ihn in einen Rauſch des Entzückens. Mit dem andächtigen Schauer eines Wallfahrers grüßte er alle Stellen der Landſchaft, die ſich bei dem neulichen Ritt ſeinem Herzen eingeprägt hatten. Als

auf einmal und ihm zum ersten Mal die Elbe zwischen den Bergen heraustrat, schrie er vor Freuden laut auf. Wie schön war diese Natur und was ihr sein ganzes Herz gewann, wie ähnlich seinen heimischen Fluren, den Tummelplätzen seiner ersten dichterischen Kindheit. Um 12 Uhr Nachts fuhr er über die Elbbrücke in die Altstadt ein. Hinter sich in der Neustadt sah er in der Gegend, wo er Körner's Wohnung vermuthete, einige Häuser erleuchtet. Sein Herz wallte auf in dem Gedanken, daß Körner's darunter sei.

Als er am andern Tage die Freunde wiedersah, da waren seine heißesten Wünsche erfüllt, er fühlte sich aufgehoben, wie im Himmel.

Körner war der rechte Mann, den Himmel eines Dichters auch äußerlich in Scene zu setzen. Er hatte in der Neustadt für die Freunde eine Wohnung eingerichtet, welche außer der Nähe des Japanischen Gartens die Annehmlichkeit bot, daß sie in der Nähe der Körner'schen lag*). Körner gehörte außerdem zu den weisen Sterblichen, die ein Landhaus besitzen. Wer an einem schönen Sommernachmittage dem deutschen Florenz entflieht, sich in eine Gondel setzt und stromaufwärts rudern läßt, macht eine der angenehmsten Fahrten. Am linken Ufer steigen grüne Rebenhügel mit schimmernden Gartenhäusern vom Wasserspiegel empor, bis zuletzt ein dunkler Kiefernwald die Hügel in weitem Bogen überragt. Dort an einer Strombiegung liegt das Dorf Loschwitz. Oberhalb des Dorfes besaß Körner einen Weinberg mit einem zweistöckigen Hause. Von da aus hat man einen herrlichen Blick auf Strom und Auen bis zu den duftigen Höhen der sächsischen Schweiz.

In dieser ihn anheimelnden Natur sollte Schiller fortan mit den liebsten Menschen seine Tage verleben. In diesem Landhause saß er am 13. September am Schreibtisch, den ganzen Taumel seines Glückes in einem Briefe an Huber auszuschütten. „Wie mir jetzt ist, so schreibt er vertröstend, wird Dir in wenigen Wochen auch sein. Betrachte mich also als „den sel'gen Spiegel Deiner Seligkeit." Und welch' ein Behagen spricht aus folgenden Worten: „ich schreibe Dir auf meinem Zimmerchen, im Weinberg, über mir höre ich unsere lieben Weiberchen

*) Er wohnte bei einer Mademoiselle Faust zur Miethe, Schiller beim Hofgärtner Fleischmann, die letzte Zeit im Körner'schen Hause.

herum kramen in häuslichen Geschäften und mitunter auf dem Klaviere klimpern."

Wie viel Stimmung gab ihm dieses traute Flüstern der Hausgeister zu seinen Arbeiten. Wenn dann Körner Mittags von seinem Bureau kam, ebenso bereit, in die geistigen Höhen des Dichters hinaufzusteigen, wie Schiller, sich mit übermüthigster Laune der bequemeren Hausstimmung hinzugeben, welch' ein Kreis hätte sich diesem vergleichen können. Körner's Bibliothek enthielt manches gute Buch, namentlich aus dem Gebiete der Philosophie und Geschichte. Wo sie nicht zulangte, half die Kurfürstliche Bibliothek aus. Man las gemeinschaftlich solche Werke, welche Diskussionen erzeugten, man durchsprach gern ein Lieblingsthema des Dramatikers, die Motive der menschlichen Handlungen, die Abwägung von Tugend und Größe. Körner war reicher an Kenntnissen und Lektüre. Er hatte bereits die ersten Schritte im Kant gethan und hielt mit dem großen Denker die bisherige Methaphysik für nichts als ein schönes Spiel mit Begriffen. Hier stieß er gegen Schiller's uns bekannte Ansichten an und ward so der kritische Raphael für den moralphilosophischen Julius. Die Frucht dieser Gespräche wurden die philosophischen Briefe im dritten Hefte der Thalia. Nicht Schiller, sondern Körner hat die Briefe Raphael's geschrieben, und der trocknere Ton würde sie reichlich als seine Produkte kenntlich machen, wenn er nicht ausdrücklich und wiederholt später bei Schiller anfragte, ob Julius nichts an Raphael zu schreiben habe *). Während so die Freunde sich gegenseitig leisteten, was sie versprochen hatten, übte der Umgang der beiden Frauen auf Schiller's Stimmung den wohlthätigsten Reiz aus. Mit welchem liebenswürdigen Humor, wie fern von jenem Dichterbewußtsein, das den Dreifuß als unentbehrliches Attribut seiner Würde mit sich schleppt, unser Dichter sich gehen ließ, dafür sind uns einige Zeugnisse verblieben, von denen das erste wahrscheinlich in die ersten Wochen dieses Herbstes fällt. **)

*) S. unten den Abschnitt: Schiller und die Philosophie.

**) In Gohlis war wenig am Don Carlos gethan. Schiller arbeitete jetzt um so eifriger daran. Im Wohnhause sollte etwas gebaut werden. Der Poet mußte sein trautes Zimmer verlassen und in das Häuschen des Winzers ziehen. In diesem befand sich auch die Waschküche, durch welche der Eingang in sein Stüb-

Der mahnende Winter trieb natürlich auch Schiller in seine Stadtwohnung, welche jetzt sein Huber mit ihm theilte. Denn auch Huber war endlich von seinen Eltern nach Dresden entlassen, um unter An-

---

chen führte. Das Schreckliche, was sich nun begab, erklärt folgendes Gedicht, das er am andern Morgen den Damen des Hauses überreichte.

Bittschrift eines niedergeschlagenen Trauerspieldichters an die Körner'sche Waschdeputation.

Dumm ist mein Kopf und schwer, wie Blei,
Die Tabacksdose ledig,
Der Magen leer — der Himmel sei
Dem Trauerspiele gnädig.

Feu'r soll ich gießen auf's Papier
Mit angefror'nem Finger.
O Phöbus, hassest Du Geschmier,
So wärm' auch deinen Jünger.

Die Wäsche klatscht vor meiner Thür
Es scharrt die Küchenzofe
Und mich — mich ruft das Flügelthier
Nach König Philipp's Hofe.

Ich steige muthig auf das Roß,
In wenigen Sekunden
Seh' ich Madrid, am Königsschloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Gallerie
Und siehe da! Belausche
Die junge Fürstin Eboli
In süßem Liebesrausche.

Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
Mit wonnenvollem Schauer,
In ihrem Auge Götterluft,
Und in dem seinen Trauer.

Schon ruft das schöne Weib: Triumph!
Schon hör' ich — Tod und Hölle!
Was hör' ich — einen nassen Strumpf
Geworfen in die Welle.

leitung des Ministers von Stutterheim sich zum Posten eines Legationssekretärs vorzubereiten. Nun ging der Traum, den Schiller in Mannheim von einem fünfblätterigen Kleeblatt geträumt, vollends in Erfüllung. Es ist eine Andeutung vorhanden, daß fünf silberne Becher die äußern Symbole dieser Verbrüderung wurden. Ja, diese drei Männer, die doch alle am Eingang einer Laufbahn standen, schlossen sich — so verlockend war diese Verbrüderung, — fast ganz von der Außenwelt ab, um ihre innere Welt auszubilden. Es ist komisch mit anzusehen, wie sie sich gelegentlich anfeuern, diese und jene einflußreiche Bekanntschaft zu machen und schließlich sich auslachen, daß sie es versäumt haben. Huber, dem die Eltern immer umsonst Konnexionsbesuche zu machen empfahlen, brachte wohl öfter aus den Soireen des Ministers ein Parfüm jener Sphären mit, übrigens blieb auch er, in dramatische Arbeiten vertieft und ganz den Freunden hingegeben, der Dresdner Gesellschaft fern. Nach allen Zeugnissen war kein großer Verlust dabei. Eine Wüste der Geister nannte Schiller die herrliche Stadt noch viel später. Wie Friedrich Laun erzählt, lastete damals im Vergleich mit andern Städten auf Dresden eine Art von ägyptischer Finsterniß. Die Landplage erstreckte sich weit über die den Landes- und städtischen Kollegien vorsitzende steife Gravität hinaus bis in die meisten Privatwohnungen. Der Standesdünkel arbeitete hier beinahe den Aerzten in die Hände. Den durch Geburt, Rang, Reichthum, Orden Bevorrechteten wurde meistens höchst unwohl, wenn sie irgendwo in Gesellschaft mit Personen von geringerem Belange zusammentrafen. Anmaßende Kritik bei eigner Mittelmäßigkeit, erbärmliche Gesinnung und ängstliche Geschliffenheit, das war nach Körner's Urtheil der Grundton der Dresdner Kultur. Eine strenge Zensur suchte nach Kontrebande in Theater und Presse, eine Zensur, die in dem protestantischen Lande

---

Und hin ist Traum und Feerei,
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Henker mag die Dichterei
Beim Hemdewaschen holen.

Schiller.
Haus- und Wirthschaftsdichter.

(So korrigirt die Neue Berlinische Monatsschrift 1804. S. 90—94 die frühere Fassung des Gedichtes und seines Anlasses.)

besonders auf den katholischen Hof Rücksicht zu nehmen hatte und welche auch Schiller's Carlos in der Thalia nicht wollte passiren lassen. Sogar in der Kirche, es klingt fast unglaublich, regulirten groteske Schweizersoldaten die Ordnung unter den Schaaren der Andächtigen. Es versteht sich von selbst, daß Körner's Haus eine Oase in dieser Wüste war. Namhafte Künstler und Gelehrte von auswärts fanden hier eine geistvolle Unterhaltung. Auch einige befreundete Familien schlossen sich muthig in gleichem Sinne an. Dazu gehörte ein wackrer Kollege Körner's Namens Reinhart, der Kriegssekretär Neumann, derselbe, an welchen Archenholz einen gedruckten Brief gerichtet hat, Archenholz selbst, der vielgereiste Historiker des siebenjährigen Krieges, ein Finanzrath Wagner mit seiner Tochter, der Komponist Naumann, durch seine Leistungen im italienischen Styl geschätzt. Er setzte einige Balladen von Schiller, und Körner hätte Schiller gern zu einem Operntext für Naumann überredet. Zu erwähnen sind noch Professor Wilhelm Gottlieb Becker, als Redakteur thätig, der berühmte Porträtmaler, der biedere, derbe Graff, welchem auch Schiller bald sitzen mußte. Besonders war musikalische Bildung der sichre Schlüssel zu Körner's geselligem Zirkel, in welchem des jungen Hausherrn und seiner Gattin musikalisches Talent Sang und Klang stets lebendig erhielten. Dora's Kopien nach Bildern der Galerie mochten zu oft für Schiller's Ohren die Unterhaltung auf diesen glänzenden Punkt in der Dresdener Finsterniß lenken. Der Galeriedirektor Hartmann mußte einmal die geistreiche Frage aus Schiller's Munde vernehmen: „was denn an den alten Lumpen zu sehen sei."

So ging der angenehmste Winter hin. Das zweite Heft der Thalia konnte bei Göschen zu Anfang des Jahres 1786 erscheinen und brachte außer dem Gedicht an die Freude, außer der Resignation und Freigeisterei der Leidenschaft noch die kraftvolle Erzählung: „der Verbrecher aus Infamie" (aus verlorener Ehre), zu welcher Professor Abel auf seiner Durchreise durch Mannheim seinem ehemaligen Schüler den Stoff gegeben haben will. Wahrscheinlich, so vermuthet Kurz, vernahm Schiller die in Schwaben weitverbreitete Geschichte vom Sonnenwirth aus dem Volksmunde und schrieb sie später aus verbleichter Erinnerung auf. Im Inhalt zeigt sich der Tragiker, der die Schuld des Menschen zwischen der Gesellschaft und dem Verbrecher theilt. Im Styl ist das Studium Diderot's und historischer Muster kaum zu verkennen. Die Uebersetzung

von Mercier's Porträt de Philippe II., roi d'Espagne bewies, wie sehr der Dichter seiner poetischen Darstellung vertraute. Denn Mercier's Philipp ist ein abstrakter Despot und konnte als historisches Bild leicht den Eindruck des dramatischen Philipp kreuzen. Die spärliche Fortsetzung der Scenen des Don Carlos (Akt II., Sc. 1—4), die auch im nächsten Thaliaheft nur bis S. 13 gedieh, spricht sehr dafür, daß andre Arbeiten dieser den Rang streitig machten. Körner erzählt, daß der Entwurf zum Menschenfeind, mit dem Schiller freilich schon Jahrelang sich getragen zu haben bekennt, auch einige Scenen daraus in die Dresdener Zeit gehöre. Ein Epos, Julianus Apostata, ward ins Auge gefaßt. Aber den gefährlichsten Rival erhielt das Drama durch den Geisterseher, dessen Anfang im vierten Heft der Thalia erschien.

Professor Meyer aus Bramstedt, der Biograph Schröder's, welcher genau über den Berliner Geisterseherorden unterrichtet war, will Schiller den Stoff dazu gegeben haben*). Nach Körner's Erzählung hätten Cagliostro's Abenteuer, nach andern die Apostasie des Herzogs Karl Alexander von Würtemberg, des Vaters von Karl Eugen, Motive geliehen.

Sei dem nun, wie ihm wolle, der Stoff lag in der Luft. Die chemischen und physikalischen Entdeckungen waren der Zeit zu Kopf gestiegen. Es war die Kehrseite der Freigeisterei, zu glauben, daß der Mensch Geister zitiren könne. Männer, wie Forster und Sömmering glaubten eine Zeitlang, daß die Rosenkreuzer Gold machen könnten und Schröpfer Geister citirte. Für Magnetismus und magnetische Kuren interessirte sich Schiller aufs lebhafteste. Namentlich galt der Dr. Gmelin als Autorität. Herder und Goethe glaubten an eine Wirkung in die Ferne. Man fragte einander in den ersten Stunden der Bekanntschaft das Glaubensbekenntniß über diese Dinge ab. Die Rosenkreuzer und Illuminaten, welche man oft für verkappte Jesuiten hielt, prahlten mit Geheimkünsten, um müßige Fürsten zu ködern. Und die Schwindler wußten es am hellen Tage dunkel zu machen, um einer wollüstigen Phantasie noch die Wollust des Aberglaubens zu verschaffen. In Preußen machte die Vernunft mit Friedrich des Großen Tod am 17. August 1786 die großen Augen zu. „Der neue König, schreibt Kirchhof an Meyer aus Bram-

*) Schiller's und Humboldt's Briefwechsel. S. 116.

ſtedt, läßt ſich von verſchiedenen Favoriten leiten, ſo alle Geiſterſeher, wie der König ſind; und wer dieſer Sekte nicht zugethan iſt, kann dort zu nichts gelangen.“ Dieſe Umkehr der Aufklärung, die in Berlin mit Wöllner ihr Miniſterium errang, hatte ſpäter ihre Apoſtel in einem Theil der romantiſchen Schule. Und es iſt begreiflich, daß Tiek, der bei aller Aufforderung dazu ſich doch nicht bekehrte, in Schiller's Geiſterſeher den Torſo eines trefflichen Romans bewunderte. Denn Schiller hat die ganze Erſcheinung mit allen ihren Verwandtſchaften im Kern gegriffen. Man hat gefragt, warum er den Roman nicht vollendete. Die Antwort iſt: weil er ihn noch während der Arbeit verachtete. Das kam bei ihm in der Regel, wie bei allen Künſtlern ſonſt nach der Arbeit. „Eine Farce nennt er ihn, eine Schmiererei“, bei der er ſich eines ſündlichen Zeitaufwandes bewußt iſt. Schiller hat kein Werk geendigt, das nicht in einer geſchloſſenen, leicht überſehbaren Kunſtform auftrat. Auch fehlte ſeiner ſtrengeren Natur die Schreibſeligkeit, ohne die ein Roman nicht zu denken iſt. Das Fragment des Geiſterſehers iſt mehr Drama, als Roman. Keine Spur jener behaglichen Breite, jenes Privatvergnügens, jener Kleinmalerei, die es einem erſchlafften Zeitalter bequem macht. Erregte auch ſpäter die Philoſophie des Prinzen noch einmal ſeine Luſt zur Fortſetzung, ſo machte ſeine eigne Philoſophie auch dieſer ein Ende. Der Beifall, den das Werk fand, täuſchte ihn nicht über die zweifelhafte Quelle deſſelben. Immerhin war der Geiſterſeher eine Studie, in der er untergeordnete Virtuoſitäten des Dramatikers üben und zu gleicher Zeit erproben konnte, was der Roman als ſolcher ſeinem Kunſtideal leiſte.

Für ihn war das Wort geſagt, welches die Geſchichte den Roman für große Seelen nennt. Die Geſchichte ward ihm täglich theurer. Sie ward ihm —, wie wohlthätig für den Dichter, ein volles, feuriges, uneigennütziges Anliegen ſeiner Natur. In ihr war ſelbſt ein breiter und roher Stoff geadelt durch den Reflex, den er vom Ganzen der Menſchheit erhielt. In dieſem gewaltigen Gewebe das Geheimniß der leitenden Urſachen und Ideen zu entdecken, das war ja jenes Anſchaun des göttlichen Kunſtwerks, welches die Menſchenbruſt mit der erhabenſten Freude, mit göttlichem Geiſte füllte. In dieſem Kunſtwerk ſich verlieren, war zugleich das Mittel, ſein Abbild ſchaffen zu können. Es war für den Menſchenmaler, für den Darſteller von Handlungen ein Natur-

ſtudium im großen Styl. Es ergänzte die Gegenwart durch die Größe aller Zeiten, und that, was Goethe vor allem für den Dramatiker unerläßlich hält, es reinigte und veredelte die Individualität des Dichters, indem es alles Kleinliche von ihm abſtreifte und ihn geſchickt machte, in ſeinem Weſen das Weſen der Menſchheit zu geben. Ihn mußten, ſeiner Natur nach, vor Allem die Epochen reizen, wo die Geſchichte vorzugsweiſe dramatiſch wird: die Revolutionen. Schon in Leipzig hatte er, wenn Kliſchnigg zu glauben iſt, den Abfall der Niederlande zu ſchreiben begonnen und Körner erzählt, daß Schiller nicht blos hiefür in Dresden Materialien ſammelte, ſondern auch den Entſchluß faßte, die merkwürdigſten Revolutionen herauszugeben. Und ein andres Thema, das er ſpäter behandelte, ward ihm wahrſcheinlich hier zugeführt. „Ich habe, ſchreibt er an Körner am 15. April 1786, dieſe Woche eine Geſchichte des dreißigjährigen Krieges geleſen und mein Kopf iſt mir noch ganz warm davon. Daß doch die Epochen des höchſten Nationalelends auch zugleich die glänzendſte Epoche menſchlicher Kraft iſt! Wie viel große Männer gingen aus dieſer Nacht hervor. Ich wollte, daß ich zehn Jahre hintereinander nichts weiter als Geſchichte ſtudirt hätte.“ Dieſer Wunſch trieb ihn an, jetzt mit ſeiner Zeit zu geizen und bei ſeinen Arbeiten zu bleiben, als Körner und Huber zu Oſtern 1786 nach Leipzig reiſten. Er ließ ſich, während die Freunde mit Kunze's ſein Freudenlied ſangen, lieber von Thomas Abbt, dem populärphiloſophiſchen Schriftſteller belehren, welches das wahre Verdienſt des Menſchen ſei und ſann die Frage durch, welche Thätigkeit bei gleichen Kräften die vorzüglichere ſei, politiſche oder ideale, bürgerliche oder gelehrte. Abbt lehrte ihn zugleich ſich ſelber und ſeine Schranke kennen. Schiller entdeckte in dieſem Spiegel eine ähnliche „Zuſammengerinnung der Ideen und des Gefühls, wie bei ſich ſelbſt, nur daß jener mehr zum ſcharfſinnigen Philoſophen“, er ſelber mehr zum „Dichter und ſinnlichen Schwärmer“ neige.

So lange Schiller noch über ihren Werth ſchwankte, mußte die ideale Thätigkeit, der er ſich jetzt in vollſter Muße hingab, in einem ſo ſinnlich kräftigen Geiſt immer von neuem eine Quelle der Ungeduld, des Unmuths, der krankhaften Ueberreizung werden. Wir ſehen den Dichter in Briefen aus dieſer Zeit von ſolchen Stimmungen ergriffen, bald ſich humoriſtiſch Preis geben, bald ſcheinbar unmännlich unter ſich ſelbſt

gesunken. Er kann die Einsamkeit nicht ertragen. Er kann nicht ohne Körner's leben. Er singt:

Und ich Armer muß allein
Trauern und verlassen sein
Blicken nach den Sphären.
Will mich keine Charitin
Muse, Nymphe, Schäferin
Will mich keine hören?

Nun, es kam eine Schäferin. Kaum waren die Freunde zurückgekehrt, so erhielt Schiller einen Brief aus Leipzig, worin ihm Schwan seinen Besuch ankündigte. Schwan hatte Margarethe und ihre jüngere Schwester Luise mit sich. „Als wir, erzählt die Letztere*), in Meißen am Posthause anfuhren, wer stand unter dem Thorweg? — Schiller in einem mausfarbenen Rock mit Stahlknöpfen.“ Natürlich hatte er wieder ein Roß bestiegen und holte die Gäste ein. Er machte in Meißen, dann in Dresden den artigsten Cicerone. „Aber — Schiller's Betragen, schreibt die Erzählerin, war so herzlich und gerade, wie eines Sohnes und Bruders, nachdem das nähere Verhältniß gegen meine Schwester schon längst aufgehört hatte.“ Und Schiller hütete sich, es wieder anzuknüpfen. Er hatte jetzt klarere Augen**). Er führte die Freundinnen auf der Brühl-

*) Nachherige Staatsräthin Pistorius. Aus Briefen derselben an ihre Tochter, abschriftlich dem Verfasser mitgetheilt durch die Güte der Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm.

**) In den Aufzeichnungen von Friedrich Götz heißt es: „Hier (G. schreibt in Leipzig, es muß Dresden heißen) hat Schwan Schillern ohne Zweifel die Gründe, welche ihn bestimmten, seine Tochter ihm zur Ehe zu verweigern, auf das genügendste mündlich enthüllt. So löste sich dieses Verhältniß ohne alle Schuld von Seiten Schiller's. — — Die Zukunft hat es bewiesen, daß Schwan Recht hatte, der als wahrer Biedermann und Freund sich auch hierin gegen Schiller benahm.“ So Götz, der Sohn von Schwan's Compagnon. Die Zukunft kann in solchen Fällen wenig beweisen. Aber von Bedeutung ist, was vom Oberhofprediger Herrn Dittenberger in Weimar, welcher Schwan genau gekannt hat, mitgetheilt wurde, „daß Schwan in seinem Alter immer mit Begeisterung von Schiller, aber nie von Margarethe gesprochen habe.“ Die Gründe sind wohl in folgenden Thatsachen zu suchen: Margarethe hatte eine Liebschaft mit einem Offizier, der sie verließ, als es seine Pflicht gewesen wäre, sie zu heirathen. Ihre spätere Ehe mit einem Advokaten Treffz war durch beide Theile höchst unglücklich. Schiller sah sie später auf seiner Reise nach Schwaben wie-

schen Terrasse spazieren, während Vater Schwan von Graff gemalt wurde. Ich kann unmöglich alle Einzelnheiten dieser Tage, ein Konzert bei Naumann's, einen Besuch bei Stock's, bei Graff, wo Schiller's angefangenes, der Sophie Albrecht vollendetes Bild im Atelier stand, eingehen. Lassen wir Schwan's abreisen und belauschen wir Schiller selbst als Maler bei einer Kunstübung unerhörter Art, zu der ihn Körner's herannahender Geburtstag begeisterte. Wir sehen ihn eifrig mit Dora's Tuschkasten beschäftigt, um dreizehn Zeichnungen zu illuminiren, welche noch vorhanden sind und wovon ich dem Leser wenigstens eine vorlegen will. Zum Verständniß derselben diene folgendes: In Dresden lebte ein Franzose, Namens Düchanteau, welcher Körnern oft die Wichtigkeit einer Reise nach Aegypten vorstellte. Körner war auch so sehr von dieser wissenschaftlichen Idee begeistert, daß er schon 2000 Thaler für die Reise hergeben wollte. Schiller's Bild zeigt uns nun diese Expedition im Gange: Körner schreitet voran, um den Weg zu weisen. Düchanteau folgt auf einem Esel reitend, der über seine furchtbare Last blutige (mit Zinnober angedeutete) Thränen weint. Man sieht den Nil, eine Pyramide, neben welcher Cleopatra ruht, wie im Texte steht: „noch immer schön!"

Ein andres Produkt von Schiller's Humor war ein Lustspiel, eine Reihe von komischen Scenen, welche auf das Körner'sche Haus Bezug haben. Es ist 8 Uhr Morgens. Körner steht gerüstet, ins Konsistorium zu gehen. Nun kommt das Gesinde, Jeder hat etwas zu fragen, die Hausgenossen, der Friseur, der Wechsler bringen den geduldigen Körner allmählich in Harnisch; schließlich kommt noch ein Kandidat der Theologie, der dem Herrn Konsistorialrath eine Abhandlung vorlesen will. Körner, dessen Geduld erschöpft ist, weist ihm die Thür; aber seine Gutmüthigkeit siegt über seine Grobheit, er bittet seine Minna, schleunigst den hinausgewiesenen Kandidaten zu Mittag einzuladen. In einer andern Scene steigt Dora auf einen Stuhl, um ihrem langen Ferdinand einen Kuß zu geben u. s. w.

Man sieht, Schiller besaß einiges Talent zum fröhlichen Gesellen, der in Freud' und Leid mitzuleben weiß. So große Anstrengung es

der; wie seine Gattin, welche zugegen war, erzählt hat, waren beide bei diesem Wiedersehen tiefbewegt. Margarethe starb im 36sten Jahre an den Folgen einer Niederkunft.

ihn kostete, ein sogenannter „guter Gesellschafter“ zu sein, wo er sich genirt fühlte, so harmlos und ausgelassen war er im andern Fall. Gegenüber von Loschwitz liegt das Dorf Blasewitz. Dort besaß ein Herr Segadin ein Gut. Herr Segadin war mit Körner's befreundet, seine Tochter Auguste war ein muntres und ausnehmend schönes Mädchen. Mit ihr soll Schiller auf dem heitersten Neckfuß gestanden haben. Das Andenken an diesen Krieg mischte sich selbst in das gewaltige Bild eines andern Kriegslebens. Sein „Gustel von Blasewitz“ in Wallenstein's Lager erregte im Körner'schen Kreise große Heiterkeit.*)

Es wäre ein Wunder gewesen, wenn Schiller's energische Natur sich an solcher Gemüthlichkeit nicht durch trübe Stimmungen gerächt hätte, die oft den Freunden unerklärlich waren. Melancholie ist, nach Kant, die Zugabe tieferer Naturen. Sie ist die Wolke, aus der der Blitz freudigen Fortschritts zuckt. Je mehr die Wirklichkeit ihn anlächelt, desto mehr schützt sich der ideale Mensch durch Trauer vor Ueberhebung. Dazu war Schiller immer noch abhängig. Er empfing seine Existenz vom besten, edelsten Freunde. Aber er empfing sie. Mit welchem Rechte von Einem, dessen Mittel einige tausend Thaler nicht überstiegen, und der sich das Seine erwarb? Das mußte einmal aufhören. Das eine Jahr, für welches er Körner's Wohlthat angenommen, war um. Aus einem Briefe an Wieland (24. Mai) sprach schon das Mißbehagen über die Unabhängigkeit, die, sonst für das höchste Gut gehalten, ihm lästig werde, weil sie ihm aufgedrungen sei. Er mache an sich die ziemlich gewöhnliche Erfahrung, daß wenn es der Zufall nicht gethan, der Ueberlegung es schwer werde, einen Entschluß für das Leben zu fassen. Dazu kam, daß Körner mit der Neige des Sommers einer Sorge anheimfiel, die sein ganzes starkes Gemüth einnahm. Seine Minna sank in Folge einer Entbindung in ein langwieriges Siechthum. Dieses Elend lastete natürlich auf dem ganzen Kreise. Schiller, den jedes Leid der Freunde aufs tiefste ergriff, fühlte sich oft unsäglich unglücklich.

Da schien ein „Zufall“ ihm den Entschluß fürs Leben zuzuführen. Noch einmal war es die Bühne, welche der Dichtung die Hand bot.

*) Gustel von Blasewitz starb als verwittwete Senator Renner am 24. Februar 1856.

Und diesmal durch den größten Schauspieler des vorigen Jahrhunderts, durch Friedrich Ludwig Schröder; ein Verdienst Schröder's, welches noch nicht in der Theatergeschichte verzeichnet ist.

Schröder hatte nach seinem Abgang von Wien 1786 zum zweiten Mal die Leitung der Hamburger Bühne übernommen, und gedachte hier das Schauspiel mit Ausschließung der Oper wieder zu seiner ganzen Würde zu erheben. Schröder hatte in Schiller, während er früher die Richtung desselben verdammte, doch das „größte jetzt lebende dramatische Genie der Deutschen" erkannt. Die Proben des Don Carlos aber hatten ihn überzeugt, daß Schiller auf dem Wege eines bequemeren Maßes sei. Dies hatte er gegen Schiller's Freund, den Schauspieler Beck in Mannheim ausgesprochen. Beck, mit welchem Schiller in dauernder Verbindung geblieben war, theilte dem Freunde diesen Ausspruch mit und schrieb ihm von dem großen Plane, den Schröder in Bezug auf das redende Schauspiel durchführen wollte. Das war ja, was Schiller brauchte. Er schrieb an Schröder (12. Sept. 1786). Er gestand, indem er sich auf Beck's Mittheilung berief, daß sein Enthusiasmus für das Drama wieder erwacht sei, aber daß ihm vor der Mißhandlung auf der Bühne graue. Er kenne nunmehr und achte die Grenzen, welche bretterne Wände vorschreiben, aber von den engeren Grenzen, die sich der kleine Geist und der dürftige Künstler setze, wünschte er freigesprochen zu sein. Durch eine Verbindung mit Schröder hoffe er ein Ideal zu realisiren, das nur in Verbindung mit dem Genie eines großen Schauspielers zu realisiren sei. Schließlich bietet ihm Schiller alle seine künftigen Stücke an.

Schröder erwiderte am 18. Oktober in der anschließendsten Weise. Aber er meinte, ein dramatischer Dichter müsse durchaus an der Bühne leben, für die er arbeite: „Sind Sie frei? fragt er, können Sie Dresden gegen Hamburg vertauschen? und unter welchen Bedingungen?" Zugleich beruhigte er Schiller in einem wichtigen Punkt. Nie solle er eine Behandlung wie in Mannheim zu befürchten haben. Schröder bat ihn, wenn er nicht selber kommen könne, alle seine Stücke zu senden.

Schröder konnte nach Schiller's erstem Brief erwarten, daß er die angebotene Stellung annehmen werde. Allein jetzt, wo es Ernst wurde, fühlte Schiller die Unmöglichkeit, sich von Körner's zu trennen. Und

ein andres ebenſo ſtarkes Band lenkte noch einmal ſein Leben nach ganz anderer Seite hin.

Schiller's Verhältniß zu Charlotte von Kalb war durch die Trennung eher befeſtigt als gelockert. Ihr und Beck ſandte er die Thaliahefte, ſowie ſie erſchienen, mit ihr blieb er in lebhaftem Briefwechſel. Durch ſeine enthuſiaſtiſchen Schilderungen waren die Dresdener Freunde für ſie eingenommen. Man ſah ſie in dieſem Kreiſe bereits als eine dazugehörige an. Charlotte war ihnen auch örtlich nähergerückt. Auf Beſchluß der Brüder von Kalb ſollte ſie Mannheim mit einem wohlfeileren Aufenthalt vertauſchen. Der bedenkliche Stand des Oſtheim'ſchen Vermögens, hieß es, mache dieſe Einſchränkung nöthig. Sie dachte ſich dem Dresdener Kreiſe anzuſchließen. Schiller erwartete ſie ſchon einmal im April 1786. Indeſſen verzögerte ſich ihre Reiſe und der Wunſch der Ihrigen beſtimmte ſie, ihren Aufenthalt vorläufig auf Kalbsried, dem Landgute ihres Schwiegervaters, zu nehmen. Nachdem ſie im Oktober 1786 zuerſt einige Wochen in Weimar geweilt*) und das dortige Terrain kennen gelernt hatte, ging ſie nach Kalbsried, wo ſie in traurigerer Einſamkeit bis zum April verblieb. Charlottens Anweſenheit in Weimar und in der Nähe von Weimar hatte ohne Frage den größten Antheil daran, daß Schiller ſeinen Mannheimer Plan, nach Weimar zu gehen, jetzt lebhafter wieder aufnahm. Er wollte die geliebte Freundin wiederſehen. Alle Weſen, an die er ſich feſſelte, hatten etwas gehabt, das ihnen theurer war, als er**). Damit konnte ſich ſein Herz nicht behelfen. Charlotten, das wußte er, war er Alles. Seine Anſichten waren freier geworden; er glaubte jetzt, ohne innere Kämpfe ihr nahen zu können. Vielleicht fürchtete er die Gefahren nicht, vielleicht hoffte er ſie. Ja, wahrſcheinlich ſprach ſich nur das glühendſte Liebesbedürfniß in allen dieſen Wünſchen aus. Man hat Schiller getheilt in den philoſophiſchen und freiheitsdurſtigen und naturpoetiſchen und kunſtpoetiſchen, und den Menſchen, den Mann hat man vergeſſen. Aber es iſt neben dem Schönen und Guten und Wahren kein ſo mächtiger Lenker des Lebens, als der, welcher auch das größte Genie in die Schranken,

*) Wieland an Sophie la Roche d. 3. Nov. 1786.

**) An Körner I, 241.

in die Freuden der Gattung lockt. Wie gewaltig er unſern Dichter beherrſchte, werden wir bald zum Verwundern erfahren.

Schiller fragte bei Charlotten an, ob er in Kalbsried einige Monate zubringen dürfe. Er wolle dann in Weimar und Jena für ſeine fernere Zukunft wirken.

Darauf ſchrieb er am 18. Dezember an Schröder, und lehnte eine dauernde Stellung in Hamburg ab. Er machte geltend, daß er ohne Zuſtimmung des Herzogs von Weimar kein Engagement eingehen könne. Er ſtellte indeß einen Beſuch in Hamburg in Ausſicht, meinte, den Menſchenfeind zum April liefern zu können, verſprach den Don Carlos in ſechs Wochen einzuſenden, fragte an, ob er ihn in Proſa verwandeln ſolle*), oder ob Schröder die Jamben auf der Bühne zu bieten wage und beſprach andre Punkte der Darſtellung in einer Genauigkeit, welche beweiſt, daß Schiller die Bühne kannte. Schröder ließ Schiller's Ablehnung gelten und wählte den Don Carlos in Jamben.

Aber anſtatt nach ſechs Wochen war das Werk erſt nach ſechs Monaten in ſeinen Händen. Die Urſache dieſer Verzögerung waren zum größten Theil ein Paar ſchöne Augen und diesmal nicht Charlottens. Schiller's Gemüth glich gerade einer Feſtung, wo Mauern und Gräben im ſchlechteſten Zuſtand ſind, der Kommandant verreiſt und die Beſatzung ohne Waffen iſt. Ein Zuſtand, den der ſiegreiche Eros am liebſten benutzt.

Körner's gehen zu Weihnachten nach Leipzig. Schiller bleibt mit Huber zurück. Eine erſchreckliche Langeweile quält ihn. Das Gefühl einer hergebrachten Gewohnheit, ſich in den Feiertagen zu zerſtreuen, jagt ihn vom Schreibtiſch auf. Er geht aus. Unbefriedigt kommt er wieder zurück. Die Theaterkreiſe üben ihre alte Anziehungskraft. So reizlos Sophie Albrecht ſein Aeußres fand, ſo verliebt war ſie in ſein Genie. Bei ihr verkehrten die freieren Elemente der Geſellſchaft. Bei ihr, der „berühmten Frau", fand ſich jene ſtille Gemeinde zuſammen, welche am polirten Altar die Götter Coeur und Caro anbetet. Auch

*) Demnach ſcheint dieſe proſaiſche Bühnenbearbeitung erſt im Jahre 1787 begonnen zu ſein und am 30. Dez. 1786 war Schiller doch ſchon in der letzten Scene der Königin mit dem Marquis. Am 22. April 1787 ſchreibt er an Körner, daß er jetzt nur ſeine Proſa in Jamben zu überſetzen habe. Alſo iſt anzunehmen, daß nur etwa der letzte Akt *zuerſt* in Proſa gearbeitet ward.

Schiller hatte an dieſem Altar geopfert. Er bereute es, er verſchwur es, er glaubte es überwunden zu haben. Jetzt hatte er ſeinem Körner zu beichten, daß er — gewinnt. Als Körner's anweſend waren, hat er ſich nach Zerſtreuung geſehnt, jetzt findet er die Einförmigkeit ihres Zuſammenlebens zu ſeiner Exiſtenz nothwendig. Er ſetzt ſeinen eigenen Werth aufs tiefſte herab. Er ſchreibt: „ich bin Hubern nichts und er mir wenig. Ihr wart mir ſo viel und ich Euch ſo wenig, nicht einmal das, was ich fähig ſein könnte, Euch zu ſein.“ Jetzt wünſcht er, daß ſeine Wünſche in Kalbsried unentſchieden bleiben. Geſchichtliche Lektüre wird ihm ſchwer, kaum kann er Stimmung für den Don Carlos finden.

Körner's kommen im Januar zurück. Charlotte ſchreibt endlich, daß ſie Schiller's Beſuch in Kalbsried nicht annehmen könne, und räth ihm, nach Jena zu gehen, um dort Vorleſungen zu hören oder zu halten. Er war noch über ſeinen Beruf unſchlüſſig, wie Charlotte erzählt, aber jetzt ſchwankte er zwiſchen Medizin und Geſchichte. „Im Februar, ſo berichtet ſie, ſchrieb er mir darüber, weilte aber noch in Dresden, wo dann ein leidenſchaftlicher Einfluß, der Andern unheimlich ſchien, ihn erfaßte.“*)

Wir ſind hiemit an der rechten Thür. Und ein Stammbuchblatt Schiller's mag uns über den Beginn dieſer Leidenſchaft Aufſchluß geben. Schiller verliebte ſich in eine Maske. Er ſchreibt:

Ein treffend Bild von dieſem Leben
Ein Maskenball hat Dich zur Freundin mir gegeben,
Mein erſter Anblick war — Betrug.
Doch unſern Bund, geſchloſſen unter Scherzen
Beſtätigte die Sympathie der Herzen.

Ein Blick war uns genug
Und durch die Larve, die ich trug
Las dieſer Blick in meinem Herzen,
Das warm in meinem Buſen ſchlug ꝛc.

Nehmen wir die Maske ab. Die Dame, an welche dieſe Verſe gerichtet

*) Es ſind Beweiſe da, daß Karoline von Wolzogen ſich gerade über Schiller's Liebesverhältniſſe aufs gründlichſte unterrichtete. In dieſem Falle hatte ſie an Körner's die beſte Quelle. Ihrer Darſtellung darf vor allen andern unbedingt Glauben geſchenkt werden. Nur über das ſpätere Leben des Fräulein von Arnim war ſie wie alle bisherigen Darſteller nicht recht berichtet.

ſind, war Fräulein Henriette Eliſabeth von Arnim, nach mir vorliegenden und andern Zeugniſſen eine jener Schönheiten, die geborne Königinnen ſind. Sie hatte gerade Geiſt genug die Krone mit Anſtand zu tragen und eine natürliche Anlage, die Segnungen, welche die Natur durch ſie vertheilte, mild und freigebig zu verwalten. Sie beſaß damals nicht viel mehr, als ihre hohe edle Geſtalt, die ſchönſten Züge und eine vollendete Tournüre. Die Mutter, eine Offizierswittwe, war froh, eine jüngere Tochter im Kloſter zu Erfurt unterzubringen und dachte durch eine gute Spekulation mit der ältern ihre Verhältniſſe zu verbeſſern. Arnim's waren mit Sophie Albrecht bekannt. Bei ihr ſah Schiller die Schöne öfter wieder, Sophie Albrecht ward die Vertraute ſeiner Verzauberung und bald gewann er Zutritt zur Arnim'ſchen Familie. Der Mutter war die Huldigung des ſchon berühmten Dichters willkommen, um den Preis ihrer Tochter in den Augen anderer Anbeter zu ſteigern. Und die Tochter, zwar von einer ſo beredten, ſo glühenden Anbetung gerührt, war doch nicht ſtark genug, dem doppelten Spiele, zu dem die Mutter ſie zwang, ſich zu entziehen. Schiller war blind. Er war in dem Fanatismus, den er im Prinzen und ſpäter im Mortimer gedichtet hat, in dem Zuſtand, wo der Menſch „aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraustritt", in welchem Mark Anton ſeine Mörderin anbetet, er ſtand unter der furchtbaren Gottheit, welche die Jungfrau mit einem Blicke Lionel's verdirbt. Briefe, Geſchenke, ja wie es heißt, Geldſummen, wanderten jetzt dieſen Weg. Schiller verkaufte den proſaiſchen Carlos (vielleicht ließ er ſich nur deshalb zu dieſer Hinrichtung bereden) an Bondini, an Koch und forderte, ſo grauſam machte ihn die Liebe, von dem abgebrannten Großmann 12 Dukaten.

Arnim's verreiſten im Frühjahr. Jetzt war die ſonſt geprieſene Einförmigkeit des Körner'ſchen Umgangs nicht im Stande, Schiller in Dresden zu feſſeln. Er zieht nach Tharandt hinaus, nur um ſich nach Dresden zurückzuwünſchen. Als er Arnim's zurückerwarten kann, eilte Brief auf Brief nach Dresden. „Meinem beleidigten Dorchen, ſchreibt er, ſchicke ich dieſen Einſchluß zur ſchleunigſten, gewiſſenhafteſten und pünktlichſt gütigſten Beſorgung. Wenn Arnim's noch nicht wieder in Dresden wären, ſo ſoll Minna oder wer meinen Brief hinträgt, ihn wieder mitnehmen." Dorchen konnte ſich wohl durch ſolche Paſchabefehle beleidigt fühlen. Und doch, je kränker er iſt, um ſo zarter bemühen ſich

Alle um ihn. Er kommt ſich wie ein armer Robinſon auf einer wüſten Inſel vor. Sie ſchicken ihm engliſch Bier, Bücher, darunter vielleicht nicht ohne Dorchens witzigen Rath die liaisons dangereuses und den Werther. An den Liaiſons findet er Geſchmack, von dem Mann mit der Piſtole kann er keinen Gebrauch machen.

Als Arnim's Ende April zurückkamen, verlor er vollends den Kopf und ſchrieb am 2. Mai in das Stammbuch des ſchwarzäugigen Fräuleins jenes Gedicht, deſſen Anfang ich oben mittheilte und deſſen Ende alſo lautet:

„Spät führte das Verhängniß uns zuſammen,
Doch ewig ſoll das Bündniß ſein,
Ich kann Dir nichts, als treue Freundſchaft geben.
Mein Herz allein iſt mein Verdienſt
Dich zu verdienen will ich ſtreben
Dein Herz bleibt mir — wenn Du das meine kennſt."

„Ich kann Dir nichts, als treue Freundſchaft geben." Das war wohl der Tochter, aber nicht der Mutter genug. Indeſſen tauſchten die Liebenden ihre Porträts aus.*)

Schiller zog im Mai nach Dresden und wohnte fortan in Körner's Hauſe. Offenbar in dieſer Zeit gelang es der Bemühung der Freunde, Schiller von dem Mißbrauch zu überzeugen, den man mit ſeinen edelſten Gefühlen trieb. Die Geliebte hatte ihm geſagt, daß wenn er Licht in einem gewiſſen Zimmer ſehe, er nicht ins Haus kommen dürfe, weil ſie dann in Familiengeſellſchaft ſei. Schiller's Freunde hatten erkundet, daß ſie dann reichere Anbeter empfing. Sie ſuchten Schiller zu überzeugen. Sie drangen auf Entfernung. Aber was die Freunde mühſam aufbauten, warf ein Blick aus dieſen bethörenden Augen wieder über den Haufen. Endlich ſtand die kranke Vernunft wieder auf den Füßen. Schon am 1. Juni ſchreibt Schiller an Koch, ſpätern Schauſpieldirektor in Frankfurt: „Als wir uns hier von einander trennten, iſt mir von einem Mädchen, das Sie geſehen haben, der Kopf ſo warm gemacht worden, daß ich Ihre Adreſſe in Berlin darüber vergeſſen habe." Und an Schröder ſchreibt er am 13. Juni: „die Umſtände, welche diesmal

*) Schiller zeigte das Bild der Frau von Kalb, die von der wunderbaren Schönheit überraſcht war. Charlotte S. 144.

den Don Carlos verzögert haben, kommen zum Glück nicht so gar oft wieder, und wenn sie kommen, so kommen sie nicht zugleich. Eine Abhaltung und die stärkste könnte ich Ihnen nennen, weil sie sehr — menschlich ist, aber ich brauche mein Papier jetzt zu nothwendigeren Dingen."

So schreibt Niemand, der noch unheilbar verliebt ist. Der Rausch war vorüber. Der Nachgeschmack war etwas bitter, in seiner Phantasie blieb das Bild einer schönen, aber „abgefeimten Betrügerin." Als er im Geisterseher eine solche in seiner Griechin darzustellen hatte, kannte er die Gattung sehr genau, aber die Darstellung gedieh nicht zu Ende. Er konnte den Farbentopf auch noch zur „königlichen Heuchlerin" Elisabeth brauchen.

Zum offenen Bruche mit Arnim's kam es nicht*). Es war auch nicht nöthig, da Schiller die Gewißheit hatte, unter diesen Umständen nicht als Treuloser zu erscheinen. Die Trennung kostete indeß dem Fräulein viele Thränen. Sie heuchelte wahrscheinlich gegen Andre, um gegen ihn wahr sein zu können. Leider giebt es in diesen Dingen nur eine einzige Wahrheit. Aber sie blieb ihm auf ihre Art treu, sein Bild hing bis zu ihrem Tode über ihrem Bette.**)

Ueberseh'n wir diese letzten Dresdener Monate, so erscheint ein Wort Huber's treffend wahr, der, als er Goethe's Tasso gelesen hatte, an Körner schrieb: „Tasso lebt zwiefach für uns in Rousseau und noch Jemand, dessen Bild bei seiner Trennung von uns mich nicht verlassen hat, von dem Augenblicke, da Tasso nach Rom will." Dieser noch Jemand, es ist Schiller. Ja, Tasso-Schiller wollte nach Rom, nach Rom, wo ihm Lorbeern und Wettkämpfe winkten. Belriguardo's schattige Parks mit ihren Prinzessinnen und dem braven Alphons-Körner waren

*) Als Schiller nach Weimar ging, gab man ihm etwas an die jüngste Arnim nach Erfurt mit.

**) Fräulein von Arnim heirathete zuerst einen Grafen von Kunheim, nach dessen Tode einen Onkel ihres ersten Gatten, einen alten Mann, gleichfalls Grafen von Kunheim und lebte etwa eine Viertel-Meile von Friedland in Preußen auf dem Gute Kloschenen, in einer keineswegs glücklichen Ehe. Ihre Leute hatten es gut. Allwöchentlich feierte sie, wie man in Friedland erzählt, ein allgemeines Bescheerungsfest, bei dem sie mit der Glorie einer Fürstin präsidirte. Mit dem niedern Adel hatte sie wenig Umgang. Das Gut kam durch den Krieg, durch hocharistokratische Lebensansprüche herunter. Sie lebte zuletzt in Dresden in beschränkten Verhältnissen und starb 1847.

nicht die Welt. Weimar war für ihn noch ein Land der geiſtigen Rieſen. Er mußte ſich an ihnen meſſen.

Er erfuhr von Charlotten, ſie werde einige Monate in Weimar zubringen. Sein Carlos war erſchienen. Er konnte ſich mit dieſem Werke dem Herzog und denen zeigen, deren Schüler und Freund er ſich in der erſten Thalia genannt hatte. Er faßte ſeinen Entſchluß. Er erwartete nur noch ſein Carlos-Honorar von Schröder.

Dieſer ſandte ſofort*). Ein unvergeßlicher Abend noch mit den Freunden, an welchem er ihnen den Don Carlos vorlas, — und am 20. Juli war er auf dem Wege nach Weimar.

---

*) Für Carlos und die Ueberſetzung der offnen Fehde von Huber 21 Louisd'or. Immerhin iſt Schröder's Benehmen ganz anders, als das des Herrn von Dalberg.

# IV.

## Don Carlos.

Schiller nahm die Fabel ſeines Don Carlos aus der hiſtoriſchen Erzählung von St. Real: Histoire de Dom Carlos etc. Es iſt ein buntes Machwerk, aber für einen Dramatiker gerade recht. Geſchichtliche Treue und Charakteriſtik drückt die Novelle nicht. Aber ſie wimmelt von Situationen. Hier iſt ihr Hauptinhalt: Margarethe von Navarra iſt während des Waffenſtillſtands zwiſchen Frankreich und Spanien mit Carlos verlobt worden. Der erneute Krieg ſchiebt die Heirath hinaus und der Friede zerſchlägt ſie völlig. König Philipp wirbt ſelbſt um ſeines Sohnes Braut. Carlos, der ſie bereits im Bilde kennt und liebt, verfällt in ein ſonderbares Betragen, welches Philipp als eine Aeußerung von Herrſchbegierde deutet. Die Prinzeſſin kommt nach Spanien. Sie wird beim Anblick des Prinzen ohnmächtig, ſie zeigt ſich verwirrt bei der Begegnung mit Philipp. Nachdem die Vermählung vollzogen iſt, ſieht Carlos ſie ohne Zeugen, er geſteht ſeine Liebe und erhält die Ueberzeugung der Gegenliebe.

Nun ſpinnt ſich gegen das Paar eine komplizirte Intrigue. Die Prinzeſſin von Eboli hat ſich, wie bei Schiller, dem Prinzen verrathen. Don Juan von Oeſtreich, der Baſtard Karl's V., liebt die Königin und vermuthet in Carlos ſeinen Rivalen. Der Gemal der Eboli hat den Prinzen erzogen und ihn bei einer Gelegenheit mit Ruthen ſtreichen laſſen müſſen. Dafür iſt er mit Carlos verfeindet. Alba wird von Carlos und der Königin in ſeinem Plane gekreuzt, die Königin von Navarra nach Spanien zu entführen.

Dieſe Perſonen bilden ein Komplott. Selbſt das Volk wird gegen

Carlos erbittert. Denn als König Philipp und die Inquiſition den Beichtvater und das Teſtament Carl's V. verbrennen laſſen, weil letzteres ketzeriſche Aeußerungen enthält, tadelt Carlos dieſes Beginnen laut und heftig. Der König ſchickte ihn nach Alcala auf die hohe Schule. Der Prinz wird von ſeinem Jugendfreunde Marquis de Poſa und dem Grafen Egmont dahin begleitet. Ein Sturz mit dem Pferde bringt ihn dem Tode nahe. Zärtlicher Brief an die Königin, und zärtliche Antwort von dieſer.

Als Carlos nach Madrid zurückgekehrt iſt, fängt das Komplott an zu wirken. Es wirft Eiferſucht in des Königs Seele. Die Liebenden finden es gerathen, daß Carlos ſich entferne. Das Geſchick ſcheint dieſen Plan zu begünſtigen. Eine Deputation der Stände von Flandern iſt gerade in Madrid anweſend und ladet den Prinzen ein, ſich an ihre Spitze zu ſtellen. Carlos bittet ſeinen Vater um die Statthalterſchaft. Der König ſagt zu, aber zögert mit der Erfüllung, zumal jetzt auch ſeine Eiferſucht durch die Schwangerſchaft der Königin genährt wird, welche nicht ganz mit ſeiner Rechnung ſtimmen will.

Jetzt ſpielt Marquis Poſa ſeine Rolle. Er wird der Vertraute der Liebenden. Bei einem Tournier erweckt er durch ſeine Galanterie gegen die Königin das Mißtrauen des Königs. Philipp läßt ihn meuchlings ermorden. Um die üble Wirkung dieſes Mordes bei dem Infanten zu verlöſchen, will Philipp ihn jetzt nach Flandern ſenden. Da zeigt der Gemal der Eboli dem Könige ein Blatt von Carlos Hand, worin dieſer über die vielen zweckloſen Reiſen ſeines Vaters ſpottet. Philipp, darüber aufgebracht, ſchlägt ſeinem Sohne die Statthalterſchaft ab, und überträgt ſie dem Herzog Alba. Nun ſinnt Carlos auf Flucht. Er trifft hochverrätheriſche Abreden mit Oranien, den Hugenotten, den Türken. Unglücklicher Weiſe gewinnt Don Juan von Oeſtreich, von der Prinzeſſin Eboli angeleitet, ſein Vertrauen. Man ſchöpft Verdacht. Man überfällt den Prinzen Nachts. Er wird des Hochverraths überführt und der Inquiſition überliefert. Man läßt ihm die Wahl des Todes. Er öffnet ſich im Bade die Adern. Nach dem Tode der Königin — ſie ſtirbt an Gift, — wird die Prinzeſſin Eboli die Geliebte des Königs.

Fragen wir: was ſah der Dichter dieſem Stoffe Gutes ab? Zunächſt das, was Alfieri, Otway und der unbekannte Verfaſſer von

„Carlos und Eliſabeth“ (Alm. d. d. Muſ. 1771, 99) ihm abſahen, theatraliſche und tragiſche Wirkung. Das lehrten uns Schiller's Briefe an Reinwald und Dalberg. Aber keiner ſeiner Vorgänger hatte eine Ahnung von dem, was bei Schiller die Seele des Stückes wurde. Schon mit dem einen faſt beiläufigen Wort, daß er in der Darſtellung der Inquiſition, einer Menſchenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur geſtreift habe, ihn auf die Seele ſtoßen wolle, erhob er das Familiengemälde im königlichen Hauſe *) zu einem Tendenzſtück, und da er ein ächter Künſtler war, vielleicht ohne es zu wollen, zur Prinzipientragödie. Es ſchließt ſich in ſofern der Luiſe Millerin an, wiewohl letztere mehr der ſozialen, Carlos der geſchichtlichen Sphäre angehört, und, aus geſchichtlichen Mächten und Herzensmächten ſeinen Strom nährend, in der Geſchichte mündet.

Wie ſehr ein ſolcher höherer Zweck den Stoff aus der Enge eines entſetzlichen Familientrauerſpiels herausreißen mußte, leuchtet ein. Wie nöthig und fruchtbar die ſogenannten unnatürlichen Situationen für dieſen Zweck waren, hoffe ich zu beweiſen.

Vor allem kam es dem Dichter darauf an, die Perſonen, die außerhalb der Inquiſition ſtehen, berechtigt zu machen. Dieſe Abſicht geht klar aus dem erſten Entwurf des Werkes vor, der bis jetzt noch von Niemand beachtet iſt. **)

Dieſer Embryo iſt höchſt merkwürdig. Ich bin überzeugt, es wird Niemand leid thun, ſich ernſtlich damit bekannt zu machen, vorausgeſetzt, daß ihm am Verſtändniß des Stückes etwas gelegen iſt. Der Dichter motivirt, mit ſtrengſter Sonderung unter A, und a, und 1, 2, 3, vor allem die Leidenſchaft der Königin als bei Philipp's Alter und andern Umſtänden natürlich, er bezeichnet den Charakter des Prinzen als heftig und verwegen (Julius von Tarent) und melancholiſch zerſtreut (Hamlet). So dachte er ſich den, welcher das Mißtrauen des Königs und durch ſeine Offenheit den Haß der Inquiſition auf ſich ziehen ſollte. Der

*) Man wird doch nicht im Ernſt glauben, daß ſeine wiederholten Erklärungen, Carlos ſei blos ein Familiengemälde ꝛc., mehr wären, als eine Abwehr gegen den ängſtlichen Dalberg und die Dresdner Zenſur. Reinwald hatte er die Wahrheit geſagt.

**) In Reinwald's Nachlaß gefunden. Vergl. Band I., S. 265. Hofmeiſter Suppl. II, 4.

Dichter nimmt ſelbſt Philipp — und das war ein Dolchſtoß auf die Inquiſition — mit in den Kreis der „Menſchen“ auf, er giebt ihm Regungen des Mitleids und der Vaterliebe. Eine wichtige Rolle, wenn er auch in Briefen gleicher Zeit noch nicht vom Dichter erwähnt wird, ſpielt hier bereits Marquis Poſa. Ihm vertraut ſich Carlos in einer Scene, ihm die Königin in einer andern. Es wird ein Rebellionsverſuch des Infanten entdeckt. Da „wälzt der Marquis den Verdacht auf ſich und verwirrt den Knoten aufs neue.“ Dieſe That ſollte die Wirkung haben, daß Carlos zum Heldenſinn wieder erwacht, daß er und die Königin ſich überwinden. Die Intrigue ſollte in ſich zerſchellen. Die Prinzeſſin Eboli und Don Juan (auch dieſer iſt im erſten Entwurf) entzweien ſich. Alba wird dem Könige verdächtig. „Regungen der Vaterliebe, des Mitleids ſcheinen den Prinzen zu begünſtigen. Da verſchlimmert die Leidenſchaft der Königin die Sache und wird des Prinzen Verderben. Das Zeugniß des Sterbenden und das Verbrechen ſeiner Ankläger rechtfertigt den Prinzen zu ſpät (natürlich hier nur von dem Verdacht des Ehebruchs). Schmerz des betrogenen Königs und Rache gegen den Urheber.“

Drei wichtige Keime waren in dieſem erſten Entwurf enthalten, welche beweiſen, daß Schiller's Ausführung letzter Hand, ſo oft er auch ſtrich und änderte, mit dem erſten Entwurf in den Hauptzügen übereinſtimmte. Der Prinz ſollte ſeinen „Heldenſinn“ verloren haben; dann: er ſollte ihn mit dem Opfer des Marquis wieder erhalten. Und endlich König Philipp ſollte als der Betrogene erſcheinen. Das erſte bedingte ein Vertheilen des Intereſſes, das zweite eine beſondere Wichtigkeit des Opfers und deſſen, der es brachte, mit einem Wort einen großen ſonderbaren Charakter. Was das dritte ſagen ſollte, erfahren wir von Schiller ſelbſt (Thalia I. Heft. S. 95): „Wenn dieſes Trauerſpiel ſchmelzen (tragiſches Mitleid wirken) ſoll, ſo muß es, däucht mich, durch die Situation und den Charakter König Philipp's geſchehen. Auf der Wendung, die man dieſem giebt, ruht vielleicht die ganze Tragödie.“

Entſchlagen wir uns zuerſt, ehe wir auf den Kern des Stückes eingehen, einiger vorgefaßter Meinungen. Die Frage, ob Carlos oder Poſa der Haupthelb des Stückes ſei, iſt eine müßige. Dieſer Heldenbegriff iſt ein ſehr trivialer. Julius Cäſar, Cymbeline, Romeo und Julia und noch manche andere Stücken haben mehr Helden, als einen.

Carlos ist der Charakter, welcher die Haupthandlung bedingt und um den sich bis zu seinem Tode die Handlung dreht. In so weit that der Dichter ganz recht, nach ihm sein Stück zu benennen. Uebrigens stehen ihm an Grad des Leidens und Energie des Handelns der König, Posa, die Königin gleich, ja überragen ihn noch. Wie wir sehen werden, war durch die Natur der Aufgabe, welche sich der Dichter setzte, ein solches Verfahren geboten.

Das Drama kam nach und nach, in verschiedenen Gestalten, ins Publikum. Schiller veröffentlichte in der Thalia Scenen vom ersten bis zur Hälfte des dritten Akts. Man hat auf die Hervorziehung dieser Scenen großen Werth gelegt. Wie mir scheint, mit Unrecht. Sie sind blos übervoll, der Vers verleitete zur Breite, der Text ist voller Shakspereanismen. Der Verfasser mußte später Vieles ausscheiden, aber er schied nichts Wesentliches, und viel Schlechtes aus. Der Prinz sprach zwar in der Ganzausgabe, die unter dem Titel: Dom Carlos Infant von Spanien, von Friedrich Schiller. Leipzig. Göschen 1787 erschien, weniger von seinen Ahnen und weniger heftig, aber immer noch verwegen und reizbar genug, um ihn die Rolle spielen zu lassen, die er zu spielen hat. In den folgenden Ausgaben von 1801 und 1804 warf der Dichter noch mehr Verse hinaus. Aber die Hauptlücke des Stücks war und blieb unausgefüllt. Der Zuschauer sieht nicht gleich anfangs in das Innere des Posa. Der Dichter zieht uns so wenig wie bei Fiesko mit in das Geheimniß. Ferner: die Motivirung des Opferentschlusses erzählt der Marquis nachträglich, sie mußte vorher zur Erscheinung kommen. Doch kann hier ein guter Schauspieler die fehlende Deutlichkeit ersetzen. Und Schiller hat später selbst durch einen Monolog *) den Darsteller unterstützt. Er lautet:

Akt IV., 18: Posa (nachdem die Prinzessin Eboli abgegangen).

So rett ich ihn, so sei es. — Auf mich selbst
Will ich den Donner seiner Rache leiten.
Verwirren will ich dieses Königs Sinne,
Mich selber klag ich als den Schuld'gen an
Und Frist verschaff' ich ihm, daß er entrinne.
Doch wie vollbring' ich's? wie? ist's denn etwa so schwer

*) Das Original ist im Besitz des Hofschauspielers Häser in Oldenburg, die Aechtheit unzweifelhaft.

Den Argwohn des Tyrannen aufzuwecken?
Das Gute nur hat Mühe, zu dem Thron hindurch
Zu bringen, doch auf tausend Straßen wandelt
Das Böse ihren offnen Ohren zu.
Vor ihrem Einbruch schützt nicht Schloß noch Riegel,
Sie lösen selbst der Briefe heilig Siegel (Beichte).
Dank sei es der Tyrannen Furcht und List,
Vor der nichts heilig, nichts verschlossen ist,
Ihr eignes Werkzeug soll sie mir jetzt leihen,
Den Freund aus ihren Händen zu befreien.

Auch konzessionelle Formen des Dramas sind zu erwähnen. Seine äußere Lage, aber auch das Bestreben, auf alle Weise mit dem Publikum im Zusammenhange zu bleiben, veranlaßten den Dichter zu solchen Konzessionen. Die Kürzung seines Gedichts für die Bühne, wie er sie für Schröder und Dalberg vornahm, war durchaus keine Untreue gegen seinen Genius. Die Auflösung seiner Jamben in Prosa war schlimmer. Aber die schlimmste Konzession waren seine Briefe über Don Carlos (Im teutschen Merkur 1788). Sie sind eine Konzession an die flache Kritik und die stofflichen Sympathien der Zeit. Um die „Deklamationen" der Kritiker endlich über diesen Punkt zum Schweigen zu bringen, giebt der Dichter zu, daß er während der Arbeit ein Andrer geworden, daß sein Antheil am Prinzen auf Posa übergegangen sei. Letzteres nimmt er im zehnten Briefe beinahe zurück. Denn hier kommt er, nachdem er die gründlichste und einzig richtige Auffassung seines Werkes gegeben, schließlich mit dem Gedanken, er habe in dem Drama sein Ideal vom Staat niedergelegt und im Prinzen den Fürstencharakter darstellen wollen, der es zu verwirklichen im Stande wäre. Also der Prinz hatte doch sein Hauptinteresse? Wie sehr er mit einer solchen Konzession einen Lieblingsgedanken der Zeit aussprach, ergiebt sich am Besten aus Wilhelm von Humboldt's Jugendschrift: „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen" und der Schrift des Koadjutors: „Von den wahren Grenzen der Wirksamkeit des Staats." Der Koadjutor *) hatte sich, wie Humboldt, wenn auch in andrer Weise, seinen Staat im Kopfe fertig gemacht und wartete nur auf den Hintritt des Kurfürsten von Mainz, um einen Musterfürsten

*) Bruder des Mannheimer Dalberg.

zu liefern, wenn auch nur halb so genial wie Friedrich der Große, aber doppelt so liberal, so wohlthuend, so human wie Joseph II. *) Auf ihn hofften Forster und Sömmering, später Körner und Humboldt, Zacharias Becker und wahrscheinlich 1788 auch schon, durch Karoline von Wolzogen von Dalberg's hohen Absichten unterrichtet, Schiller als ihren einstigen Fürsten und Segenspender. Von den Gedankenstrichen in Schiller's Briefen, wo er auf einen künftigen Fürsten von — oder von — deutet, als den Don Carlos und Paradiesschöpfer von Deutschland, konnte sich Dalberg dreist den einen zuziehen, nur schade, daß der ganze Dalberg ein bloßer Gedankenstrich blieb. Wenn Karoline von Wolzogen sagt, was Schiller im Posa dichtete, hätte er sein können, so hatte sie ein Lob im Sinn, ganz nach dem Koadjutor zugeschnitten, welcher ihr als ein künftiger Posa auf dem Thron, als ein Ideal aller Größe und Tugend galt. Aber in dem Lobe liegt in der That ein erheblicher Tadel.

Ich habe angedeutet, an welchen Fäden das Drama mit den Erscheinungen der Zeit zusammenhing. Schiller gesteht, wenn der Genius der Tragödie sich für diese Grenzverletzungen an ihm gerochen habe, so sei es dem — redlichen Finder vielleicht lieb, Bemerkungen, deren er sich aus seinem Montesquieu erinnre, in einem Trauerspiele angewandt zu sehen.

Aber wenn der redliche Finder etwas von den Grenzen der Tragödie versteht, so wird er finden, daß diese Grenzen in der That nicht verletzt sind. Der Dichter hat mit einem einzigen Wort, mit dem er den Schlüssel zum Charakter des Posa gab, den Schlüssel zu seinem ganzen Kunstwerk gegeben und dieses Wort (eilfter Brief) heißt: Nichts führt zum Guten, was nicht natürlich ist. Dieser Satz enthält die Haupttendenz der modernen Zeit und zugleich die Kritik dieser Tendenz.

Das „Natürliche" war der Puls aller Bestrebungen, welche dem Menschen seine Rechte, seine Freiheit im Staat, in der Wissenschaft, im Glauben, in der Kunst, im Leben wieder erringen wollten. Aber das Natürliche wächst und wird, es wird nicht gemacht, und doch mußte es in der neuern Zeit zuerst als ein gemachtes auftreten, weil anfangs keine andere Brücke vom Geist aus zur Natur führt, als der Entschluß des Geistes.

*) Haym, W. v. Humboldt, S. 44.

Dies ist der große tragische Widerspruch der modernen Zeit. Wir müssen das Natürliche wieder schaffen und doch wissen wir, sein erstes Gesetz ist freie Entfaltung.

Gegen dieses Gesetz hatte, prinzipiell angesehen, niemand grausamer verstoßen, als die christliche Kirche. Die Trennung des Geistes von der Natur, welche das Christenthum aussprach, war ein natürliches Ergebniß der Geschichte. Der Geist mußte endlich aus der Verthierung heraus, der er im Römerthum unterlegen war, er mußte seine Würde wieder erhalten. Er sollte von nun an das Erste, der Herr sein, aber er sollte die Liebe bleiben und die als schlecht erkannte Natur mit dem Geiste reinigend versöhnen. Diese schwere Mission ward sterblichen Händen vertraut. Kein Mensch neigt so sehr zum Uebermuth, als der den Geist verwaltet, denn er muß fühlen, es ist das höchste, das köstlichste Amt auf Erden. Und einer rohen versunkenen Menschheit gegenüber reichten die sanften Mittel nicht aus. Was Wunder, daß die Kirche Gewalt und bald die übermüthigste Gewalt brauchte. Die Schlechtigkeit der Natur ward ihr ein Mittel, sich Ansehn und Unentbehrlichkeit zu geben. Von der Wiege bis zur Bahre war sie mit Weihwasser und Oel und jenseits des Grabes, ja bald diesseits mit ihrem Feuer bereit, um die verdammte Natur zu reinigen. Der Geist wurde geistlich. Nicht blos ein Feind der Natur ward er, nein, die vollkommenste Unnatur. Die weltliche Monarchie, so roh sie war, hatte Recht, der Kirche entgegenzutreten. Aber es geschah ohne Nachhalt, weil sie nicht ganz mit ihr brach. Als endlich das nicht ganz vertilgte Heidenthum der alten Sachsen mit Luther's Bauerngesicht wieder aus dem Boden kam, als die Natur sich empörte und ein Mönch freite, da erreichte der Wahnsinn des Geistlichen seinen Gipfel in — der Inquisition.

Aber schon war der Geist selbst längst seinem schrecklichen Gefäß entflohn und saß in der Studirstube über den alten Heiden. Er schöpfte die Natur an der Quelle und dieser Trunk gab ihm das Leben wieder. Nun ward er stark und frei und sann über Sein und Nichtsein und über sich selbst und über die Natur. Nun erkannte er seine geschmähte Mutter. Nun studirte er die Natur statt sie zu verdammen. Nun faßte ihn, denn er war Mensch, der Enthusiasmus für die Natur, für den natürlichen Menschen. Er liebte die Geknechtete und haßte — denn er war Mensch — seinen schrecklichen Doppelgänger, den Heuchler des

Geiſtes. Er ſtrebte ihn zu vertilgen und — verjagte die Jeſuiten. Er wollte raſch die geknechtete Sinnlichkeit erlöſen, die Menſchen zu freien, tugendhaften glücklichen Bürgern nach ſeinem beſten Muſter machen und — Joſeph II. regierte ſo gewaltſam menſchlich, daß dieſelben Niederländer, welche ſich gegen die Inquiſition empörten, gegen den aufgeklärteſten Fürſten aufſtanden. Die franzöſiſche Revolution führte die Menſchenrechte mit Gewalt ein, ſie nahmen ein Ende mit Schrecken. Friedrich's des Großen Wohlthaten wurden nur ſoweit im Volke lebendig, als das Volk ſie innerlich beſaß und ſich gegen Romanismus und Barbarei — das iſt ſeine Bedeutung — im ſiebenjährigen Kriege erkämpfte. Freimaurer und Illuminaten ſuchten die Menſchlichkeit künſtlich und im Geheimen zu pflanzen. Die Kunſt allein zeigte, wiewohl bald von der Initiative des Geiſtes beherrſcht und beſtimmt, die Verſöhnung von Natur und Geiſt im Bilde, auch wo ſie ein Bild von dem Kampfe beider Gewalten entwarf.

Unter allen Dramen der geſammten Literatur iſt keines, welches den geſchilderten Kampf ſo treffend, ſo als eigentliches Thema der neuen Geſchichte, ſo prinzipiell darſtellt, als Don Carlos.

Schiller griff in der Inquiſition das Neſt mit den Jungen und das iſt im Drama immer der ſichere Griff. Philipp iſt fanatiſcher Schüler und Werkzeug der Inquiſition, er hat als ſolcher die Aufgabe, jedes Natürliche, Eigne, Weltliche aufzugeben. Aber er will Monarch ſein. Das iſt ein Widerſpruch, eine Auflöſung der ſtraffen Einheit, in welcher alle Macht beſteht. So iſt ſelbſt er im Kampf gegen die ſtarre Unnatur der Inquiſition*). Der Dichter führt uns in das Reich, das vor allem das Natürliche zur Grundlage hat, in die Familie. Philipp hat die natürliche Neigung ſeines Sohnes mit Füßen getreten, indem er ſich mit der ſeinem Sohne verſprochenen Braut vermählt. Philipp zerreißt das innigſte Familienband, er verliert die Liebe ſeines Sohnes. Aber die natürlichen Neigungen, durch Philipp's Ehe verletzt, rächen ſich durch das Verhältniß zwiſchen Sohn und Stiefmutter. Was unter allen Umſtänden unnatürlich iſt, hier wird es berechtigt. An dieſes Fleckchen Recht und Natur ſetzen ſich wahrhaft be-

*) So iſt die Stelle zu verſtehen in Schiller's Geſchichte d. A. d. v. Niederlande: „Er war König und Chriſt und war beides ſchlecht, weil er beides vereinigen wollte.“ Vgl. Joach. Meyer Sendſchreib. S. 23.

rechtigte Elemente an. Ein Volksſtamm, durch die Inquiſition in ſeiner natürlichen Freiheit angetaſtet, will ſich gegen ſeinen Oberherrn erheben. Es iſt das künftige Volk des Infanten, welches er einem Bürgerkrieg entgegentreibt, es iſt ſein Vater, ſein Vaterland, gegen welche er konſpirirt. Aber die Unnatur der Inquiſition macht auch dieſe unnatürlichen Schritte einſeitig berechtigt. Falſches Weltbürgerthum iſt immer die Frucht ſchlechter Staaten.

Außer ſich, und wir ſehen, nicht minder in ſich hat Philipp die natürlichen Mächte zu fürchten. Er hat eine ſterbliche Stelle. Er will diejenige allein beſitzen, die er einem Andern geraubt hat. In dieſes Bedürfniß ſeines Herzens bohrt ſich die Kirche ein, deren Streben es iſt, daß Carlos und ſeine Welt untergehe. Das Komplott und die Einflüſterungen Domingo's ſchärfen die Qualen des Menſchen Philipp, damit er zerſtöre, was die Urſache dieſer Qualen iſt. An ſeinen Laſtern hält ihn die Kirche feſt, da ſie ihn nicht an ſeinen Leiden ergreifen kann. Denn wunderbar, Philipp wird im Leiden frei, er empfindet den nächſten Trieb des Leidenden, die Sehnſucht nach Mitgefühl. Er hat an den Schöpfer zum erſten Mal eine natürliche Bitte, er will einen Menſchen.

Der gütige Leſer mag nun die Weiterführung dieſes Gedankens ſelbſt übernehmen. Ich glaube, er hält die Probe durch alle Faſern des Werkes. Es iſt einer der wunderbarſten Organismen, die je aus eines Dichters Seele gekommen ſind. Nur noch ein Wort über den vielbeſprochenen Poſa.

Ueber ſeine hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit hatte offenbar das Publikum, welches ſich ihn in Puder vorſpielen ließ *), weit richtigere Begriffe, als die damaligen Kritiker. Aber jetzt lieſt man öfter, und noch neuerdings bei Kuno Fiſcher, daß Poſa als unſchuldig, als moraliſches Muſter vom Dichter gedacht ſei, und daß Schiller ihn erſt in den Briefen über Don Carlos künſtlich ſchuldig, das heißt äſthetiſch gemacht habe.

Hierüber habe ich die genaueſten Nachrichten. Schiller ſtreifte eines Tages mit ſeinem Carlos durch die Bauerbacher Wälder. Ein inneres Feuer beeilte ſeinen Schritt. Der Zorn gegen die „Molche, den

*) Centralorgan f. d. deutſchen Bühnen, Jahrg. III. No. 5, S. 71.

Geisterpöbel, der uns drängt", röthete seine Stirne, sein Gefühl machte sich endlich in einem jener Worte Luft, die einen ganzen Schwur der Seele enthalten. „Wahrheit!" So rief er laut und ballte seine Rechte Plötzlich ward er von einem Glanz geblendet und eine Stimme rief: Hier bin ich, was willst du? Der Dichter, an diese Erscheinung schon gewöhnt, sprach: „O du kommst zur rechten Zeit. Du weißt ja, was ich vorhabe. Sage, wie kann ich an dieser Brut dich rächen?"

Die Stimme rief: „wenn du wahr, wenn du gerecht bist. Vor Allem mußt du beide Parteien hören. Will die Menschheit eine Institution verwerfen, so zeige sie, was sie Bessres kann. Nennt ihr unser Prinzip, wird die Inquisition sprechen, unnatürlich, so zeigt uns, wie in der Praxis sich das Prinzip bewährt, welches ihr das natürliche, das wahre nennt. Haben wir kein Erbarmen, so haben wir wenigstens Konsequenz, und diese Konsequenz war nöthig, denn wir hatten mit Bestien zu thun. So wird die Partei sprechen, welche du brandmarken willst. Es bleibt dir nichts übrig, als dein eigenes Prinzip auf den Kampfplatz zu führen. Carlos und die Königin sind keine reinen Vertreter desselben, denn die Leidenschaft macht selbstsüchtig; die Flamänder treibt am Ende die Noth. Du mußt einen Menschen wählen, der unabhängig von beiden ist, einen Menschen, der Nichts will für sich, sondern Alles für das Prinzip, welches du offenbar für das wahre hältst, es heißt: Freiheit des natürlichen Menschen; Versöhnung des Geistes mit der Natur. Und es muß ein Mensch sein, der dieses sein Prinzip nicht durch gewaltsame, nicht durch künstliche Mittel (denn das wäre gegen die Natur des ächten Geistes, des Prinzips), sondern allein durch seine Lehre, sein Beispiel, sein Leiden und seinen Tod bewährt."

„Das wäre ein zweiter Christus", fiel rasch der Dichter ein.

„Und könnte, sprach die Stimme, dem falschen Christenthum besser sein Spiegel vorgehalten werden, als durch das wahre?"

„Christus am Hofe Philipp's? Nimmermehr. Sowie er aufträte, würde ihn die Kirche verbrennen. Das Stück wäre zu Ende, ehe es anfinge. Ich sehe immer wieder, du verstehst dich nicht auf Komödien."

„Mag wohl sein, entgegnete die Wahrheit" (denn sie war es selbst, welche gesprochen hatte).

„Ich will dir einen Vorschlag machen, begann der Dichter nach einer

Pauſe. Mein Chriſtus ſoll die feurigſte Liebe zur Wahrheit, die größte Schonung für jede natürliche Empfindung haben; er ſoll die Ehebrecherin nicht verdammen, er ſoll die Menſchen kennen und doch ſie lieben; er ſoll den Despotismus haſſen und des Despoten ſich erbarmen; er ſoll ſein mächtiges, ſein edles Wort brauchen, wo er kann. Er ſoll ſeinen Liebling, ſeinen Jünger haben, der nicht ſtirbt. Aber du ſagſt ja ſelbſt: die Menſchheit ſoll zeigen, was ſie kann. Alſo mein Chriſtus — es wäre ſonſt nicht gerecht gegen die Gegner gehandelt — muß ein Menſch und kein Gott ſein. Ein wenig unwahr muß er ſein dürfen, aber um der Wahrheit willen, mit geraden Mitteln käme er an Philipp's Hofe nicht einen Schritt weit. Die unnatürliche Spaltung zwiſchen Vater und Sohn treibt ihn zur Unwahrheit gegen beide, indem er mit Jedem von beiden wahr ſein will. Aber die Unwahrheit gegen Carlos hat die ſchlimmſten Folgen, Carlos giebt ſich ſelber auf, da er ſich von einem ſolchen Freunde aufgegeben weiß. Carlos — wie natürlich iſt dies bei einem Prinzen von ſeiner Lage — vertraut ſein gefährlichſtes Geheimniß der Eboli. Poſa wird Zeuge dieſer Scene, er überſieht mit einem Blicke alle möglichen Folgen und in einem wirklich unauflöslichen Netz gefangen, von der Größe ſeiner Schuld gegen den Prinzen erſt durch die Folgen derſelben im Gemüthe des Prinzen überführt, hat er nur ein Mittel, das nächſte, das natürlichſte Band wieder herzuſtellen, zugleich das letzte und wirkſamſte Mittel, ſeinem Prinzip zu dienen. Den Freund von ſeiner Treue, von der Kraft ſeines Prinzips zu überzeugen, lenkt er des Königs Verdacht und Rache auf ſich ſelbſt. Er ſucht den Tod."

„Das iſt ſchön, ſprach die Wahrheit. Und er betrügt den König? freilich mit einer Eboli konnte Poſa des Königs Herz nicht theilen. Führwahr, dein Poſa hat den beſten Willen und ſtirbt wie ein Mann, aber im Handeln iſt er wenig bedenklich. Seine Fehler ſind freilich ſo mit ſeinen Tugenden verſchmolzen, — er iſt ein ſehr natürlicher Menſch. Sein Prinzip, die Menſchen frei machen zu wollen und doch überall den Menſchen zu ſchonen, ſcheint ſich im Gedränge des Lebens als untauglich zu bewähren. Am Ende verſchuldet er noch den Tod des Carlos?"

Der Dichter beſann ſich: „indem er ihn in ſeinem hochverrätheriſchen Plane, die Königin in ihrer Leidenſchaft beſtärkt und ſo das nächtliche Rendezvous veranlaßt, ja!"

„Und hat Posa's Tod auf den Prinzen die gehoffte Wirkung?“ fragte die Wahrheit.

„Carlos besiegt seine Leidenschaft, er wird ein reines Gefäß des freien Staats, der geprüfte Vertreter der natürlichen Rechte: er beschließt, sich an die Spitze der Rebellen zu stellen.“

„Und wird Rebell gegen seinen Vater? gegen sein Land? Wahrlich, er hat den Tod verdient. So selbstlos er ist, er mißachtet die ewigen Gesetze der Natur. Ein solcher Führer würde die reine Sache der Provinzen entweihen. Nun bin ich begierig: was wird aus Philipp? Er ist im großen Recht gegen diese Verschwörer.“

„Philipp wird voller, ganzer Despot. Der Betrug des Marquis, die Verwünschungen seines Sohnes treiben ihn in die Arme der Inquisition: er schwört der Menschheit Rache.“

„Also ein Despot ist die Frucht von Posa's ganzem Thun? Ah, das ist so groß, als wahr. Die Niederlande haben einen konsequenten Despoten. Das ist der erste Schritt zur Freiheit. Ich sehe, meine Schwester die Geschichte, wird nun vollenden, was ein einzelner Mensch nie herauskünsteln kann. Und das ist der natürliche Weg des Geistes. Du wirst zwar weder ein moralisches Beispiel im Posa und Carlos schaffen, noch die Inquisition ausschließlich richten, denn du stellst ihre Konsequenz wahrhaft erhaben dar, wenn du auch einen großen Theil der Schuld auf sie legst, aber du wirst eine echte Tragödie schaffen. Du wirst die größten geschichtlichen Mächte der Zeit malen, welche, wie die Familie Philipp's, so die Familie der Menschheit noch lange und immer von neuem in ihren Grundfesten mitleidswerth und grauenvoll erschüttern werden, bis die Institutionen der Ausdruck des mit der Natur versöhnten Geistes sind. Unser Deutschland wird deinen Posa — du hast sein bestes Theil darin gezeichnet — lieben und für alle menschlichen Charaktere des Drama's mit Recht Mitleid fühlen, so lange es für seine Ideale Achtung hat, und wenn es durch maaßlose Leiden seine Schonung natürlicher Gefühle und gegebener Verhältnisse, seine Begeisterung für das Prinzip der Humanität und Freiheit, seine Künstelei und seine Verleugnung des Vaterlands gebüßt hat, so wird es erkennen, daß doch eine hohe Gerechtigkeit aus deinem Bilde spricht, und daß du im Bilde seine Fehler und Tugenden richtig gemischt hast. Und dann erst wird

nach hundert und wieder hundert Jahren immer neuer Preis dir und deiner gewaltigen Kunst erklingen."

So sprach die Wahrheit und verschwand. Der Dichter hatte dieses Zwiegespräch wohl vergessen, als er die Briefe schrieb. Dichter sind vergeßlich. Durch ihren Sinn gehen so viele Gäste.

Die Zeitgenossen urtheilten über den Don Carlos sehr verschieden. F. H. Jacobi vergleicht das Stück mit einem kalten Pallast, in dem die überheizten Oefen riechen. Erst die Briefe über Don Carlos konnten seine Phantasie von ihrem Dunste reinigen. Zelter urtheilte so brutal über das Werk, wie über Manches, was er nicht verstand. W. v. Humboldt liebte den Don Carlos. Ins eigentliche Publikum drang er rasch und dauernd ein. Göschen brachte, trotzdem daß bald vier Nachdrucke erschienen, 1799, 1801, 1802, 1804 neue Auflagen.

Uebersetzt ward das Drama zuerst 1798 zweimal ins Englische, später zu wiederholten Malen und in fast alle moderne Sprachen. Die jüngste französische Uebersetzung von Amedée de la Rousselière, Liège 1854, ist bereits 1858 in zweiter Auflage erschienen.

Auf der Bühne erschien Don Carlos, in Jamben, zuerst am 30. August 1787 in Hamburg. Die Vorstellung, von Schröder sorgfältig vorbereitet, erregte große Sensation. Er selbst war ein Philipp, dem man den König wie den Menschen glaubte und ohne einen solchen ist das Werk nicht aufzuführen. Das Publikum forderte laut die Wiederholung für den nächsten Tag. Reineke folgte in Leipzig mit seiner Aufführung des prosaischen Carlos. Hier ersticht sich der Infant und, wie der erste Bauerbacher Entwurf es will, betheuert die Unschuld seiner Mutter. Philipp sinkt voll Schmerz auf die Leiche. Schiller war nur im jambischen Carlos Schiller. Denn der Unschuldsbeweis, den der Prinz giebt, war doch die geringste Schuldigkeit des Kavaliers und für einen Philipp nicht zureichend, die nächtliche Zusammenkunft am spanischen Hofe auch ohne Verbrechen Verbrechens genug. Die Aufführung machte keinen Effekt. Mehr Eindruck machte die Berliner Aufführung, namentlich, wie man erzählte, auf den König Friedrich Wilhelm II, der, noch im ersten Stadium des Volksbeglückungsrausches, das natürlichste Gefühl der Menschen, die Gottesfurcht, durch Edikte regulirte. Schiller schrieb am 11. Dezember 1788 nach Rudolstadt, er erwarte jeden Tag eine Vokation nach Berlin, um Herzberg's Stelle zu über-

nehmen und den preußiſchen Staat zu regieren. Auch die Mannheimer Darſtellung (9. April 1788) machte, trotzdem Herr von Dalberg ſich wieder des Textes erbarmte, kein Glück. Beck war ein trefflicher Poſa, Iffland ſtieß mit dem Philipp an die Grenzen ſeines Talents. In Prag und Dresden führte die Bondiniſche Truppe die Proſa auf. Aber Reineke war todt und überdies war die Darſtellung eine, wovon wir doch jetzt kaum einen Begriff haben. Der Staatsſekretär Perez, in welchen Domingo vom Dichter verwandelt war, mochte paſſiren. Aber der Tyrannenſpieler Brückl, der in Dresden den König ſpielte, übernahm es, Schiller's Proſa in ſein geliebtes Deutſch zu übertragen. Nach jedem Satz fügte er ein peremptoriſches „Merkt Euch das!“ hinzu, und da wo die Eiferſucht dem Könige die harten Worte eingiebt: „Kurz alſo und ohne Hinterhalt, Madame!“ milderte Brückl dieſelben in die erhabenen Klänge: „Jetzt keine Winkelhaken, Madame, und keine Schrauben.“

# Siebentes Buch.

## Im ſichern Port.

Juli 1787 bis Februar 1790.

# I.

## Weimar.

Der Gedanke des Marquis Poſa, in einem Fürſten das Werkzeug ſeiner Kulturpläne zu ſuchen, war grunddeutſch. Es war der Gedanke, mit welchem einſt Goethe nach Weimar gekommen war. Verſetzen wir uns zurück ins Jahr 1775. So eben waren die patriotiſchen Phantaſien von Möſer erſchienen. Dieſer treffliche Mann hatte, während man ſonſt auf der Verzweiflung über das „heilge röm'ſche Reich" unthätig ruhte, rüſtig den Rettungsweg gewieſen. An die beſte Seite des Schlimmen knüpfte er ſeine Hoffnungen. Er vertheidigte die Menge kleiner Staaten als höchſt günſtig für die Ausſtrömung der Kultur in alle Adern des Volkskörpers. Das Buch war eine Brücke zwiſchen den Forderungen der Stürmer und Dränger und der beſtehenden deutſchen Wirklichkeit.

Goethe hatte es geleſen. Er war voll davon, eben als Karl Auguſt, voll guten Willens und ungebrochener Jugendkraft nach Frankfurt kam. Der Herzog will den Dichter kennen lernen. Als Goethe erſcheint, liegt zufällig das Buch von Möſer unaufgeſchnitten auf dem Tiſch. Das Geſpräch lenkt ſich darauf hin. Da es Niemand kennt, als Goethe, fällt den beredteſten Lippen die Aufgabe zu, Ausleger der patriotiſchen Phantaſien zu werden. Der junge Fürſt hatte einen Dichter geſucht und fand einen Miniſter. Goethe hatte nach Italien gewollt, um ſich zu vollenden. Er ging nach Weimar, um thätig zu wirken.

Wie ein Stern ging er auf. Nach einem Menſchen ging die Sehnſucht aller beſſern Höfe. Hier war ein Urmenſch, noch mit dem Thau des Paradieſes auf dem Haupt. Jung, ſchön, natürlich, ein Virtuos

auf dem Eise und bald dem noch glatteren Boden des Parquets, tanzte er fast in seine neue Rolle hinein. Wild und derb, Jäger mit dem jagenden Fürsten, arbeitsam mit dem Geschäftsmann, zart und rücksichtsvoll gegen die ernste und ängstliche Würde der jungen Herzogin Luise, bändigte er der Herzogin Anna Amalia und ihrem leichteren Geschmack zu Liebe den wilden Pegasus des Götz und ließ ihn nach der Musik des Singspiels schreiten. Er hob Wieland leicht und gewandt aus dem Sattel und drückte ihm dann lachend die Hand, daß dem entzückten Feinde die Sinne vergingen. Er herrschte über Alle, indem er Alle neckte und durfte Alle necken, weil er sich selbst nicht schonte. Da gab es Komödien im Freien, Fackelglanz und Festgeräusch erfüllte die stille Ilm, glänzende Kavalkaden geleiteten über Berg und Thal den Thespiskarren, auf welchem Fürsten saßen, nach dem einsamen Ettersburg, dem ländlichen Tiefurt. Es war ein Leben, wie zu König Artus Zeiten. Das geringe Murren Einheimischer ward vom Herzog abgefertigt, das Land hatte keine Meinung, der bürgerliche Dichter wurde geadelt, stieg zu Amt und Ehren, wurde der Busenfreund des Fürsten.

Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben. Mit übermenschlicher Anstrengung suchte der Jünger Möser's unter dem Lärm der Feste seine ernsteren Plane zu verfolgen. Er zog Herder nach Weimar, dachte Stolberg anzusiedeln und während er das kleine Land in ein nach seiner Meinung bestmögliches Gedeihen brachte, hier für Deutschland eine Pflanzschule der Geister zu bilden. Wenn ihn die ermüdende Tretmühle der kleinen Kultur, Verbesserungen mit den geringsten Mitteln, zur Verzweiflung brachten, so hatte er eine schönere Welt, in der er ausruhte, Iphigenie, Egmont, Tasso. Diese Welt fehlte dem Herzog. Wenn er auch redlich mit Hand anlegte, wenn er für naturwissenschaftliche Studien ein ungewöhnliches Interesse zeigte, seine derbere Kraft war nur durch Thaten und Strapazen zu erschöpfen. Im Hause gehemmt durch die formvolle Haltung, ja selbst durch die zärtliche Sorge seiner Gemahlin, zu groß für die Aufgabe eines Pächters, voll weiter und richtiger Ansichten für eine norddeutsche Politik, warf er sich, mit Jägerblick in die Zukunft spürend, auf das Gebiet, wo für die Zukunft einem deutschen Fürsten Lorbeern und Pflichten winkten. Er warb für den Fürstenbund und exerzirte Soldaten.

Das sah sehr prosaisch, sehr barbarisch aus. Das war nicht Goethe's

Meinung. Das Lachen verging ihm. „Der Wahn, schrieb er, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Daſein reifen, müßten auf dieſem Boden geſät und jene himmliſchen Juwelen könnten in die irdiſchen Kronen dieſer Fürſten gefaßt werden, hat mich ganz verlaſſen, und — ich finde mein jugendliches Glück wieder hergeſtellt.“ Er trennte ſeine Ideale von ſeinen Geſchäften, gab dieſen einen feſten Mechanismus und mit dem Vorſatz, ſich ſelbſt zu reifen, ja vielleicht mit einem noch ſchärferen Vorſatz ging er 1786 nach Italien. 1787 nahm Karl Auguſt preußiſche Kriegsdienſte.

In das Weimar, dem Goethe und Karl Auguſt fehlten, trat Schiller am 21. Juli ein. In ein ſtilles ausgelebtes Weimar! Verſtoben waren alle die bunten Masken, erloſchen die luſtigen Fackeln. Und Schiller trat ein, geräuſchlos, ohne Plan, von Niemand begehrt, von Niemand erwartet, als von Charlotte. Nur ihr Herz klopfte ihm entgegen, nur ſie wußte es, als er am 21. Juli im Erbprinzen einkehrte. Sie hatte einen traurigen Winter einſam auf einem einſamen Gute verlebt. Ihr alter Schwiegervater, der einzige, mit dem ſie hätte verkehren können, lag meiſtens krank zu Bette. Die Erziehung ihres Friedrich, raſtloſe Lektüre geſchichtlicher Werke, Herder's Schriften, die Briefe aus Dresden waren ihr Troſt. Ihr Augenlicht war immer ſchwach geweſen. Eines Morgens bemerkte ſie entſetzt, daß es in Gefahr war, ganz zu erlöſchen. Ihr Schwiegervater drang auf ärztliche Hülfe. So ging ſie zuerſt nach Gotha, dann gegen den Sommer nach Weimar, wo ihr Hufeland durch heftige Mittel die ſchwache Sehkraft wenigſtens erhielt. Aber ſolch' Elend ertrug ſie geduldig, denn ſie erwartete den Freund. Ihre ganze Seele hing nur noch an dieſem Gedanken. Die fieberhafte Erregung, in der ſie lebte, erreichte ihren Gipfel, als Schiller wirklich kam. Ihr gehörte der erſte Abend. Schon in der erſten Stunde knüpfte ſich jeder Faden des zerriſſenen Umgangs wieder an. Sie ließ den Freund auch den folgenden Tag nicht von ihrer Seite. „Charlotte, ſchreibt Schiller an Körner, iſt eine große ſonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größeren Geiſt, als der meinige iſt, zu ſchaffen geben kann. Mit jedem Forſchritt unſres Umgangs entdecke ich neue Erſcheinungen in ihr, die mich wie ſchöne Partien in einer weiten Landſchaft überraſchen und entzücken.“ Sie konnte ihm für ſeinen Eintritt in die Weimariſche Welt zugleich als beſte

Führerin dienen; eine Hülfe, deren er sehr bedurfte, da er sich in neuen Verhältnissen leicht betäubt und eingeschränkt fühlte. Sie war von Wieland mit größter Achtung, von Herder mit warmer Freundschaft aufgenommen worden, in den Zirkeln der Herzoginnen Amalie und Luise ein gern gesehener, ein gern erscheinender Gast. Frau von Stein, bei welcher sie bereits auf Kochberg zum Besuche gewesen war, hatte ihr ein herzliches Vertrauen geschenkt, ja sogar Briefe von Goethe gezeigt. Hier stand zugleich eine verheirathete Frau, Mutter von sieben Kindern, in einem eben so leidenschaftlichen Verhältnisse zu Goethe, wie Charlotte zu Schiller. Und doch sagte die Welt, daß dieses Verhältniß ganz rein, ganz untadelhaft sei. Aufforderung genug für Charlotte und Schiller, auch aus ihrer Freundschaft kein Geheimniß zu machen. Sie gab ihm vor Allem das, wodurch man zu leben weiß, Selbstvertrauen, und sagte ihm, daß er es mit seinen Manieren überall wagen könne.

Ehe wir Schiller in seine neue Umgebung begleiten, ist es nöthig, sich seine eigenthümliche Lage ganz zu vergegenwärtigen. Diejenigen Historiker, welche aus einzelnen Aeußerungen als Einschlag und ihrem Hochmuth als Auszug ihre Gewebe fabriziren, können mit Hülfe seiner Briefe an Körner ein leidliches Monstrum von Neid, Kleinlichkeit und Nachsucht aus Schiller machen. Geradezu kein Briefwechsel ist in so hingegebenem Vertrauen geschrieben, ist so die geheimste Stimme eines leidenschaftlichen Herzens. Ich habe nichts herausgelesen, als daß Schiller ein Sohn des Druckes und daß er ein Mensch war, und wohl dem, dessen geheimste Gedanken in solchen Fällen nie schlimmer gewesen sind, als Schiller's. Schiller kam fremd nach Weimar. Er kam, um die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen, vorläufig mit keinem Plan eines dauernden Aufenthalts. Er wollte in Jena sondiren, ob künftig vielleicht ein Lehramt der Geschichte ihm dort erstrebenswerth sein könne. Er wollte dann allenfalls nach Hamburg reisen. Vor Allem, das ward mit Charlotten beschlossen, wollte er im Herbst wieder nach Dresden zurückkehren und zwar in Charlottens Gesellschaft. Man wollte nur die Ankunft ihres Gemahls und dessen wahrscheinliche Entscheidung abwarten, künftig von seiner Gattin getrennt zu leben.

Dieser Plan hätte freilich durch die Anwesenheit des Herzogs eine Aenderung erleiden können. Jetzt war der Don Carlos vollendet. Die Gunst des Fürsten konnte sich, wenn das Stück gefiel, zu wer weiß

welcher Stellung gestalten. Schiller hatte die bescheidenste Meinung von seinen früheren Stücken. Mit diesem, war er sich bewußt, die Anforderungen einer strengeren Regel erfüllt zu haben. Körner's Beifall, Schröder's bessere Meinung hatten das Bewußtsein über diese Leistung befestigt. Er hatte im Marquis Posa, wenn auch in der Rolle eines Schwärmers, seine Ideale niedergelegt. Es war für ihn eine Lebensfrage, ob er darin bestätigt wurde, ein Senkblei zugleich, womit er die Tiefe und den Ernst der Gesinnung bei jedem Beurtheiler zu messen fähig war. Wie wir wissen, traf Schiller in die ungünstigste Zeit. Sein Glück war an ihm in der Person des Herzogs vorübergefahren. Karl August war eine Stunde vor ihm im Posthause zu Naumburg gewesen, war eine Stunde vor Schiller's Eintreffen nach Potsdam weiter gereist. Auch die regierende Herzogin, eine Verehrerin Klopstock's, ernst, verschlossen und, wie Schiller wußte, für seine Schriften eingenommen, war von Weimar entfernt. Als sie endlich anlangte, hatte Schiller bereits allen Muth verloren, vom Hofe noch viel für sich zu erwarten. Es hatte eine Komödie gespielt, die zu bedeutsam in Schiller's Leben hineingreift, um nicht ausführlich behandelt zu werden.

Schiller meldete sich zuerst am Hofe der Dichter. Meine Leser kennen seine Anknüpfungen an Wieland. Der Dichter des Oberon stand jetzt im Alter von vierundfunfzig Jahren. Wie die hundert spielenden Linien seines Gesichts eher auf alles andre, als einfache innre Größe deuteten, war sein Charakter, waren seine Schriften. Von den moralischen Epen seiner Jugend zur schlüpfrigen Erzählung in Versen übergegangen, sog er Honig aus allen Blumen. Er stahl ein englisches Trauerspiel so naiv, daß Lessing ihm derb auf die Finger klopfen mußte und verdeutschte den Shakspere so vorzüglich im Einzelnen, daß doch A. W. Schlegel die Rüpelkomödie im Sommernachtstraum unverändert wieder aufnehmen konnte. Er verarbeitete das Griechenthum in Romanen, hatte den Horaz verdeutscht und war jetzt daran, dasselbe am Lucian zu thun. Als schon die Stürmer glaubten ihn überlaufen zu haben, pflückte er hinter ihnen mit seinem Oberon noch ächte Lorbeern, die vielleicht jedem Andern zu hoch waren. Die Ankläger seiner Moral mußten vor seinen sittsamen Töchtern verstummen. Der alternde Meister besaß fast nichts von dem, was Schiller hatte, aber er hatte Vieles von dem, was dem jungen Meister fehlte. Und Schiller wollte auch die kleineren Kunst-

griffe der Form in seine Gewalt bekommen. So nahte er denn dem anerkannten Verdienst mit wärmster Begeisterung, als einem, von dessen Liebe und guter Meinung, wie er in seinem Begrüßungsbillet sagt, die schönsten Freuden seines zukünftigen Lebens abhangen sollten. Wieland nahm ihn wohlwollend auf, man tauschte Sympathien und Antipathien und wenn Schiller auch durch Wieland's würdeloses Aeußere frappirt war und sich bei seinen Reden ein wenig langweilte, so hatte er doch für einen Verkehr die beste Hoffnung. Es fragte sich nur: was wird Wieland zu dem Don Carlos sagen? denn daß Wieland bereits an den Herzog schriftlich sein Urtheil über die ersten Thaliaproben hatte abgeben müssen, daß dies nicht zu schmeichelhaft ausgefallen war, das wußte Schiller damals sicher nicht. Schiller sandte ihm ein Exemplar und Wieland versprach ihm, bot ihm an, den Don Carlos bis ins Einzelnste mit ihm durchzugehen.

Schiller's zweiten Besuch empfing Herder. Von ihm wird später die Rede sein.

Mit Wieland aufs engste verbunden war die verwittwete Herzogin Amalie, die Mutter Karl August's. In zartester Jugend vermählt, gebar sie in den ersten zwei Jahren ihrer Ehe zwei Söhne und war mit zwanzig Jahren Wittwe. Sie hat sich selber ihres zärtlichen Pulsschlags angeklagt und dadurch wird die Anklage sehr entkräftet. Sie wußte, wo ihre schwache Seite war und wußte Kräfte dagegen aufzurufen, die ihrem Lande in einer vortrefflichen Regierung zu Gute kamen. Sie tanzte gern, aber sie liebte auch gute Musik. Sie las sehr unweiblich den Aristophanes, aber sie lernte auch von Wieland das Griechisch dazu. Sie korrespondirte mit Gelehrten und Künstlern, ohne die Miene der Gelehrsamkeit. Sie haßte allen Zwang. Bei ihr durfte Wieland auf dem Sopha einschlafen, bei ihr empfahl sich, wer musizirte und Komödie spielte. Ihr war Wieland mit Grund ergeben und fand immer neue Wendungen, ihr seine Huldigung zu Füßen zu legen. Sie wohnte jetzt in ihrem bescheidenen Landhause zu Tiefurt, mit ihrer Hofdame Fräulein von Göchhausen, „einer in jeder Beziehung äsopischen Erscheinung." Ihr Oberhofmeister Hildebrand von Einsiedel, liebenswürdig, originell zerstreut, ein wenig Poet und Mime, höchst musikalisch, konnte Karoline von Wolzogen mit der Nothwendigkeit aussöhnen, daß es Hofleute in der Welt geben müsse.

Schiller dachte ſich nach einiger Zeit der Herzogin vorſtellen zu laſſen. Man kam ihm noch zuvor. Am vierten Tage ſeiner Anweſenheit ſchickte Herr von Einſiedel zu ihm und ließ ſich entſchuldigen, daß Schiller ihn nicht zu Hauſe getroffen, er wolle Schiller aufwarten. Schiller hatte ihn freilich gar nicht beſucht. Das war eine ihm neue Art, einen Beſuch zu erzwingen. Doch fuhr er auf dieſes Geleiſe ein. Er ging zu Einſiedel, in dem auch er den herzlich guten Menſchen fand, den Alle in ihm fanden. Einſiedel annoncirte ihn der Herzogin Amalie und ſchon zum 27. Juli bekam Schiller eine Einladung, ſich in Tiefurt zu zeigen. Wieland ſollte ihn einführen.

Schiller wußte, daß Anna Amalie ſeinen erſten Dramen nicht hold war. Begreiflicherweiſe war er geſpannt, auszulauern, wo bei ihr der Grund oder der Fehler für dieſe Antipathie ſteckte. Die Herzogin bezeigte ſich ſehr huldvoll, die Unterhaltung war, wie ſie in ſolchen Fällen ſein kann. Die Fürſtin ließ ſich herab, ihm die Merkwürdigkeiten des kleinen Parks zu zeigen. Fräulein von Göchhauſen ſchenkte ihm eine Roſe. Wieland erklärte ihm beim Nachhauſefahren, er habe die Herzogin erobert. Aber wie fiel Schiller's Bericht an Körner aus? „Es wurde Thee gegeben und von allem Möglichen viel ſchaales Zeug geſchwatzt.“ Ihm gefiel die Phyſiognomie der kleinen Herzogin nicht, nicht die braunſchweigiſche Naſe, nicht das ſpirituelle Geſicht. „Ihr Geiſt iſt äußerſt bornirt, nichts intereſſirt ſie, als was mit Sinnlichkeit zuſammenhängt. Dies giebt ihr den Geſchmack, den ſie für Muſik und Malerei und dergleichen hat oder haben will. Sie iſt ſelbſt Komponiſtin, Goethe's Erwin und Elmire iſt von ihr geſetzt.“ Ob Schiller nun wirklich gefallen hatte, genug, ſchon zum folgenden Abende ward er förmlich geladen, Charlotte ebenfalls, und zwar, wie Wieland ihm auslegte, aus ſeiner Rückſicht für ihr Verhältniß. Aber das war eine gefährliche Begleitung. Die Geſellſchaft beſtand aus Wieland, dem Grafen Solms, einem preußiſchen Offizier. Das Künſtlerpaar Schlick und Frau, von der Kapelle des Prinzen Auguſt von Gotha, ſpielten Duo's für Violoncell und Violine. Die Muſik war meiſterhaft, das Souper ohne Zwang. Die Herzogin unterhielt ſich mit Schiller; aber dieſer Unſelige, der den zwangloſen Zwang nicht kannte, gewohnt Charlottens Augen zu ſuchen, wenn er aus freiem Herzen ſprach, antwortete auf einige Fragen, welche die Herzogin an ihn richtete, nicht dieſer,

ſondern Charlotten, die es nachher für nöthig fand, ihn bei Seite zu ziehen und ſein Verbrechen ihm zu erklären. Etwas unruhig ſchreibt er an Körner: „vielleicht habe ich der Herzogin dadurch mißfallen.“ Dieſer Gedanke brachte ihn indeß nicht ſofort zur Verzweiflung. Als er nach Hauſe kam, formirte ſich im Erbprinzen eine Punſchpartie zwiſchen Einſiedel, Solms, Schiller und einem Gaſte, welcher ſoeben aus Gotha angekommen war. Dieſer Gaſt, eine neue Perſon unſres Dramas, war Friedrich Wilhelm Gotter. Meine Leſer erinnern ſich vielleicht, daß Gotter's Poſſe: der ſchwarze Mann, bereits in Mannheim auf Schiller gedeutet war. Schiller hegte ſelbſt den Verdacht, daß Gotter ihn haſſe. Und diesmal ſollte er wirklich für Schiller ein ſchwarzes Verhängniß werden.

Gotter war als Schriftſteller, wie als Menſch das gerade Widerſpiel Schiller's. Vermögend, früh in Amt und diplomatiſcher Karriere, elegant, wie ſeine Muſter die Franzoſen in Vers und Auftreten, ſchmeichelnd und beſchmeichelt, körperlich ſchwächlich, gegen Starkgeiſterei epiſtelnd, ein wenig leichtfertig und ein wenig elegiſch, war er ſo recht der Mann der Operette; dabei aus Liebhaberei Theaterdirigent, ſteifte er ſich, ohne eine Spur von Leſſing's kernigem Genie, auf Leſſing's Natürlichkeit, ſo weit ſie die beſcheidne war. Er beſaß alle geſelligen Talente, machte die geiſtreichſten Impromptüs, ſpielte ſüperb Komödie und deklamirte Alexandriner nach Meiſter Ekhof's Muſter.

Ein ſolcher Mann trat jetzt zugleich mit Schiller in Weimar auf. Bei der Herzogin Amalie und bei Wieland, der nichts von dramatiſchen Dingen verſtand, galt er in letztern als Orakel. Leider verließ Schiller gerade jetzt den Kampfplatz. Er reiſte auf einige Tage nach Erfurt.

An einem der nächſten Abende war Gotter bei der Herzogin, er hatte den Don Carlos zu ſich geſteckt, Wieland war zugegen und es kam zu einer Vorleſung des Stückes. Sie hatte den Erfolg, daß Wieland, welcher kurz vorher den Dichter aufs freundlichſte in den Klubb geführt und in die Geheimniſſe ſeines Lebens wie ſeiner Autorkuliſſen eingeweiht hatte, ſich plötzlich von ſeinem jungen Freunde zurückzog. Schiller erfuhr von der Vorleſung bei ſeiner Rückkunft. Alle ſeine Verſuche, Wieland zu einer Begegnung, zu einem Urtheil zu veranlaſſen, waren umſonſt. Alſo das Werk hatte ſo mißfallen, daß Wieland die Unterhaltung darüber ſcheute, zu der er ſich ſelbſt erboten hatte. Es

war Schiller klar, ſein Gegner Gotter hatte das abſichtlich herbeigeführt, hatte durch ſeine Kritik das Stück ruinirt, die Herzogin hatte Schiller ſeit der Zeit nicht wieder geladen. Ein Geſpräch mit Gotter gab ihm die Ueberzeugung, daß man ſeine Dichtung nicht verſtehe. Gotter erzählte, die zweite Hälfte habe gar keine oder eine widrige Wirkung gethan. Jetzt war an ein Verhältniß zu dieſem Kreiſe vollends nicht zu denken. Schiller's gute Meinung auch von Wieland fing an zu wanken. Letzterer reiſte bald darauf nach Eiſenach, ohne dem Dichter des Don Carlos ein Wort zu gönnen. Dazu ſchallte ihm überall das vergötterndſte Lob über Goethe entgegen, deſſen „Sekte" auf jedes Wort des Meiſters ſchwur. Schiller war in der gedrückteſten Stimmung. Er dachte daran, Weimar zu verlaſſen.

Der Zufall wollte es, daß er von einem Anhänger eben jener „Sekte" noch einmal der Herzogin zugeführt wurde. Es war ihm anempfohlen, den einflußreichen Freund Goethe's und Karl Auguſt's, den Major von Knebel zu beſuchen. Dieſer, durch Treuherzigkeit und Anempfindung bei geringer Begabung, aber dilettantiſcher Luſt zum Anhänger und Ueberſetzer prädeſtinirte Geiſt, früher als Erzieher des Prinzen Konſtantin von Amalie berufen, jetzt als „Hofphiloſoph" eine Penſion genießend, ſüßlich im Umgang mit Damen, als Tabakraucher ein furchtbarer Reiſegefährte, aber als guter Vorleſer geſellig angenehm, war ebenfalls einem Geiſte wie Schiller's ſehr entgegengeſetzt. Knebel war mit Goethe der Naturwiſſenſchaft ergeben, und reſignirte Schiller gegenüber wahrſcheinlich etwas gewaltſam in ſeine fünf Sinne, denn übrigens ſpekulirte gerade Knebel gelegentlich ſehr ins Blaue. „Es iſt ſo viel Gelebtes, Sattes und grämlich Hypochondriſches in dieſer Vernünftigkeit, ſo ſchreibt Schiller an Körner, daß es einen beinahe reizen könnte, nach der entgegengeſetzten Seite ein Thor zu ſein." Trotz dieſem Reiz, den ihm Knebel erweckte, ließ er ſich, als er Knebel beſuchte, und dieſer eben in Tiefurt etwas zu thun hatte, bereden, mitzugehen. Schiller wird gnädigſt von der Herzogin mitangenommen. Er findet darin nur „Hofmanier." Seiner Reiſe nach Erfurt wird erwähnt, wie er glaubt, um ihm zu erklären, weshalb er nicht miteingeladen ſei. Er trinkt Kaffee und genießt den trefflichſten Kirſchkuchen „ohne Steine!" Aber kein Wort von Don Carlos. Die Herzogin bezeigt ſich wahrhaft gütig und kündigt ihm an, daß er am Sonnabend im geſchloſſenen Zirkel eine

Operette hören werde. Schiller und eine Operette! Der Sonnabend kommt. Charlotte von Kalb erhält eine Einladung, mit der versuchenden Bemerkung, sie möge sich eine Gesellschaft wählen. Hiemit konnte Niemand anders gemeint sein, als Schiller. Gemeint war nicht förmlich geladen. Was thun? Charlotte sollte rathen und auf Charlottens Rath blieb er zu Hause. „Da man mich, lautet sein Gewissensbericht an Körner, nur als Pendant von ihr behandelte, so thaten wir Beide, als verständen wir's nicht. Jetzt hab' ich sie vollends satt und ich freue mich, ihr Beweise davon zu insinuiren. Am Dienstag kommt die Herzogin Luise."

Wenn hier wirklich mehr als ein Versäumniß von Seiten der Herzogin vorlag, vielleicht eine Neckerei über seine rücksichtslose Aufmerksamkeit für eine andre Dame, so machte Anna Amalie ihren Fehler vollständig gut, indem sie nach kurzer Zeit das befreundete Paar noch einmal in aller Form zu sich einlud und wirklich aufs wohlwollendste den Dichter ihrem Kreise zu erhalten suchte*). Aber Alles vergebens. Schiller war zu reizbar, war zu tief im Unglück gewesen, als daß er für Menschen schnell das richtige Maaß finden konnte. Er wußte sich hier in seinen heiligsten Interessen nicht gewürdigt, er verlangte Gerechtigkeit, keine Gnade und war zu stolz, sich durch persönliche Liebenswürdigkeit etwa wie Goethe, der bei Anna Amalie in gleichem Falle gewesen, eine bessre Kritik zu erringen. Seine Toleranz gegen den Zwang, die Zeitversäumniß, die hohlen Formen war erschöpft. Schon daß er als Rath verbunden gewesen war, Visiten zu machen, war ihm ein Greuel gewesen. Die ganze Sphäre der Geborenheiten ward ihm zuwider. Ein einziger Spaziergang in großer adliger Gesellschaft entschied sein Urtheil vollends. Die einzige Frau, welche ihm zusagte, war Frau von Stein. Aber Frau von Stein verreiste.

Endlich kam die Herzogin Luise, auf welche Schiller so hochgespannte Hoffnungen setzte. Charlotte hatte ihm diese edle Frau, die in vieler Beziehung das Gegentheil ihrer Schwiegermutter war, mit Recht

*) Wie Schiller am 7. Mai 1788 berichtet, ließ sie ihn in der ganzen Stadt aufsuchen, um ihm den Genuß eines Konzerts zu verschaffen. In späterer Zeit waren seine ungünstigen Urtheile ganz vergessen, er nennt sie in einem Briefe an Körner eine wackre Frau.

als eine ihm begegnende Natur geſchildert, die jeden Muth, nur nicht den zur leichtlebigen Freudigkeit habe. Bei ihr, hatte Charlotte geſagt, könne er ganz er ſelbſt ſein. Freilich hatte ſie ſchwerlich, wie Schiller, darunter verſtanden, er werde die Herzogin ſogleich unter vier Augen ſprechen können. Als Schiller erfuhr, daß das Zeremoniel dies nicht erlaube, daß er ſie das erſte Mal im ſteifen Zirkel ſprechen müſſe, ließ er ſich gegen Körner aus: „Charlotte hat mir ſchon oft falſche Nachrichten gegeben", und — ließ ſich der Herzogin Luiſe gar nicht vorſtellen. Gewiß, unter allen Nachrichten, die ihm Charlotte gegeben, war es nicht die aufrichtigſte geweſen, daß „er es mit ſeinen Manieren überall wagen könne."

Je mehr ſich Schiller vom Hofkreiſe abwandte, um ſo inniger ſchloß er ſich an die zweite der großen Berühmtheiten Weimar's, an Herder. Schon ſein erſter Beſuch vom 25. Juli war entſcheidend geweſen. Herder war weſentlich wie Schiller eine kämpfende Natur. Aus niedrigem Stande hatte er ſich emporgearbeitet. Sein choleriſches Temperament, durch Kränklichkeit verbittert, machte ihm um ſo mehr zu ſchaffen, als es ganz im Widerſpruch zu ſeinem Beruf und ſeinem humanen Prinzip ſtand. Mit ſeinem Beruf ſtimmte außerdem weder ſeine heidniſche Umgebung, von der er ſein Beſtes nicht geachtet wußte, noch die Hauptſtrömung des Zeitalters, welche er ſelbſt mitveranlaßt hatte. Forſter ſchreibt an Meyer aus Bramſtedt: „Herder ſchwärmt, aber er iſt nicht fromm." Dazu lag auf ihm, was er als Laſt empfand, die Sorge für eine zahlreiche Familie. So lebte er in der Stadt ſelbſt iſolirt und gegen manche Zeitintereſſen entweder feindſelig verbittert, oder gänzlich abgeſtorben. Er hatte nichts von Schiller geleſen, er verſtand nichts vom Drama. Aber er hatte Verſtändniß für den feinſten Duft der Poeſie. Er hatte zwei Dinge, die Wieland fehlten, Ideen und Leidenſchaft. Schiller fand hier außerdem ein ernſtes, würdiges Aeußre, eine Unterhaltung voll Geiſt, Stärke und Feuer. Herder ſprach Haß und Liebe rückſichtslos aus und nie, ſagt W. von Humboldt, redete Jemand ſchöner, wie Herder, wenn es einen Vortrag und keine Diskuſſion galt. Schiller fand ſich mit dem Manne, der eben mit ſeinem „Gott" eine Lanze gegen Kant's Kritizismus gebrochen, in vielen Punkten zuſammen. Eine zweite Begegnung auf einem Spaziergang im Park dehnte ſich zu einem intereſſanten Abende aus. Schiller genoß mit allen Poren ſeines

Geiſtes. Die Theoſophie des Julius, die zum Theil in ſeine Schulhefte hineinreichte, langte aus, um Herder zum Sprechen zu bringen und Schiller ſelbſt äußerte ſich begeiſtert über Herder's „Nemeſis Adraſtea", worin das Maaß als das Allwaltende im Univerſum geprieſen wurde. Auch die etwas myſtiſchen Ideen Herder's über Wahlverwandtſchaft, Ahnung und Vorherſagung fanden bei dem Verfaſſer des Geiſterſehers ihre Stelle. Man zog ſich augenſcheinlich gegenſeitig an. Der Dramatiker durfte dem Generalſuperintendenten ſeinen Don Carlos ſenden und bald bat Herder Charlotten um Schiller's ſämmtliche Schriften. Ja, er drückte ihr, dieſer Marquis Poſa im Talar, vielſagend die Hand, als ſie, das Urbild der Eliſabeth, ihres Verhältniſſes zu Schiller gedachte. Er nahm laut des Dichters Partie an der Tafel der Herzogin Amalie und hielt Gotter's Kritik ein kräftiges Gegengewicht. Aber — eine Eigenſchaft Herder's mußte Schiller mit der Zeit von ihm entfernen. Herder war Theolog. Als Schiller am Sonntag den 5. Auguſt hinausgegangen war, um Herder predigen zu hören, ſchrieb er an Körner, indem er die Predigt charakteriſirt: „Herder's Predigt hat mir beſſer, als jede andere gefallen. Aber ich muß Dir geſtehen, daß mir überhaupt keine Predigt gefällt. Eine Predigt iſt für den gemeinen Mann. Der Mann von Geiſt, der ihr das Wort redet, iſt ein beſchränkter Kopf, ein Phantaſt oder ein Heuchler." Was war dann der, welcher die Predigt hielt? Für Schiller's wahrhaftige Natur mußte es ein Widerſpruch ſein, daß man bei Herder's ſonſtigen Anſichten das Dogma lehren könne. Bald darauf ward Herder krank. Schiller ruft aus: „Was iſt Weimar ohne Karl Auguſt, Goethe, Herder und Wieland!" Wir wollen ſehen.

Als Schiller ſich ſehr unglücklich darin fühlte, fand er, daß Weimar kaum eine Stadt ſei, und Herder, dem es überall nicht gefiel, nannte es ein unſeliges Mittelding zwiſchen Hofſtadt und Dorf. Und Beide gingen gern in dem ſeit 1785 vollendeten Park ſpazieren. Uebrigens hatte Weimar alle Unvollkommenheiten andrer thüringiſchen Reſidenzen, die Thorkontrolle, kleine Häuſer, krumme ſchmutzige Gaſſen und nur den Vorzug, daß ſein Schloß in maleriſchen Ruinen lag. Reiſende fanden die Stadt elend, dagegen nennt ſie der Buchhändler Göſchen, der gute Geſchäfte in Weimar machte, 1785, auch äußerlich ſchöner und intereſſanter als Gotha. 1794 nennt es Falk ſchon im Vergleich mit

Jena eine geſchmackvolle Stadt. Es wird ſchwer zu entſcheiden ſein, welche der Reſidenzen aus dem Geſichtspunkt eines Komfort gewohnten Berliners von heute auf den Preis der Unbequemlichkeit Anſpruch machen konnte. Im Grunde haben Schiller und Goethe bewieſen, daß dergleichen ſeine großen Vortheile haben muß. Die Vorzüge Weimars, der Park, die treffliche Bibliothek und ein Theater, wie es weder eine gleich große Stadt Englands noch Frankreichs hatten, thüringiſche Waldluft und ein äußerſt freundliches anſtelliges Völkchen, das durch den Zuſtrom von Fremden noch nicht um ſeine Ehrlichkeit und Herzlichkeit gebracht iſt, dieſe Vorzüge hoben ſich wahrſcheinlich um ſo heller hervor, je weniger die nächtliche Straßenbeleuchtung konkurrirte.

Und einige Menſchen fand Schiller in Weimar, die ihm nützlich und lieb werden ſollten. Nicht daß hierin der Verfaſſer des Rinaldo Rinaldini mitbegriffen wäre, der damals fünfundzwanzigjährige Vulpius, der ſich beeilte, dem Verfaſſer des Don Carlos ſeine Huldigung darzubringen. Aber der Direktor der Zeichenakademie, Kraus, ferner der geheime Hofrath Chriſtian Voigt waren nach Schiller's Geſchmack, von letzterem hoffte er viel für einen näheren Umgang. Einen weniger günſtigen Eindruck machten auf ihn der Geh. Aſſiſtenzrath Schmidt und ſeine Tochter, welche Körner als eine gute Partie empfohlen hatte. Auch die noch mit vierzig Jahren ſchöne Sängerin Korona Schröter, eine frühere Flamme von Körner, konnte ihn nicht erobern. Der Legationsrath Bertuch, den Charlotte ein Bild üppig gieriger Gelehrſamkeit nennt, der Heros der Weimariſchen Induſtrie, der mit ſeinem Garten, mit ſeiner Pandora, wie mit ſeiner Blumenfabrik und Literaturzeitung gleich gewandt ſpekulirte, Bertuch, der ſoeben ganz entzückt von Dresden kam, erhielt eine Viſite und erregte Schiller's halb ironiſches Intereſſe. Alle dieſe Menſchen konnten ihm das doch nicht geben, was ihm fehlte, innere Freiheit. Und ſo raffte er ſich denn zuſammen aus eigner Kraft. Ein Gang nach der Bibliothek, dieſer ſtummen Mahnerin des Fleißes, half dazu, er nahm eine franzöſiſche Ueberſetzung von Locke's Schriften mit nach Hauſe. Und endlich rettete er ſich aus den Banden fremder und eigner Kleinlichkeit auf die Höhen der Geſchichte, er fing raſtlos an zu arbeiten und zwar nicht am Geiſterſeher, ſondern an der niederländiſchen Rebellion, zu welcher gerade in Belgien das Seitenſtück ſpielte.

Dazu brauchte er nicht in Weimar zu leben. Ehe er es indeß

verlassen wollte, gedachte er noch Jena kennen zu lernen und in Jena drei Männer, Hufeland, Schütz und Reinhold.

Professor Karl Leonhard Reinhold in Jena war Wieland's Schwiegersohn. Reinhold's Gattin Sophie war eine begeisterte Verehrerin von Charlotte von Kalb, bei welcher sie mit Schiller zusammentraf. Sie erzählte viel von Jena und mit der Vorliebe einer jüngstverheiratheten Frau von ihrem Mann und lud Schiller ein, bei ihnen zu wohnen. Schiller nahm das Anerbieten an und fuhr in Gesellschaft der beiden Frauen nach Jena. Charlotte, welche sogleich nach Weimar zurückkehrte, sollte den Freund in einigen Tagen wieder abholen. Als sie kam, sah sie einen vergnügteren Schiller wieder. Jena hatte ihn vollends gesund gemacht.

In Jena herrschte im Vergleich zu dem schöngeistigen Treiben, welches das adlige Ilm-Athen zierte, eine spartanische Thätigkeit. Die Stadt, belebt durch 700 Studenten, die „mit den Schritten eines Riebesiegten" wandelten und deren „Kopf weg! Kopf weg!" Abends den fliehenden Wandrer an die dreisteste Freiheit mahnte, erschien Schiller weit bedeutender als Weimar. Die unter vier fürstliche Nutritoren*) vertheilte Gewalt über die Akademie machte diese zu einer ziemlich freien und sichern Republik. Der Glanz der Universität war im raschen Steigen. Schiller's Besuch traf gerade in die denkwürdige Epoche, wo die Kantische Philosophie mit Reinhold's Anstellung einen Lehrstuhl bestieg, um den sich von Nord und Süd, von Triest und Kurland her eine begeisterte Schaar selbst von gereiften Männern sammelte. Reinhold war durch seine Vergangenheit nicht minder interessant, wie durch sein gegenwärtiges Auftreten. Er war Jesuit gewesen, die Aufhebung des Ordens hatte ihn auf ein längst erwünschtes Gebiet gedrängt. Und der ehemalige Jesuit sagte jetzt, daß Kant in hundert Jahren die Reputation von Jesus Christus haben werde. Reinhold nahm Schiller wie einen alten Bekannten auf und indem er ihm erzählte, was er selbst von den Launen seines Schwiegervaters zu dulden gehabt, führte er Schiller's Ansprüche an Wieland, aber auch seine Verehrung auf ihr richtiges Maaß zurück.

Schon Schiller's erster Ausgang war von gutem Omen. Er führte in „die Literatur." So hieß das Gebäude, in welchem die seit 1785

*) Gotha, Coburg, Meiningen, Weimar.

begründete Allgemeine Literaturzeitung, die Arbeit von mehr als hundert Schriftstellern von Professor Christian Gottfried Schütz und Gottlieb Hufeland (geb. 1760 in Danzig) redigirt wurde. In Schütz fand er einen trefflichen Erzähler, einen Arbeiter ohne Gleichen, und — einen Verehrer des Don Carlos, in Hufeland „einen stillen denkenden Geist voll Salz und tiefer Forschung", dessen Anlagen bei solcher Jugend ihm imponirten. Professor Döderlein, „eine feine schelmische Physiognomie im Kopfe eines Geistlichen", war mit von der Gesellschaft, und Schiller's Endspruch lautet — wie mild gegen die Weimarischen Urtheile! — „diesen Abend war ich zwischen vier Männern von Geist, wie's mir selten begegnete." Sogar in der Umgegend, in Lobeda, regalirte ihn die Naturdichterin Frau Bürgermeisterin Bohl mit Rezitirung seines Gedichts an die Freude und ganzen Stellen aus Don Carlos. Er konnte hier in Jena ein für allemal erkennen, in welchem Stande der Schwerpunkt seines Wirkens liegen müsse. Am letzten Abend, Charlotte war bereits angekommen, war er bei dem Kirchenrath Griesbach, einem „geselligen verständigen Mann." Frau Griesbach erschien ihm als eine wahre, gescheidte, natürliche Person; Alles dies Urtheile, die er später etwas modifizirte*). Er erkundigte sich bei Griesbach über die Verhältnisse der Universität. Das Resultat war: „die Professoren in Jena sind fast unabhängige Leute und — brauchen sich um keine Fürstlichkeit zu bekümmern." Reinhold versicherte den Frager, daß, wenn er einen Plan auf Jena habe, er nur ein Wort zu verlieren brauche, um noch vor dem Frühjahr einen Ruf dahin zu bekommen. Schiller legte das für spätere Jahre zurück. Vorerst wollte er die ganze Kraft und Fruchtbarkeit seiner Feder ausprobiren, um wo möglich unabhängig und mit Körner's engverbunden zu bleiben. Eins merkte er; Reinhold, so sehr er sich um ihn bemühte, war eine zu weiche und ängstliche Natur, zu phantasielos und eingeschränkt, um je sein Freund werden zu können. Aber Reinhold machte ihn mit einem Freunde bekannt, der bei weitem die wichtigste aller Jenenser Bekanntschaften war. Reinhold sprach mit so viel Verstand von Kant's Schriften, daß Schiller hier that, was Körner vergebens gepredigt hatte. Er las einen Kant'schen Aufsatz. Er konnte in seiner

*) Sie ist „der Lorbeerkranz" in Schiller und Lotte, so genannt von einem Haarputz, den sie zu Balle führte.

jetzigen Lage mit keinem geeigneteren beginnen. Es war die treffliche Abhandlung in der Berliner Monatsschrift IV. 5, „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht.“ Kant verglich sich darin mit Keppler und wünschte sich einen Newton als Nachfolger. Hegel ist dieser Newton geworden, aber neben Andern arbeiteten ihm Schiller's universal- und literarhistorischen Aufsätze in die Hand. Was Kant einleitete, den Geist, die leitenden Ideen der Nationen und Epochen zu ergreifen und zu charakterisiren, das ist in der That das Hauptbestreben von Schiller's dahin einschlagenden Schriften. Jener Aufsatz enthält zugleich die wahre Politik des ewigen Friedens. Eine moralische und vernünftige Durchbildung aller einzelnen Bürger sollte erstrebt werden, um das Ideal der Menschheit, die Entwickelung aller von der Natur in den Menschen gelegten Anlagen in der Gattung zu verwirklichen. Das war's ja, was Schiller in Weimar so gern mit gleichgesinnten Seelen durchgesprochen hätte. Es war das Ideal seines Posa.

## II.

### Schiller und Lotte.

„Ich fange an, mich hier ganz leidlich zu befinden, und das Mittel, wodurch ich es bewerkſtellige — ich frage nach Niemand. Jetzt gehe ich ſehr wenig aus, Tags zweimal zu Charlotten und zweimal ſpazieren, wozu ich mir den Stern erwählt habe.“ So ſchreibt Schiller in Weimar, wohin er am 25. Auguſt wieder zurückgekehrt war. Wir ſehen ihn, mit Kant zu reden, einer ungeſelligen Geſelligkeit pflegen. Er feiert mit Knebel Goethe's Geburtstag in deſſen Gartenhauſe und bringt die Geſundheit des Meiſters in Rheinwein aus. Sein Umgang mit Herder, Voigt, Riedel, dem Erzieher des Erbprinzen und Anderen geht an loſem Zügel. Ein ihm neues Meteor am Weimariſchen Himmel von etwas verbleichtem Glanze, aber um ſo größerem Umfang, der als Ueberſetzer engliſcher Romane damals berühmte J. J. Chriſtoph Bode, kommt von Paris. Seine Anſichten vom Verfall der franzöſiſchen Nation fallen tief in Schiller's Seele. Als Illuminatus dirigens hat Bode nichts eiligeres zu thun, als Schiller die Freimaurerei anzupreiſen. Schiller hört aufmerkſam zu und bleibt, was er iſt. Er iſt jetzt zehn Stunden am Schreibtiſch. Strada und Grotius, die Hauptquellen ſeiner Rebellion, ſind ſeine treuen Genoſſen. Am 25. September meldet er Schröder, daß er die Reiſe nach Hamburg noch verſchieben müſſe.

Da in Weimar der Adel ganz gegen die Anſichten der Zeit in der Geſellſchaft herrſchte, reagirt auch hier der dritte Stand, indem er ſich neben dem gemiſchten Montagsklubb zu einem bürgerlichen Mittwochsklubb zuſammen thut, in welchen kein Adliger zugelaſſen wird. Schiller tritt eifrigſt dieſer Geſellſchaft bei und formirt eine Whiſtpartie, wo-

bei er auch für die Augen sorgt. Er engagirt neben dem Kammerrath Riedel und Hofmedikus Hufeland, Mademoiselle Karoline Schmidt, die Tochter des Assistenzraths und Korona Schröter. Mit „beiden Weibern" kommt er auf freundschaftlichen Fuß, schenkt der Schröter, von der er Goethe's Iphigenia meisterhaft vorlesen hört, und auch der Schmidt seinen Carlos, der letzteren mit einer Widmung*), die ihn zu demselben Bekenntniß qualifizirt, wie es Goethe von sich abgelegt hat, nämlich: „ich log und trog mich bei allen hübschen Gesichtern herum."

Was für Schiller von Bedeutung war: sein Verhältniß zu Wieland stellte sich her. Wieland hatte in seinem teutschen Merkur eine wohlwollende Anzeige des Don Carlos erscheinen lassen. War darin wirklich seine Meinung ausgesprochen, dachte er an Schiller, der sich jetzt in Weimar festzusetzen schien, einen Mitarbeiter am Merkur oder gar einen Schwiegersohn zu finden, genug, nach einer Begegnung am dritten Orte machte Schiller ihm seinen Besuch. Je zurückhaltender Schiller war, desto wärmer war Wieland und bald konnte sich Schiller nicht blos als präsumtiver Erbe des Merkur ansehen, sondern sich auch mit seinem Körner ernstlich über das Thema unterhalten, ob Wieland's zweite Tochter für ihn passe oder nicht. Charlottens Abwesenheit — sie war nach Kalbsried gereist, wo ihr Gemahl angekommen war, — erleichterte solche Untersuchungen. „Das Mädchen, schreibt Schiller am 19. November, kenne ich nicht, aber siehst Du, ich würde sie ihm heute abfordern, wenn ich glaubte, daß ich sie verdiente. Es ist sonderbar, ich verehre, ich liebe die herzliche, empfindende Natur, und eine Kokette,

*) Kein Lebender und keine Lebende
Saß diesem Bild, der süßen Sympathie
Und Freundschaft aufgestellt. Aus nicht vorhandnen Welten
Entlehnte es — ich kannte dich noch nie —
Ein volles Herz und warme Phantasie.
Wenn das was ich für Schatten hier empfunden,
In deinem Herzen mächtig widerklingt,
Aus deinem Auge süße Thränen zwingt;
Wenn es in stillen, schwärmerischen Stunden
Zu sanfter Rührung dich erreicht:
So weißt du, was der Dichter dann empfunden,
Hätt' er ein lebend' Bild gefunden,
Das deinem, Karoline, gleicht.

jede Kokette kann mich feſſeln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich, durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit; entzünden kann mich keine, aber beunruhigen genug. Ich habe hohe Begriffe von häuslicher Freude und doch nicht einmal ſo viel Sinn dafür um mir ſie zu wünſchen, u. ſ. w." Dieſer Monolog ſeiner Vernunft, wie Schiller ihn nennt, worin er ohne Leidenſchaft lieben, eine unſchuldige Frau haben will und nicht will, iſt widerſpruchsvoll genug, um dem Benedikt in viel Lärm um Nichts anzupaſſen. Aber Körner geht trotzdem darauf ein, ſolche Spinnefäden auf den Haspel zu bringen. Er räth entſchieden ab, ſchon jetzt zu wählen. Schiller habe ſich noch nicht gewöhnt, Genüſſe gegen einander zu berechnen. Schiller glaube, unvereinbare Dinge, — er meint Liebe und Ruhm — vereinigen zu können. „Daher der geringe Widerſtand, den jede aufkeimende Leidenſchaft bei Dir findet, und eine vorübergehende Grille wird durch Deine lebhafte Phantaſie leicht zur Leidenſchaft. — Laß uns immer erſt alle zuſammen in den Hafen eingeſchifft ſein und dann wollen wir uns freuen, wenn Du in einer Gattin, die Deiner werth iſt, uns eine neue Freundin zuführſt." Es wäre eines freien Mannes wenig würdig geweſen, mit ſeiner Liebe auf das Datum und den Richterſpruch Körner's zu warten. Das war auch bald nicht mehr möglich. Denn Schiller verliebte ſich nun gründlich. Ich muß etwas weit ausholen.

Seit Schiller in Weimar lebte, trennten ihn nur wenige Bergzüge von Bauerbach und von ſeiner älteſten Schweſter Chriſtophine. Meine Leſer erinnern ſich, daß Schiller ihr eine Verbindung mit Reinwald widerrathen hatte. Allein in dem frommen Glauben, daß jeder Menſch Gott eine beſondere Leiſtung ſchuldig ſei, hatte ſich Chriſtophine auf anderm Wege nach Reinwald's Charakter erkundigt und da ſie erfuhr, daß ſie in das winterliche Daſein des armen Bibliothekars eine Hand voll Sonnenſchein bringen könne, gab ſie auf die erneuten Bewerbungen Reinwald's eine günſtige Antwort. Am 22. Juni 1786 ward ſie Reinwald's Gattin. Begreiflich, daß ſie jetzt, dem Bruder ſo nahe gerückt, nicht abließ, um ſeinen Beſuch zu bitten. Gleiche Bitten kamen von Frau von Wolzogen in Bauerbach, zumal jetzt, da ihr Sohn Wilhelm von Stuttgart aus zum Beſuch gekommen und auch der Bräutigam ihrer Lotte, es war ein Regierungsrath von Lilienſtern aus Hildburghauſen, in Bauerbach anweſend war. So ſehr Schiller mit Arbeiten

überhäuft war, entschloß er sich aus Pflichtgefühl im November zur Reise. Er erwartete von der Rückkehr in jene Gegenden, wo er 1783 als Einsiedler gelebt, eine Wiedergeburt aller jener Gefühle, eine dichterische Erneuerung. Allein als er ankam, war die Magie, welche in seiner Erinnerung Bauerbach umschwebte, verschwunden, keiner von allen einst geliebten Plätzen sagte ihm etwas, Alles hatte seine Sprache verloren. Was lag alles zwischen Damals und Jetzt! Mannheim, Charlotte, Körner's, Weimar. Nur seine Dankbarkeit war dieselbe geblieben, er selbst war ein Andrer geworden.

Nach einem zerstreuenden Aufenthalte von zehn Tagen trat er die Rückreise an und zwar in Begleitung seines Freundes, Wilhelm von Wolzogen. Er überließ sich, wiewohl ungern, dessen Führung. Das war gefährlich. Denn diesen führte die Liebe. Der Ritt ging nach Rudolstadt. Dort lebten nahe Verwandte der Wolzogens, die Wittwe des Landjägermeisters von Lengefeld mit ihren beiden Töchtern Karoline und Charlotte.

Die Namen der beiden Schwestern umschließen den schönsten Theil von Schiller's häuslichem Glück. Sie umschließen zugleich eins der wunderbarsten psychologischen Probleme. Der moralische Hochmuth, dem Alles zuwider ist, was nicht nach seiner Regel geschieht, muß sich hier um den Triumph gebracht sehen, den er aus den Folgen zu ziehen pflegt. Denn nie ward ein gefährlicheres Verhältniß von bedeutenden Menschen schöner und glücklicher hinausgeführt.

Das Leben der beiden Schwestern war ohne so tiefe Erschütterungen verflossen, wie sie Charlotte von Kalb getroffen hatten. Der Vater, ein bewährter Forstmann, war zwar gestorben, als die ältere, Karoline erst dreizehn Jahre zählte. Doch hatte er der Erziehung einen festen Halt gegeben und in seinem Andenken dem Herzen der Kinder ein klares Bild edler Männlichkeit hinterlassen. Er hatte den Kleinen erzählen können, daß Friedrich der Große ihn persönlich in seine Dienste zu ziehen gesucht habe. Sein Enthusiasmus für „den König" war auf die Kinder übergegangen. Ihre Phantasie ward auch sonst zu weitem Fluge gereizt. Sie hatten in Batavia einen Onkel, der Niemand anders war, als der Herr vom Wurmb, welcher (in Schiller's Erzählung) so großherzig seiner Liebe zu Gunsten des Bruders entsagt hatte. Sie lasen viel. Was Wunder, wenn sie von den Tugendhelden Richardson's entzückt

waren, wenn man ihnen immer anmerken konnte, daß ſie mit dem Grandiſon aufgewachſen ſeien. War ihr Unterricht auch nicht der gründlichſte und nach damaliger Weiſe mehr auf Konverſation, als auf geordnete Bildung abgeſehen, — mit der deutſchen Grammatik blieben Beide auf etwas geſpanntem Fuß — ſo bekamen ſie dafür mit der franzöſiſchen und engliſchen Sprache die Schlüſſel zu den reichſten Schätzen der Selbſtbelehrung in die Hand. Beide ſpielten Klavier, und Lotte kopirte mit großem Geſchick die unmöglichen Bäume ihres Zeichenlehrers, welche noch im Zeichenbuche ihrer Kindheit prangen. Was mehr werth war, als Alles, ſie wuchſen faſt ganz im Freien auf. Ihr feiner Naturſinn ruhte auf dem ſoliden Grunde friſcher Wangen, die ſie ſich am Berge, auf dem das väterliche Wohnhaus lag, warm liefen, und ihre Augen wurden erfriſcht von der Luft, dem Fluß, den Wolken und Bergen des heimathlichen Thales von Rudolſtadt.

Aber auch die Geſellſchaft, und zwar die erleſenſte, ward ihnen an der Hand der weltgewandten Mutter eröffnet. Sie lernten Knebel und Goethe kennen und waren mit Frau von Stein aufs innigſte befreundet. Vom Rudolſtädter Hofe ſehr geſchätzt, knüpfte Frau von Lengefeld auch an den Weimariſchen einen Plan, auf deſſen Veranlaſſung die Töchter vollends ein ſchönes Stück Welt zu ſehen bekamen. Die ſorgende Mutter, im Beſitz eines nur kleinen Vermögens, hatte es gern geſehen, daß Karoline ſich bereits im ſechszehnten Jahr mit dem jungen Freiherrn von Beulwitz verlobte. Sie wünſchte Lottens Loos durch eine Hofdamenſtelle zu ſichern, die Herzogin von Weimar gab eine günſtige Verheißung, und um Lotten zu dieſem Beruf, wozu die Jugendliche übrigens ſelbſt Neigung hatte, geſchickt zu machen, nahm die reſolute Mutter ihren Aufenthalt in der franzöſiſchen Schweiz. Von Goethe an den Altmeiſter der Schwärmerei, an Lavater empfohlen, reiſten die Damen, begleitet von Herrn von Beulwitz im Frühjahr 1783 ab. In Stuttgart beſuchten ſie die Frau von Wolzogen und hier war es, wo Wilhelm von Wolzogen für die Kouſine (eigentlich Nichte) Karoline eine Leidenſchaft faßte, welche aus einem ſchwärmeriſchen Vervollkommnungsbunde immer zu ungeduldigeren Wünſchen emporflammte und um ſo ſchwerer von Karoline in Schranken gehalten wurde, als ſie ſelbſt ſeine Empfindung erwiderte und nach der Sprachweiſe der Zeit keinen Unterſchied zwiſchen Liebe und Freundſchaft zu machen pflegte. Auch mit der Schiller'ſchen

Familie wurden die Reisenden bekannt gemacht. Endlich betraten sie den Schweizer Boden; die Schwestern mit dem Gedanken, daß es der Boden der Freiheit sei. Nun begann die Ernte der Tagebücher. Der Rheinfall, Lavater, der ihnen ein „Engel" hieß, die Freiheitsgesänge der Oltner Gesellschaft, die Tellsplatte, dann die Ufer des Genfer See's, Vevay, wo sie sich niederließen, und Clarens „friedlich am Gestad' erhöht, die Meillerie voll rauher Majestät", welche Eindrücke! Lotte bedauerte nichts mehr, als daß St. Preux und Julie nicht wirklich gelebt hatten. Kein Wunder, daß ihr Leben selbst beinahe einen kleinen Roman gefunden hätte. Ein junger Franzose gewann ihr eine flüchtige Neigung ab.

Nach einem Jahre kehrte man zurück. Im Juni 1784 kamen die Reisenden durch Mannheim. Sie suchten Schiller's Bekanntschaft. Der fieberkranke Dichter hatte gerade damals so viel mit sich selbst zu thun. Unlustig ging er zu ihnen, eben als sie abreisen wollten. Seine hohe edle Gestalt, erzählt Karoline, frappirte uns, aber es fiel kein Wort, das lebhafteren Antheil erregte. Auch die Schwestern sahen damals alle Gegenstände wie aus einer „Wolke wehmüthiger Sehnsucht." Diese Stimmung begleitete sie nach Rudolstadt. Karoline, in Folge eines zu kalten Bades nervenleidend, verheirathete sich mit Herrn von Beulwitz, nur, um den Irrthum ihrer Wahl, den sie schon auf der Reise erkannt hatte, noch gründlicher einzusehen. Ausflüge nach Weimar, Jena und Kochberg, dem Gute der Frau von Stein, brachten Abwechselung in ihr einförmiges Leben. Auch ward Lottens Herz 1787 im Frühjahr zum zweiten Male und etwas tiefer von der Verehrung berührt, die ihr ein sehr liebenswürdiger Engländer, der Kapitän Henry Heron, widmete. Aber Pflicht und Beruf riefen Heron nach Indien. Er gestand Lotten, grausam genug, scheidend, seine Leidenschaft, wie die Unmöglichkeit, um sie zu werben, und dem liebenden Mädchen blieb als einziger Trost eines wunden Herzens, fleißig in den englischen Büchern zu lesen, die ihr Heron geschenkt hatte. So war der Winter von 1787 herangekommen. Die Schwestern waren von aller Welt abgeschnitten. Damals führte noch keine Chaussee durch das schöne Thal, wo jetzt jeden Sommer Tausende von Reisenden dem Schwarzathal zueilen. Gab auch der kleine Hof einmal etwas zu lachen, so konnten sie das nur unter vier Augen. Die Gesellschaft war, namentlich gegen die Schweizer Zirkel gehalten, erbärmlich. Sie erschienen

ſich, erzählt Karoline, oft als verwünſchte Prinzeſſinnen, die auf Erlöſung harrten. Die Ritter nahten.

An einem trüben neblichten Tage, es war am 6. Dezember, kamen zwei Reiter die Straße herauf. Die Damen ſahen hinab. Sie erkannten den Vetter Wilhelm von Wolzogen, der ſich ſcherzend das halbe Geſicht mit dem Mantel verbarg, der andre Reiter war ihnen unbekannt und erregte ihre Neugier. Bald löſte ſich das Räthſel durch den Eintritt des Vetters, der um die Erlaubniß bat, ſeinen Freund Schiller bei ihnen einzuführen. So ungern Schiller gekommen war, ſo heimiſch fühlte er ſich bald in dieſem Kreiſe. Bei den Tönen des Klaviers, welches die Schweſtern ſpielten, ging ihm das Herz auf. Die Unterhaltung zeigte ihm kein begeiſtertes Ueberſtrömen, aber auch keine vorlaute Kritik, freie und feine Formen, ruhige Wärme. Der Briefe von Julius und Raphael wurde gedacht, Lotte hatte ſich auch für die Räuber intereſſirt. Ohne eitel zu erſcheinen, durfte er den Wunſch kundgeben, die Schweſtern möchten ſeinen Carlos kennen lernen. Raſch wie er war, ſprach er beim Abſchiede den Plan aus, den nächſten Sommer im Thale von Rudolſtadt zu verleben. Er ritt am andern Morgen, das anmuthige Bild Lottens in der Phantaſie, nach Weimar zurück, um ſich mit größter Energie in ſeine Rebellion zu vertiefen. Körner bekam ſogar Angſt, er werde der Dichtkunſt untreu werden und beſchwor ihn, ſich nicht durch Wieland's Einfluß oder durch den Geiſt der Akademien in ſeinem Ideal irre machen zu laſſen. Aber Schiller blieb feſt. Er arbeitete ſeine Geſchichte für den Merkur und, wiewohl er ſchon jetzt einen Ruf nach Jena vorausſah, dachte er durch dieſe Art Arbeiten, die auf dem Markte geſchätzt wurden, ſeine Exiſtenz zu ſichern. „Aber, ſchreibt er am 7. Januar, ich muß eine Frau dabei ernähren können, denn noch einmal, mein Lieber, dabei bleibt es, daß ich heirathe. Könnteſt Du in meiner Seele ſo leſen, wie ich ſelbſt, Du würdeſt keine Minute darüber unentſchieden ſein. Alle meine Triebe zu Leben und Thätigkeit ſind in mir abgenutzt; dieſen einzigen habe ich noch nicht verſucht. Ich führe eine elende Exiſtenz, elend durch den innern Zuſtand meines Weſens. Ich muß ein Geſchöpf um mich haben, das *mir* gehört, das ich glücklich machen *kann* und *muß*, an deſſen Daſein mein eignes ſich erfriſchen kann. Du weißt nicht, wie verwüſtet mein Gemüth, wie verfinſtert mein Kopf iſt, — und alles dieſes nicht durch äußres Schickſal, denn ich

befinde mich hier von der Seite wirklich gut, ſondern durch innres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Daſein verflechte, Hoffnung, die faſt ganz aus mir entſchwunden iſt; wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von neuem aufwinden kann, ſo iſt es um mich geſchehen." Noch nie hatte er das ſo ſtark, ſo ſchmerzlich ausgeſprochen, als ſeit er in Rudolſtadt geweſen war.

Im Anfang Februar 1788*) kam Lotte von einer Freundin begleitet, auf einige Zeit nach Weimar. Sie wohnte bei Frau von Imhof, der Schweſter der Frau von Stein, war viel in Geſellſchaft Knebel's und der Frau von Stein und faßte die innigſte Zuneigung für Frau von Kalb. Schiller ſah ſie nicht oft, aber bald ſahen ſich beide ſehr gern. Einmal ſtand Lotte unverhofft auf der Redute vor ihm. Im Theater begegneten ſich ihre Augen. Schiller durfte für Lektüre ſorgen. Er ſandte ihr den Tom Jones. Sophie Weſtern, eins der ſüßeſten Mädchenideale, das je geſchaffen iſt, konnte für Lotte ein Vorbild treuer Liebe werden, und ſie lehren, wie treue Liebe Stand und Ahnen vergißt. Bald wurden den Büchern Billets beigefügt. Er ſchließt ein ſolches mit den Worten: „eben zieht mich ein Schlitten ans Fenſter, und wie ich hinausſehe, ſind Sie's. Ich habe Sie geſehen und das iſt doch etwas für dieſen Tag"; und in einem andern heißt es: „ich habe nie glauben können, daß Sie in der Hof und — luft ſich gefallen." Ein wenig zu warm für die Kritik einer Tante wäre ſchon folgendes: „die Tage haben für mich einen ſchöneren Schein, wo ich hoffen kann, Sie zu ſehen und ſchon die Ausſicht darauf hilft mir einen traurigen ertragen." Er proteſtirt gelegentlich gegen das Wort Freundſchaft, um die Grenzen zu verwirren. An Körner ſchreibt er am 12. Februar: „Eine Frau habe ich noch nicht, aber bittet Gott, daß ich mich nicht ernſthaft verplempere." Er macht jetzt die Entdeckung, daß ſeine Muſe, ungeachtet der langen Vernachläſſigung nicht mit ihm ſchmollt. „Wieland rechnete auf mich bei dem neuen Merkurſtücke und da machte ich in der Angſt ein Gedicht." Dieſes Angſtgedicht, vom Strahle des Liebeslenzes geſonnt, waren: die Götter Griechenlands.

Und ein zweites Gedicht machte er, von dem er Körner nichts ſchrieb.

*) Oder Ende Januar zum Geburtstag der Herzogin; Vgl. Hoffmeiſter Suppl. III. 372.

Lotte von Lengefeld wollte von Frau von Kalb und Schiller Stammbuchblätter haben. Frau von Kalb zeichnete ſich am 11. März mit Verſen ein, welche von Grab und Wiederſehen ſprachen. Schiller ſchrieb auf die Rückſeite deſſelben Blattes ſein bekanntes, ſpäter verändertes:

Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
Umhüpft, — ſo Lotte, ſpielt um Dich die Welt ꝛc.

Er ſprach vom holden Zauber nie entweihter Jugend, von der Majeſtät der Unſchuld und der Tugend, bedächtiglich und ſchmeichelnd, in jenem Tone Wieland's, den er ſich ſammt Wieland's Versmaß jetzt angeeignet hatte. Lotte mußte endlich nach Rudolſtadt zurückkehren. Ihr ward das Scheiden nicht leicht, ſie ſchob das zwar auf ihre Neigung zu Charlotte von Kalb, doch fügte ſie in ihrem Billet an Schiller hinzu: „Und auch Sie verlaſſe ich ungern, denn Ihr Umgang (ich mag nicht Freundſchaft ſagen, weil Sie das Wort nicht gern haben) hat mir manche Freude verſchafft.“ Schiller war verloren. „Sie werden gehen, liebſtes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den beſten Theil meiner jetzigen Freude mit hinwegnehmen. — — Auch in Ihrer Seele werde ich einmal leſen, und ich freue mich im Voraus, beſtes Fräulein, auf die ſchönen Entdeckungen, die ich darin machen werde. — Meine Phantaſie ſoll ſo unermüdet ſein, mir Ihr Bild vorzuführen, als wenn ſie in den acht Jahren, daß ich ſie den Muſen verdingt habe, ſie nur für dieſes Bild geübt hätte.“ Es war erklärlich, daß er jetzt die Rathsherrnſtelle und die Frau, welche ihm von Schweinfurt her durch vierte Hand angeboten wurde, ausſchlug.

Lotte reiſte nach Rudolſtadt, mit der angenehmen Ausſicht, daß Schiller bald folgen werde. Er hatte ſie gebeten, ihm eine Sommerwohnung zu ſuchen. Kaum war ſie fort, ſo hatte er ihr folgende wichtige Dinge zu ſchreiben: „Man ſollte lieber nie zuſammen gerathen oder nie mehr getrennt werden. Es beunruhigt mich oft, mein theuerſtes Fräulein, wenn ich daran denke, daß das, was jetzt meine höchſte Glückſeligkeit ausmacht, Ihnen vielleicht nur vorübergehendes Vergnügen gab. Wie wenig ſollte es mir koſten, den Bezirk, den Sie bewohnen, für meine Welt anzuſehen.“ Während für ihn die Nachtigallen im kühlen Stern ganz neue Weiſen ſchlugen, ging Lotte am Ufer der Saale hin, um aufs ſorglichſte und beſonnenſte des Freundes Sommerwohnung zu

wählen. Das Haus des fürstlichen Gärtners in Kumbach lag Rudolstadt fast gegenüber, aber es fiel ihr ein, daß in der Orangerie fürstlicher Besuch zu kommen pflegte, und das wußte sie, würde Schiller eine Störung sein. So wandte sie sich denn ein Viertelstündchen weiter, wo auf dem linken Saalufer das Dorf Volkstedt liegt. Hier fand sie gleich im ersten Hause rechts, wenn man von Rudolstadt kommt, eine passende Wohnung beim Kantor des Orts und bestellte, Möbel und Einrichtung nicht vergessend, alles aufs verständigste.

Ende Mai war Schiller am Platze. Nun begann ein Leben voll der reinsten, geistigsten Genüsse. Den Tag über arbeitete der fleißige Mann, nur gestört vom Blöken der Kühe, denn jeden andern Lärm suchte der gute Kantor, der ihn bald vergötterte, fern zu halten. Legte er Abends die Feder weg, um nach Rudolstadt zu wandern, so bot sich ihm ein weites blühendes Thal mit den mannichfaltigsten Berglinien zu beiden Seiten, in der Mitte das saftige Grün der Wiesen, der Silberstreif des Flusses, an dessen Ufer eine Gruppe prachtvoller Schwarzpappeln noch jetzt den Maler anlockt. Vor ihm dehnte sich als Abschluß des Bildes hellschimmernd das imposante hochliegende Fürstenschloß und am Fuße desselben die Stadt. Oft kamen ihm die Freundinnen bis zu einer Stelle entgegen, wo sich ein (damals noch wildromantischer) Waldbach in die Saale ergießt. „Wenn wir ihn, erzählt Karoline, im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen sahen, dann erschloß sich ein heitres ideales Leben unserm innern Sinn. — Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Bande der Erde abfallen, und die sich in einem reineren leichteren Elemente der Freiheit eines vollkommneren Einverständnisses erfreuen, so war uns zu Muthe!“ Uns! konnte Karoline sagen, denn auch von ihr fielen die Bande ihrer Verhältnisse ab. Man wird schon in diesen wenigen Worten erkennen, wie sehr Karoline fähig war, das Interesse Schiller's zu theilen. Zeichnen wir uns die beiden Schwestern etwas bestimmter. Karoline, geboren am 3. Februar 1763, war drei Jahre älter als Charlotte. Sieht man die zusammengedrückten Züge in ihrem von Steuben gemalten Porträt einzeln darauf an, so begreift man, daß Schiller ihre Schönheit nicht rühmen konnte. Dazu war sie von Gestalt kleiner, als ihre Schwester. Und doch ist das Ganze ihres Aeußern sehr anziehend. In ihrem Auge liegt eine leidenssanfte Schwermuth, etwas von dem unendlichen Mitleid mit allen menschlichen

Schwächen, in das ſie ſich oft aufgelöſt fühlte. Ihre Händchen waren von einer ausnehmenden gefühligen Zierlichkeit, ſie miſchten gern die Lebenskarten der Freunde. Die Grazie ihres Geſprächs und der Wohllaut ihrer Stimme machten ihre Unterhaltung zu einem Genuß. Mit dem Gedanken eines frühen Todes ſich tragend, fand ſie ihr Glück darin, Andern Glück zu bereiten, und ſich ſelbſt vollkommner zu machen. Selbſt gegen ihre Anlage lernte ſie etwas Mathematik und Zeichnen. Sie ſpielte trefflich Klavier und fühlte ſich mit der Feder gewandt genug, neben Schiller und Goethe aufzutreten. Ihre Agnes von Lilien ward ſogar von Friedrich Schlegel letzterem zugeſchrieben. Sie überraſcht nie, wie Charlotte von Kalb, durch Phantaſieblitze, aber ſie weicht auch nie wie jene aus dem Geleiſe aller hergebrachten Darſtellung. Sie war durchaus eine ſentimentale gebrochene Natur, ganz Seele, Verſtändniß, ganz Fähigkeit, Ideen und Empfindungen in ſich aufzunehmen, aber eben deshalb auch mit derbſtem Scherz dem übermüthigen Augenblicke gewachſen.

Ganz verſchieden von ihr war ihre Schweſter Charlotte. In jener ſchönen Zeit jungfräulicher Blüthe ſtehend, wo ſie ernſt und durchgeiſtigt erſcheint, war ſie, ohne Schiller nach Fräulein von Arnim als eine Schönheit zu blenden, nach dem Zeugniß der Frau von Kalb holden Anblicks. Sie war groß und ſchlank, von anmuthiger Geſtalt, bei blauen Augen entſchieden brünett. Ein Profil aus ihren Mädchenjahren hat viel von einer Athene. Sie war wahrhaft eine treue Tochter der Natur und für alle Gaben der großen Tröſterin empfänglich. Aber die Bildung hatte doch einen pikanten Zuſatz in ihren Charakter geworfen. Schiller bemerkte bald an ihr eine gewiſſe coquetterie d'esprit, die indeß durch Lebhaftigkeit und Beſcheidenheit nicht drückend ſei. Auch einen kleinen Verrath an weniger geliebten Freunden, jene Zärtlichkeit auf Andrer Koſten, läßt ſie dem Geliebten gegenüber aus. Ihre künſtleriſche Neigung ging auf die ſtillſte der Künſte. Sie zeichnete hübſch nach der Natur und radirte nicht übel. Sie hatte wahren Sinn für die höchſten Intereſſen des Mannes, Karoline oft nur ſchmeichelnden. Ein Widerwille gegen die Despotie des Glaubens, der Geſellſchaft und Politik lebt ſchon in ihren Briefen, ehe ſie Schiller kennen lernte. Sie las ſchon vorher mit Anſtrengung Pütter's Grundriß, um Deutſchlands Verfaſſung zu ſtudiren. Sie ſchrieb in kleinen, immer gleichen Zügen, während Karolinens Handſchrift ausfliegender, aber ungleicher erſcheint.

Lotte ſchrieb, wie ſie ſprach und ſprach wie Kordelia, lieber weniger, als gegen ihre Ueberzeugung, oder zum Schein. Aber die Liebe und der Schmerz befreit ihre Sprache und wenn ſie auch mäßig im Ausdruck, wie in ihren Neigungen bleibt, man ſieht durch dieſen Ausdruck in eine Welt von Empfindung. Jetzt, wo ihre Briefe an Fritz v. Stein, Knebel, Schiller und Fiſchenich dem Publikum vorliegen und manches ſchöne Blatt noch erſcheinen wird, muß für jeden Unbefangenen die vielverbreitete Anſicht der Henriette Herz, daß Lotte von Lengefeld unbedeutender als ihre Schweſter, daß ſie nicht Schiller's Dichterliebe und wie die Phraſen mehr heißen, geweſen ſei, ſich in Nichts auflöſen. Es giebt manche Frau, die ſchreiben könnte, was andre preiſt genug ſind, zu veröffentlichen. Und Lottens ſchön empfundene Gedichte, ihre Ueberſetzungen des Oſſian, ihre in Huber's Flora erſchienenen, noch im Manuſkript mit Schiller's Korrekturen vorhandenen Erzählungen durfte ſie ſelbſt auf Schiller's Antrieb öffentlich, freilich nicht unter ihrem Namen, erſcheinen laſſen. Die ſchöne Harmonie, welche Karoline mit ſchweſterlicher Beſcheidenheit an ihr rühmt, war eine Harmonie von vorzüglichen Eigenſchaften.

Es iſt keine Frage, daß Schiller's Liebe ſich ſogleich ſtark und urſprünglich für Lotte entſchied. Allein die beiden Schweſtern waren, wenn auch vor der Schweizer Reiſe nicht ganz zuſammenſtimmend, wie Lotte geſteht, eben durch dieſe Reiſe ſo innig verbunden; Karoline, älter, gereifter nahm ſo liebend an allem Theil, was Schiller bot, daß die Leidenſchaft, indem ſie ſich durch Schiller's mächtigen Aufſchwung ganz in die Sphäre des Geiſtes erhob und alle drei vor Allem in das Schöne und Wahre verliebt waren, hier bald ihre Ausſchließlichkeit, ja ihre Deutlichkeit verlieren mußte. Je gewiſſer Karolinens Frauenblick Schiller's Neigung zu ihrer Schweſter erkannte, um ſo weniger brauchte ſie dem Ausdruck ihrer eignen Hingebung einen Zwang anzuthun, der ganz gegen den raſchen Puls des Zeitalters geweſen wäre. Man kann ihrer Klugheit zutrauen, daß ſie auch aus Rückſicht für ihre Mutter das Verhältniß ſelbſt gegen Wiſſen und Neigung der Liebenden in der Schwebe hielt und, was Schiller ſelbſt zu vollbringen ſich gegen Körner rühmte, die Empfindung durch Theilung ſchwächte. Karoline führte meiſtens die Unterhaltung, der ganze Kreis beſaß Kenntniß der neueren Literatur, Herr von Beulwitz nicht ausgeſchloſſen, der für Schiller die aufrichtigſte

Bewunderung empfand. Plutarch war den Schweſtern ſchon ein vertrauter Freund. Populärphiloſophiſche Themata über das Ineinanderwirken der menſchlichen und der Weltkräfte, über Freiheit und Nothwendigkeit, gaben damals Stoff zu Theegeſprächen. Karoline, von Herder's Schriften ganz erfüllt, war unermüdet, in dieſem Aether die Flügel zu ſchwingen. Ein Freund des Hauſes, der Baron von Gleichen, ſtrebte aus einem heftigen innern Bedürfniß auf eben dieſe Bahn. Schiller disputirte hier Alles heraus, was in ihm ſchlief und was er ſich angeeignet, und Karoline beſonders verſtand es, ſeine Empfindungen und Gedanken zur Sprache zu bringen. Das bekannte Geſpräch im Geiſterſeher ſoll die Frucht dieſer Unterhaltungen ſein. Man vertiefte ſich ſo ſehr in dieſe Dinge, daß Schiller oft bat, die Metaphyſik ruhen zu laſſen.

Wenn er dann nach ſolchem Vertiefen wohl in ſtürmiſchem Wetter ſo ſpät nach ſeinem Dorfe hinausging, daß ihm ſein beſorgter Wirth auf der halsbrechenden Straße mit der Laterne entgegenkam, dann hörte Lotte auf den Wind und ſah nach den Wolken und dachte: „Wie wird Schiller nach Hauſe kommen!“ Freilich zog ihm ein nächtlicher Heimgang einen Katarrh zu. Das gab Zeitverluſt, Trennung, aber auch ſchöne Troſtbillets von Lotten. Alle die ſchmeichelnden Sonnenblicke, welche die beginnende Freundſchaft mit Frauen gewährt, fingen an ihn zu ſegnen. Als er krank iſt, überſetzt er ein wenig aus Gibbon, um ſeinen Kopf wieder einzurichten. Er borgt ſich dazu Lottens niedliches Diktionnaire. Wie angenehm ſchlugen ſich in den beiden echt engliſch gebundenen Bändchen die Vokabeln auf. Wie dufteten die Blumen durchs Krankenzimmer, welche von Lottens Händen kamen. Er ward wieder geſund. Bald fand er, daß die Geſchichte für den Sommer zu trocken ſei, daß ihm manch' Stündchen, das er am Schreibtiſch hätte zubringen müſſen, entwiſche. Er nahm den Menſchenfeind vor und verſuchte es mit den Schreibtiſchen der Schweſtern. Er arbeitete in Karolinens Zimmer und da es dort zu geräuſchvoll war, bat er Lotten, ihm das ihrige einzuräumen. Und die gute Mutter ſagte nichts dazu, daß Lotte ſchrieb: „Es iſt mir lieb, daß Sie auch in meinem Eigenthum einmal leben. Es wird mir eine freundliche Erinnerung geben, wenn wir nicht mehr zuſammen ſind.“ Warum dachte Lotte ſo in die Zukunft? Genug, Schiller lebte in ihrem Eigenthum, dort wartete er, bis ein langweiliger Kaffee oder die franzöſiſche Freitagsgeſellſchaft vorüber war. Allmählich

kannte er alle Tugenden des kleinen Hündchens, alle Launen des Kätzchens und des Herrn von Beulwitz, war in Bezug auf letzteren Karolinens Troſt in qualvollen Stunden und wußte ein leidliches Vernehmen zwiſchen den Gatten zu erhalten. Er durfte bald die Schweſtern bei ihren Spitznamen nennen und verehrte in Lotte „die Weisheit“ und neckte in Karolinen „die Bequemlichkeit.“ Lotte — und das iſt ein ſchöner Charakterzug — kann nicht genug nach Schiller's Arbeiten fragen. Ihr lag ſein größeres Selbſt, ſeine Thätigkeit am Herzen, während Karoline den Reiz ſeines Umgangs auskoſtete. Lotte erkundigt ſich, wie ſeine Geſchichte vorrückt und träumt, als er vorgeleſen hat, die ganze Nacht von Oranien. Ihr Umgang erweckt dichteriſche Augenblicke. An Lotte ſchreibt er verlangender. So eben hat er für den Geiſterſeher einen Roman „Amalgundis“ durchblättert, der etwas von „Hexerei enthält.“ „Es iſt eine Quelle darin, ſchreibt er an Lotte, wenn man hineinſieht, erblickt man ſich in der Geſtalt, die man in der Zukunft haben wird. Einen ſolchen Spiegel wünſcht' ich mir auch. Ich möchte gar gern wiſſen, ob gewiſſe Sachen künftig ſein werden, die mich jetzt ſehr beſchäftigen.“ An Lotte ſchreibt er: „Ich möchte Ihnen oft zu viel ſagen und wenn ich von Ihnen gehe, habe ich nichts geſagt.“

Da Lotte, weiblich und ſcheu, nach trüben Erfahrungen, ihn nicht aufmunterte, mehr zu ſagen, ſo zieh er ſie innerlich oft der Kälte und wandte ſich, bedrängt von ſeinem Gefühl um ſo inniger, ſchutzſuchender Karolinen zu. Der Mutter machte er ſich angenehm durch das Geſchenk einer engliſchen Bibel.

Um ſich nicht durch die nächtlichen Heimgänge neuen Erkältungen auszuſetzen, zog er Anfangs Auguſt den Schweſtern noch näher, nach Rudolſtadt. Gern hätte er ihnen gegenüber gewohnt. „Ich brächte dann, ſchreibt er, Spiegel in meinem Zimmer an, daß mir Ihr Bild gerade vor den Schreibtiſch zu ſtehen käme, und dann könnte ich mit Ihnen ſprechen, ohne daß es ein Menſch wüßte.“

Während er ſo wahrhaft die Erneuerung empfing, die er von ſeiner Reiſe nach Bauerbach gehofft hatte, mahnte ihn ein trauriges Ereigniß noch einmal an jenes Thal, an die Herzen, die dort für ihn ſchlugen. Seine Wohlthäterin, die edle Frau von Wolzogen, ſtarb in dieſem Sommer. Schiller war aufs tiefſte von dieſem Verluſt ergriffen. Er beweinte ſie herzlich und ſchloß ſich, als hätte er der Geſchie-

denen damit vergelten müſſen, um ſo inniger an Wilhelm an, der jetzt nach Paris ging, um ſich in ſeinem Beruf — er war Architekt — zu vollenden. Die Gegenwart forderte indeß ihre Rechte. Man machte zuſammen Ausflüge in die Umgegend, nach Schwarzburg, nach Schaala. Die Natur zeigt dort überall bald große, bald freundliche Formen. Und drinnen im traulichen Zimmer, welches, in jener Zeit eine Rarität, eines Kanapees mächtig war, genoß man gemeinſam die Labe einer Dichtung, die wie die Natur ſelber, reinigend, heilend, ſtärkend wirkt. Schiller hatte die Odyſſee in der Ueberſetzung von Voß (erſte Ausgabe von 1781) kommen laſſen. Bald lebte und webte man in der neuen Wunderwelt. Die tägliche Rede vermummte ſich ſcherzend in das Schleppengewand des alten Epos. Man ſprach „in geflügelten Worten.“ Als Schiller wieder einmal Zahnweh hat, ſchreibt Lotte: „Guten Morgen, lieber Freund, wie geht es Ihnen heute? Ich hoffe, Sie haben, als die dämmernde Frühe mit Roſenfingern erwachte, noch ruhig geſchlummert“, und liebender fügt ſie hinzu: „ich hätte Ihnen gern eine Nacht Schlaf aufgeopfert, dachte ich heute früh; und hätte mich gefreut, wenn der Morgen mich ſchlaflos gefunden hätte, daß Sie dafür ruhten.“ Und Schiller ſchreibt: „Was macht Ihre Schweſter. Klappert der Pantoffel ſchon um ihre zierlichen Füße oder liegt ſie noch im weichen ſchönen Bette?“ Der Umgang nahm eine Traulichkeit an, die der chère mère, ſo ward die Mutter von den Töchtern genannt, gewiß bedenklich geworden wäre, hätte ſie ſich vorgeſtellt, der Herr Rath und Literat werde kühn genug ſein, die Schranken der Freundſchaft zu durchbrechen. Er durfte, wenn er ermattet war, bei den Schweſtern „auf dem Kanapee leben.“ Er bittet Lotte in einem Billet, den Garten aufſchließen zu laſſen. Sie antwortet: „Kommen Sie alſo. Ich glaube, es wird mir nichts ſchaden, daß ich auch ein bischen hineingehe; iſt es mir nicht gut, ſo wird mich mein Arzt zurückſchicken, nicht wahr?“ Auch ein wenig Eiferſucht meldet ſich bei Schiller. Lotte geht auf den Ball. Ihr Jugendgeſpiele, Fritz v. Stein, die Erbprinzen tanzten gerne mit ihr. Schiller moraliſirt über das unſchuldige Vergnügen, vornehmlich aber will er das, was „ihm lieb iſt, nicht durch eine Reihe fliegen ſehen, die ihm nicht lieb iſt. Doch vor dem Sehen, ſchreibt er, werde ich mich wohl hüten.“ Er tröſtet ſich inzwiſchen am Leben des Pom-

pejus von Plutarch und faßt sich stoisch zu dem Entschluß zusammen, sich künftig mehr mit den großen Zügen des Alterthums zu nähren.

Lotte flog indeß, wie ein schöner Vogel vor ihm hin und her, und zeigte ihm ihre Freiheit. Oefters reiste sie zu ihrer mütterlichen Freundin der Frau von Stein nach Kochberg. Da werden Schiller's Worte wärmer. „Könnte ich doch zur Verschönerung Ihres Lebens etwas beitragen, ich glaube, ich würde das meinige dann selbst mehr lieben. Was ist edler und was ist angenehmer, als einer schönen Seele den Genuß ihrer selbst zu geben und was könnte ich wohl mehr wünschen, als die lieblichen Gestalten Ihres Geistes anzuschauen, und immer und immer um mich her zu fühlen." Und Lotte: „ich bin gestern nicht allein in den düstern Wäldern (von Kochberg) gewesen. Die lieblichen Götter Griechenlands waren mit mir. Ich las und freute mich der schönen Stellen und lernte sie." Das war ihm ein entzückender Gedanke „solche abgerissenen Stücke seines Wesens in das ihrige übergegangen zu sehen." Ein „bestes Lottchen", ein „freundliches Lolochen" entschlüpft der kühnen Feder.

Die Außenwelt hatte auf diesen Kreis wenig Einfluß. Die Gesellschaft, ja die Verwandten der Lengefeld'schen Familie konnten den Schwestern nicht nahe kommen. Nur wer Geist und Talent einzusetzen hatte, durfte als Mitspieler in diesem Kreise gelten. Und es fehlte nicht an solchen, die diesen Einsatz thaten. Obenan steht billig der junge Erbprinz von Schwarzburg-Rudolstadt mit einer sehr hübschen Komposition von vielen Figuren in schwarzer Tusche, welche eine Scene aus dem Geisterseher vorstellte. Dann der Bücher leihende Knebel, welcher Lotten gern zierliche Briefchen schrieb; dann der rastlose Aufklärungsmann Zacharias Becker aus Gotha, der mehrere Tage zum Besuche blieb und in welchem Schiller einen stillen, denkenden, edlen Charakter schätzte, wenn er auch auf die Dauer unmöglich seiner löblichen Bildungsindustrie als Aesthetiker Beifall schenken konnte. Becker war im Hause des Präsidenten von Dacheröden in Erfurt Erzieher gewesen und dadurch der Frau von Beulwitz werth und bekannt geworden. Denn diese stand mit Erfurt, sowohl mit dem dort residirenden Koadjutor von Mainz, dem Fürsten von Dalberg, als auch mit der ihm eng befreundeten Dacheröden'schen Familie, vor allem mit Karoline von Dacheröden wie wir sehen werden, im engsten brieflichen und persönlichen Verkehr

und ſuchte auch Schiller mit jenem Kreiſe zu verbinden. Mit Wieland blieb Schiller in freundſchaftlicher Korreſpondenz und zwang durch ſeine Briefe über Don Carlos dem Alten das Geſtändniß ab, daß wenige Leſer des Don Carlos dieſe Briefe leſen würden, ohne ſich zugleich belehrt und beſchämt zu finden. Auch die niederländiſche Rebellion (im Merkur), der Geiſterſeher (in der Thalia) machten viel Aufſehen und die Götter Griechenlands hatten einen wahren Sturm von Beifall und Tadel erregt.

Ich will hier keine Kritik dieſes Gedichtes geben, in welchem Körner Ideen zum Julianus Apoſtata wiedererkannte. Es iſt eine Elegie im größten Styl und es iſt zu ſeiner Zeit ein wahres Reformationswerk in äſthetiſchen Dingen geweſen. Es hat wie kein andres die Frage über die Grenzen von Kunſt und Moral, oder ſchärfer ausgedrückt, von roh ſtofflicher und ächt äſthetiſcher Betrachtung von Kunſtwerken in die Zeit geworfen. Aber dieſe Grenzen ſind in unſeren Tagen wieder ſo unbegreiflich in Bezug auf Schiller verwirrt worden, daß es Zeit iſt, an dieſe ſeine That zu erinnern. Stolberg hatte im Auguſtheft des deutſchen Muſeums vom orthodoxen Standpunkt aus dagegen geeifert. Forſter, Herder übernahmen direkt und indirekt Schiller's Vertheidigung. Körner ſandte für die Thalia in Folge des Stolberg'ſchen Artikels eine Abhandlung über die Freiheit der Kunſt an Schiller ein; und Schiller ſelbſt ſagte brieflich dem Freunde ſeine Meinung. Es iſt das Beſte, was noch darüber geſagt iſt. „Der Gott, ſchreibt Schiller (Dezember 1788), den ich in den Göttern Griechenlands in Schatten ſtelle, iſt nicht der Gott der Philoſophen oder auch nur das wohlthätige Traumbild des großen Haufens, ſondern er iſt eine aus vielen gebrechlichen ſchiefen Vorſtellungen zuſammengeſetzte Mißgeburt. — Die Götter der Griechen, die ich ins Licht ſtelle, ſind nur die lieblichen Eigenſchaften der griechiſchen Mythologie in eine Vorſtellungsart zuſammengefaßt. Kurz, ich bin überzeugt, daß jedes Kunſtwerk nur ſich ſelbſt, d. h. ſeiner eignen Schönheitsregel Rechenſchaft geben darf und keiner andern Forderung unterworfen iſt. Hingegen glaub' ich auch feſt, daß es gerade auf dieſem Wege auch alle übrigen Forderungen mittelbar befriedigen muß, weil ſich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit auflöſen läßt.“ Und Wahrheit hat aus den Göttern Griechenlands auch der frommſte Chriſtenglaube herausgeleſen. Friedrich Perthes ſchrieb

1822 an Heinroth: „Es liegt etwas tief Ergreifendes für mich in Schiller's Göttern Griechenlands; ſie geben lebendig den Eindruck wieder, den die zu hölzernem Verſtandesmechanismus und langweiligem Unglauben herabgeſunkene Zeit auf ein tiefer angelegtes Gemüth macht. — Nur der kann Schiller verkennen, der die zornige Wehmuth eines Menſchen nicht ahnet, welchem Sehnſucht nach Hülfe die Bruſt erfüllt, die Kinderſtube aber den Glauben des Chriſten nicht mit ins Leben gab, nur der kann vornehm gegen Schiller ſich ereifern, der nicht weiß, wie dem zu Muthe iſt, der ſich ausſtreckt nach dem lebendigen Gott und nichts findet in ſeiner Zeit, als den kalten, in aſtronomiſcher Erhabenheit thronenden Götzen des Verſtandes. Nie wird die beſſere Jugend von Schiller laſſen" u. ſ. w. Paſſow hat das Gedicht mit der Braut von Korinth verglichen, aber indem er ſeine Gattung überſah, ſeinen Werth überſehen. Das Griechenthum iſt für die moderne Welt nicht blos eine falſche Richtung geweſen. Das wird jeder Vernünftige zugeben. Nun wohl. War es „eine andere Natur", war es das Evangelium der Schönheit, welche ſchon einmal Italiens Kunſt erneut hatte, ſo mußte es die Herzen ſeiner Prieſter entzünden. Einmal und irgendwo mußte der deutſche Geiſt es lebendig ergreifen. Einmal durfte und mußte dieſe Liebe zur Sehnſucht werden. Mochte der Gott der Deiſten und der Gott Stolberg's noch ſo viel dem Denker und Beter, mochte das Geſetz der Schwere (Frauenſtedt findet auch dies durch Schiller beleidigt) dem Naturforſcher noch ſo wichtig ſein, die Phantaſie, welche, wie Perthes ſo richtig erkannte, das Höchſte auch gern umfaßt und als das Schöne geſchaut hätte, ging leer bei jenen Göttern aus und fand ſie, verglichen mit dem Reiz der Helleniſchen Götter, armſelig und todt. Daß Schiller ſeine Götter nicht für Kutſcher und Nätherinnen ſchrieb, wie manche Leute zu verlangen ſcheinen, das liegt nicht an Schiller, ſondern an den Kutſchern. Man kann nicht Alles zugleich ſein, man kann nicht ein großes und neues Ideal in die Zeit einführen und zugleich Allen mundrecht ſein. Nur das Mittelmäßige iſt unbedingt populär. Und ſo höre man denn auf, den Maßſtab dieſer Popularität an Schiller's Götter, ja an ſeine ganze Aufnahme des Griechenthums zu legen. Das Zuviel, was er etwa in der Braut von Meſſina that, iſt ſchön und groß und iſt gar nicht als Fehler anzurechnen im Vergleich zu der unermeßlichen

Volksthümlichkeit in großem Styl, welche seine Schöpfungen über die Köpfe kleiner Geister wie der Jahrhunderte tragen wird.

Schiller einigte in seinen Göttern nur den Olymp, den die Dichter der Aufklärung bei allen Nationen in der Poesie gebraucht hatten. Aber der Streit, den diese That hervorrief, mußte es ihm zur Pflicht und Herzenssache machen, einmal die Mission des Künstlers in aller Würde und Kraft hinzustellen. Er dachte eine Zeitlang daran, Stolberg zu erwidern. Seine Erwiderung unterblieb. Oder vielmehr sie ward zum Gedicht. Und dieses Gedicht sind die Künstler. Sie sind ein Gedicht, keine Philosophie in Versen, und als Gedicht heben sie mit Recht eben so einseitig der Welt des Handels und Denkens gegenüber die Kunst ins Licht, wie ihr Vorgänger die Götter Griechenlands. Auch in den Künstlern, — man könnte sie eine Technegonie nennen, sind die Begriffe Idee und Erscheinung, die beiden Momente des Schönen zeitlich und persönlich aus einander gelegt, als Urania und Cypria personifizirt, und die Kunst hat ihr Paradies und ihren jüngsten Tag. Das macht dieses Werk eben zur Dichtung. Seine Wahrheit liegt nicht in einzelnen Worten, sondern in der Brust des Dichters, in der Tendenz, aus der es entsprang und diese ist: einer anmaßenden Dogmatik, einer anmaßenden Kritik, einer anmaßenden Wissenschaft und einer anmaßenden Praxis gegenüber die verkürzten Rechte der Kunst zu reklamiren, nicht durch grobes, stürmisches Pochen, sondern durch die schöne Darstellung ihres Wandels in der Geschichte, durch die sanfte und edle Erinnerung an die Künstler, daß sie nur das Schöne zu bilden brauchen, um die Würde der Menschheit zu heben, daß sie, der freisten Mutter freie Söhne, um keine andere Krone, weder der Moral noch der Wissenschaft zu buhlen haben.

Und während Schiller in diesen Gedanken lebte*), während er selbst an sich arbeitete, sich dieser Mission immer würdiger zu machen, trat ihm derjenige Künstler entgegen, auf dessen Stimme, auf dessen Genossenschaft Schiller mit aller Begier eines großen Strebens wartete, der, wunderbar genug, in Italien dieselben Ideen, welche Schiller über die Kunst bewegten, in lebhaftem Austausch durchsprochen hatte, ja dessen

*) Der Ursprung der Künstler reicht in den Sommer von 1788.

Anſichten, durch dritte Hand an Schiller vermittelt, auf die Geſtaltung der Künſtler einen unmittelbaren Einfluß erhielten. Es war Goethe.

Kehren wir einen Augenblick zu dem Freunde Karl Auguſt's zurück. Auch Goethe hatte ſich in Italien als Künſtler wiedergefunden. Er hatte dies offen dem Herzoge erklärt; er hatte hinzugefügt: „ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich bisher war, wenn Sie mich nur das thun laſſen, was Niemand als ich thun kann und das Uebrige Andern auftragen.“ Er überließ dem Fürſten die Entſcheidung wie er den Künſtler, der wohl ein Theater leiten, aber keine Rekruten ausheben konnte, fortan zu verwenden denke. Nie hat ein Fürſt großmüthiger entſchieden. Karl Auguſt entband Goethe des läſtigſten Theils ſeiner Pflichten und erhöhte ſeine Ehren. Goethe kam am 18. Juni 1788 nach Weimar zurück. Er ließ ſich die erneute Gunſt gefallen, erzählte mit Begeiſterung von Italien, aber er war entſchloſſen, nichts Fremdes und Halbes auf ſich eindringen zu laſſen. Zu derſelben Zeit, als Schiller ſeine Leidenſchaft für eine Schweſter in eine leidenſchaftliche Freundſchaft für beide verbarg, trennte Goethe, begierig nach einfachen Verhältniſſen, ſchonungslos ſeine Freundſchaft von den Forderungen ſeiner Sinnlichkeit und fand Frau von Stein, der früher das Ganze gehörte, mit dem kühleren Theile ab, indem er ſchon einen Monat nach ſeiner Rückkehr ſeinen Bund mit Chriſtiane Vulpius ſchloß. So ſehr war ihm alles Nordiſche und Neblige verhaßt, daß er in der Gegenwart nur die Vergangenheit umarmte und ſich und ſeine Geliebte nach Rom träumte. Alles drängte ſich um ihn, aber nur, um zu erfahren, daß Goethe noch eben ſo groß, ſo bezaubernd, wie ſonſt, jedoch es nicht gern in der Heimath war.

Auch Schiller war ungeduldig, den Gefeierten zu ſehen. Seine Erwartungen waren aufs höchſte geſpannt. Er hatte lange genug in dem Weihrauchdufte geathmet, den alle Welt in Weimar dem Genius Goethe's ſpendete. Er hatte die beklemmende Luft mit großer Geduld ertragen. Er berichtete Körner getreulich das überſchwengliche Lob, welches Herder dem Dichter des Egmont zollte; er hatte ſich aus dieſem Lobe die Vorſtellung eines unbeſchränkt großen Menſchen, eines modernen Julius Cäſar gebildet. Denn Herder gab Goethe einen klaren univerſaliſchen Verſtand, das wahrſte und innigſte Gefühl, die größte Reinheit des Herzens, er fand ihn als Geſchäftsmann noch bewundernswürdiger denn als Dichter, kurz er nannte ihn einen allumfaſſenden

Geiſt. So ungemeſſenes Lob über Goethe's Geſchäftsführung erklang ſchwerlich aus deren Mund, die jetzt für Goethe arbeiten mußten. Schiller war Voigt eng befreundet worden. That er durch dieſen einen Blick in die Schattenſeiten, die der Muſenhof für die Strumpfwirker in Apolda hatte, oder war es eine Minute, wo er empfand, wie hart ihn ſelbſt das Schickſal behandelte, genug der Demokrat empörte ſich in ihm und er ſchrieb an Körner: „Während er in Italien malt, müſſen die Voigt's und Schmidt's wie Laſtthiere ſchwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Beſoldung von achtzehnhundert Thalern und ſie müſſen für die Hälfte des Geldes doppelte Laſt tragen.“ Wer ſich über dieſe Aeußerungen betrübt, den beneid' ich um ſein ſchneereines Gemüth. Schiller's hohe Meinung über den Dichter Goethe blieb trotz ſolcher Aufwallungen unverändert. Ja, als Goethe ankam, brannte Schiller, ihm etwas werden zu können. Aber das war klar, von dem Berühmteren, dem Mächtigen mußte die Annäherung ausgehen. Schiller war zu ſtolz, ſich an den Miniſter zu drängen, ja er war zu rechtſchaffen, ſich, auch wo er es ohne aufzufallen gekonnt hätte, den unbedingten Bewunderern des Dichters anzureihen. Er empfing Goethe mit einer ſcharfen Kritik.

Schiller hatte für die Allgemeine Literaturzeitung unter andern Rezenſendis den Egmont zu beſprechen. Er lobte was zu loben war, gewiß war ſein Herz in der Stelle, die er aus Ferdinand's Rolle anführte: „Dein Name war's, der mir in meiner erſten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegen leuchtete.“ Aber er tadelte den opernhaften Schluß und ſtellte dem leichtblütigen Egmont den zärtlichen Familienvater der Geſchichte entgegen. Man mag, wie Körner, dieſen „Tom Jones“ des Trauerſpiels vertheidigen, aber zu dieſer Zeit geſchrieben, während er jeden Tag Goethe's Bekanntſchaft erwarten konnte, gereicht dieſe Kritik unſerm Dichter zur größten Ehre. Bevor Goethe ſie las, erfolgte am 9. September die Begegnung der beiden Dichter im Lengefeld'ſchen Hauſe. Grüße waren zwiſchen ihnen bereits gewechſelt.

Jetzt kam Goethe zum Beſuch nach Rudolſtadt, um ſich einen Kranz von Verehrerinnen, Frau von Stein, Frau von Schardt und Herder's Frau. Die Lengefeld'ſchen Schweſtern, von je mit unbedingter Begeiſterung Goethe ergeben, hofften raſch eine Freundſchaft zwiſchen den Män-

nern aufgehen zu sehen. Die Bekanntschaft war auch bald und ohne Zwang gemacht. Aber Schiller's hochgespannte Erwartungen fanden sich schon durch Goethe's Erscheinung enttäuscht. Schiller hatte ihn offenbar an jenem Abende in der Akademie nicht deutlich gesehen. Er erwartete jetzt einen Apoll. „Er ist von mittlerer Größe, schreibt der Riese Schiller an Körner, trägt sich steif und geht auch so, sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. — Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt" u. s. w. Die Unterhaltung beschränkte sich, da Alles auf seinen Umgang eifersüchtig war, nur auf allgemeine Gegenstände. Aber Schiller ließ sich doch, was Goethe gern that, von Italien erzählen. So viel wurde ihm aus dem, was Goethe leidenschaftlich lobte, klar, daß ihre beiderseitigen Vorstellungsarten wesentlich verschieden seien. „Im Ganzen genommen, fährt Schiller fort, ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir, an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung so viel voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das weitere lehren." Und die Zeit lehrte, daß Goethe vorläufig nur darin mit Schiller zusammenkam, daß sie nicht zusammenkommen würden.

Die Schwestern vom Saalthal betrübten sich über das Ergebniß dieser Begegnung. Die Rezension über Egmont erschien. Sie machte großes Aufsehen, und die Schwestern — die Schwestern konnten sie Schiller beinahe nicht vergeben. Ob ihn das wohl glücklicher machte? Kam jetzt vielleicht „die Veränderung" in sein Verhältniß zu Karolinen, über welche sie ihn in einem Briefe offen befragen mußte? Goethe herrschte also unbedingt in deren Geschmack, in deren Herzen Schiller wenigstens den ersten Platz zu haben glaubte. War das Gedicht „im Oktober"*) ein wehmüthiger Nachklang solcher Betrachtung, wenn er darin

*) Thalia von 1790. Heft 11. S. 95. Das Gedicht ist erst jetzt von

„Kränze des Ruhms und das buhlende Glück"

den stolzeren Söhnen der Natur gönnend der Göttin für das verliehene Saitenspiel, den offenen Sinn, des Schmerzens wohlthätige Warnung dankt? und sich an ihr mütterliches Herz mit reiner Umarmung schließen will

„Bis der Tod sie zerreißt."

Aber sein Gefühl für Lotte, das durch solche Verstimmungen gegen Karoline nur stärker, bestimmter sich regen mußte, ließ sich nicht durch solche Resignation ersticken. In ihr blühte ihm doch vielleicht ein voller Besitz, ein ungetheiltes Glück. Nach seinem Geständniß kämpfte er oft mit dem Entschluß, ihr sein ganzes Herz zu entdecken. Eines Abends, als Schiller zum Besuche kam, war zwischen der Mutter und Lotte ein Auftritt vorgefallen. Die chère mère war recht hart gewesen. Lotte war im Gefühl ihres Rechts aufs tiefste davon bewegt und erzählte dem Freunde, was geschehen war. Karoline verließ das Zimmer, und Schiller nahm diesen Augenblick wahr, dem erregten Mädchen Trost zuzusprechen. Lotte, von seinen lieben Worten und seinem sanften Ton gerührt, drückte ihm die Hand — das erste Mal — und mit einer tiefen Bewegung. Schiller glaubte etwas in ihrem Herzen zu lesen, er wollte mehr sagen, da trat — und diesmal ihm sehr zur Unzeit — Karoline wieder ein, der günstige Moment war dahin. Er kam nicht wieder. Schiller sah mit Schrecken den Winter nahen. Man hatte oft Pläne eines Zusammenlebens gemacht. Jetzt sprachen manche Billets der Schwestern von der Nothwendigkeit, getrennt zu leben. Das war für Schiller der widerwärtigste aller Gedanken. Noch immer zögerte er, den Tag seiner Abreise zu bestimmen. Die Schwestern kamen in die peinlichste Lage. Sie wollten nach Erfurt reisen, um Karoline von Dacheröden zu besuchen. Wenn sie Schiller ihren Entschluß jetzt mittheilten, sah es aus, als wollten sie mit der Trennung den Anfang machen. Und doch mußten sie es, mußten die Saison für beendet erklären, da Schiller auf die Mahnung von Schnee und Hagel nicht hörte. Schon sprach man in Weimar ziemlich laut von einem Verhältniß. Frau von Beulwitz mußte hier grausam gegen Schiller sein, um klug für Alle zu handeln. Die beabsichtigte Reise wurde ihm mitgetheilt.

Joachim Meyer wieder entdeckt worden. Siehe dessen verdienstvolle Beiträge zur Feststellung ꝛc. des Schiller'schen Textes S. 18.

Das Billet, worin es geschah, preßte ihm Thränen aus. Er war wirklich noch nicht entschlossen zu gehen. Er sah, daß er zu keiner besseren Zeit gehen könne und doch ward es ihm so schwer. Alle seine Hoffnungen waren noch nicht viel weiter, als zu Anfang des Sommers und die ganze Aussicht seiner Liebe schien ihm verfinstert zu sein.

Sein Geburtstag, an dem Lotte ihn mit einer Zeichnung von ihrer Hand unsäglich erfreute, ward noch im Kreise der geliebten Menschen gefeiert. Noch zwei Tage bangen Genusses, und als er am zwölften Abends geschieden war, warf Lotte folgende Worte aufs Papier: „So sind wir denn wirklich getrennt? Kaum ist's mir denkbar, daß der lang gefürchtete Moment nun vorbei ist. Noch sehen wir einerlei Gegenstände, die nämlichen Berge, die Sie umschließen, umgeben auch uns. Und morgen soll dies Alles nicht mehr so sein? Mögen Sie immer gute und frohe Geister umschweben und die Welt in einem schönen Glanz Sie umhüllen, lieber Freund! Ich möchte Ihnen gerne sagen, wie lieb mir Ihre Freundschaft ist und wie sie meine Freuden erhöht. Aber ich hoffe, Sie fühlen es ohne Worte. Sie wissen, daß ich wenig Worte finden kann, meine Gefühle zu erklären und deutlich zu machen." Noch eine „gute Nacht! gute Nacht." Am andern Morgen schrieb sie auf das schon gefaltete Blatt noch einen innigen Gruß. Am andern Morgen empfingen die Schwestern sein schriftliches Lebewohl, und mit dem „süßen Trennungsweh" reichlich und einem Geranium als Andenken beschwert, reiste Schiller nach Weimar. Oft, oft sah er sich anfangs um, ob der Wagen der Freundinnen, der sie nach Erfurt führen sollte, nicht nachkäme. Er hatte eine Strecke lang denselben Weg zu nehmen. Aber der Wagen kam nicht, ihn bestieg „die Weisheit" und „die Bequemlichkeit."

Als Schiller am 14. November an Körner schrieb: „mein Herz ist ganz frei, Dir zum Troste", so war es gut, daß Körner's Leben nicht an diesem Troste hing. Schiller wollte keine Einmischung und keine Rathschläge mehr. Und wahrhaft lästerlich führte er den Freund hinters Licht, als er im März des nächsten Jahres schrieb: „Könntest Du mir innerhalb eines Jahres eine Frau von 12000 Thalern verschaffen, mit der ich leben, an die ich mich attachiren könnte, so wollte ich Dir in fünf Jahren — eine Friedericiade, eine klassische Tragödie, und weil Du doch darauf versessen bist, ein halb Dutzend schöner Oden liefern.

# III.

## Profeſſor.

Die ſtrengere hiſtoriſche Muſe war ihren poetiſchen Schweſtern gewichen. Schiller arbeitete an den Künſtlern, überſetzte die Euripideiſche Iphigenie in Aulis *), bald auch Scenen aus den Phönizierinnen, faßte den Agamemnon des Aeſchylus ebenfalls ins Auge, und zu einem Drama regten ſich Neigung und Kräfte. Einem Fortleben in dieſer halb übenden Thätigkeit war die immer größere Annäherung Wieland's günſtig, deſſen Merkur in Todesnöthen lag. Schiller ſollte helfen, und womöglich einen Plan zur vollſtändigen Regeneration des Journals ausarbeiten.

Inzwiſchen geſchahen Anfangs Dezember Dinge, welche dieſe Leiſtungen im kleineren Styl plötzlich abſchnitten und den Dichter zwangen, eine energiſche Fahrt durch ein Fachſtudium zu beginnen, die ebenſo langwierig, als in ihrem Erfolge ungewiß war. Die Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande war erſchienen. Sie machte Glück. Das war zugleich „eine ſolide Arbeit.“ Damit konnte die Protektion etwas beginnen. Die Frauen ſpinnen gern ſolche Fäden. Was von Schiller gelegentlich als entfernter Zukunftsplan hingeworfen war, es ward bei Karoline von Beulwitz zum lebhaften Wunſch, und Frau von Stein, ſelber dem Dichter wohlgeſinnt, ſetzte voraus, eine feſte Stellung werde ihm ſehr erwünſcht ſein. Durch Eichhorn's Berufung nach Göttingen war in Jena eine Profeſſur erledigt. Frau von Stein ſprach

*) Er hatte dazu den griechiſchen Text, die lateiniſche Ueberſetzung und das Théâtre grec von Brumoy.

bei dem Herzoge für Schiller und fand eine so günstige Aufnahme für ihr Gesuch, daß der geheime Rath Voigt sofort den Dichter sondiren mußte. Schiller war überrascht. Indessen Voigt redete warm und herzlich zu, es galt zuzugreifen. Noch an demselben Abende konnte Voigt an den Herzog berichten, daß Schiller entschlossen sei. Karl August, damals mit Goethe in Gotha verweilend, versicherte sich der Stimme des dortigen Fürsten als eines der Hauptnutritoren der Universität. Schillern wurde vorläufig am 15. Dezember von der Regierung die Weisung ertheilt, sich darauf einzurichten, während ein unter dem 11. Dezember ausgefertigtes Reskript der Weimar'schen Regierung, welches die Anstellung Schiller's beantragte, an die Höfe von Sachsen-Gotha, Koburg und Meiningen abging. Da in kurzer Zeit mehrere Anträge dieser Art von Weimar ausgegangen waren, so fing das Schriftstück an: „Fast getrauen Wir Uns nicht", fuhr aber muthig fort: „Es ist aber das Subjekt, welches bei Denenselben Wir abermahlen in Vorschlag zu bringen, Uns die Ehre geben, der bereits ziemlich bekannte Schriftsteller, Friedrich Schiller, welchem Wir vor einiger Zeit das Prädikat als Rath ertheilt ... Es will derselbe diese Lehrstelle ohne alle Besoldung und Emolument bekleiden, Sich hauptsächlich auf die Geschichtskunde legen und sich darinnen ausbilden" u. s. w.*)

Je gewisser seine Anstellung wurde, um so mehr ward sie Schiller zuwider. Er traute seinen Fähigkeiten nicht. Goethe, dem Schiller so gern ein besonderes Verdienst um die Berufung zugeschrieben hätte, sprach ihm mit einem docendo discimus Muth ein. Aber das Gefühl seiner verlorenen Freiheit, seiner mangelhaften Kenntnisse kam mit aller Gewalt über ihn. Er schrieb nach Rudolstadt, an Körner, er habe sich übertölpeln lassen und bat Körner um Rath und Trost. Und Körner rieth und tröstete. Er machte sofort Anstalt, seinen neuen Professor in seinem Fache zu orientiren, notirte ihm eiligst die

*) Jedenfalls ist dies das Schriftstück, welches Kanzler Müller bei Stahr Weimar und Jena I. 426 meint. Es ist aber nicht einmal von Goethe, sondern nur von Karl August, Freiherrn von Fritsch, von Schnauß und Schmidt unterzeichnet, also Goethe auch wohl von dem Schatten gereinigt, Schiller an die Seckel von vier Herzögen als einen empfohlen zu haben, den man „gratis" haben könne. Das Aktenstück befindet sich im Weimar'schen Hausarchive, aus dem ich es mitgetheilt erhielt.

Werke, welche er zur nöthigſten Vorbereitung leſen müſſe und rieth ihm vor Allem, ſich eine gute Beſoldung auszumachen. Als aber Schiller ſchrieb, daß die ganze Herrlichkeit gratis ſei, da war es an ihm, ſeinen Körner zu tröſten. „Mein ganzes Abſehen bei dieſer Sache, ſchrieb Schiller, iſt, in eine gewiſſe Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten, wo mich eine beſſere Verſorgung finden kann. — Zugleich bringt mich die Nothwendigkeit, in die es mich verſetzt, mich mit Ernſt auf das Geſchichtsfach zu legen, ſchneller zu einem gewiſſen Vorrath von Begriffen und erleichtert mir nachher die ſchriftſtelleriſchen Arbeiten im hiſtoriſchen Fach.“ Ein Fixum, meint er, müſſe ihm in nicht zu langer Zeit werden. Er geſtand, er hätte doch auf ſeinem bisherigen Wege nicht dahin gelangen können.

Körner war wenig von dieſer Poſt erbaut. Um ſo glücklicher waren Schiller's Eltern, die nun endlich den Sohn in die erſehnte „feſte Stellung“ einlaufen ſahen und nicht minder glücklich die Freundinnen in Rudolſtadt. Allerdings ſtimmten ſie dem Dichter bei, daß der Abſchied von den Muſen ſchwer ſein müſſe, und Lotte meinte, nimmermehr dürfe der Hiſtoriker den Dichter koſten. Doch fanden ſie ſo viel Begeiſterndes und für ihn ſo vielen Nutzen im geſchichtlichen Lehramt, daß Schiller nur mit ihren Worten gegen das Mißtrauen Körner's zu pariren brauchte. Zwar war es mit ſeinem Beſuche in Rudolſtadt zum nächſten Sommer vorbei, aber dafür war nun auch die immer drohende Reiſe nach Hamburg und die Rückkehr nach Dresden aufgegeben. Die Weisheit wollte lieber die dauernde Nähe, als den Sommerbeſuch, und die Bequemlichkeit gab gern das Verſprechen für beide, ihn in Jena zu beſuchen. Er lachte herzlich über Lottens Bemerkung, daß es doch ſchöne Pfirſiche und Weinbeeren bei Jena gebe, und daß ſie fortan die Saale gemein hätten. Er klirrte noch einige Male mit ſeinen neuen Ketten, aber ſchließlich, wie es einem tapfern Menſchen anſteht, erhob er den übereilten Schritt zu ſeinem feſten Willen. Er wollte nicht mehr ſeine geiſtigen Ideale zum Broderwerb mißbrauchen. „Um glücklich zu ſein, ſchrieb er an Lotte, muß ich in einem gewiſſen ſorgenfreien Wohlſtand leben und dieſer muß nicht von den Produkten meines Geiſtes abhängig ſein. Es war freilich eine „heroiſche Reſignation“, aber doch nicht auf alle Freuden in den nächſten drei Jahren, wie er noch ſchwarzſehend annahm.

Bei dieſem ganzen Verlauf war unſerm Dichter faſt nichts ſo wichtig, als der Antheil, den Goethe an ſeinem Schickſal zu nehmen ſchien. Voller Freude meldet er jedes leiſe Zeichen davon den Schweſtern. Die Götter Griechenlands, das wußten ſie, hatte Goethe geleſen. Das Merkurheft, in welchem ſie ſtanden, hatte bei ſeinem Beſuche in Rudolſtadt gerade auf dem Tiſche gelegen. Er hatte hineingeblickt, hatte es mitgenommen. Karoline ſah die beiden ſchon unfehlbar verbunden. Unter allen Menſchen war Keiner, nach deſſen Urtheil und Beifall Schiller ſo geizte, Keiner, von dem er beſſer Wahrheit über ſich hören zu können glaubte. Um ganz ſicher zu gehen, umgab er Goethe mit Lauſchern. Er erfuhr, daß Goethe ſich mit Achtung über die Rezenſion des Egmont, zufrieden über die Götter Griechenlands ausgeſprochen, nur zu lang habe er das Gedicht gefunden. Das waren freilich nur kärgliche Tropfen eines Urtheils. Aber Schiller ſog ſie begierig ein. Goethe's Anſehen übte, wie Goethe's Werke ſeit ſeiner Knabenzeit, jetzt eine ſo fördernde Gewalt über ihn aus, daß er bei der Vollendung der Künſtler vor Allem darauf bedacht war, durch eine klaſſiſche Form ſeines Werkes die ſtarre Haltung des Meiſters zu erſchüttern.

Umſonſt. Goethe vermied ihn. Goethe erklärte ſeine Abneigung ſpäter aus ſeiner Sehnſucht nach Italien und ſeinem geſteigerten Kunſtprinzip, dem die neueren Dichterwerke hemmend in den Weg traten; „eine wohlſoutenirte Mittelmäßigkeit, aus der man nur allenfalls abwärts ins Platte, aufwärts in den Unſinn einige Schritte wage, das ſeien nun ſchon zehn Jahre die Ingredienzien und der Charakter unſerer Romane und Schauſpiele geweſen. Neben Heinſe's Ardinghello Schiller's Räuber, in welchen letzteren ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethiſchen und theatraliſchen Paradoxen, von denen er ſich zu reinigen geſtrebt, recht in vollem hinreißendem Strome über das Vaterland ausgegoſſen. Er habe glauben müſſen, all ſein Bemühen völlig verloren zu ſehen, — auch ſeine Freunde, Meyer, Moritz, Tiſchbein, Bury ſeien ihm gefährdet erſchienen."

In der That, erklärt iſt Goethe's Widerwillen hiermit nicht. Wenn er auch an Fiesko, Don Carlos keinen Gefallen fand, die Götter Griechenlands, die niederländiſche Rebellion hätten ihm ſagen müſſen, daß hier bereits ein redliches Bemühen nach reineren Formen vorhanden ſei. Die Gefahr für ſein Kunſtprinzip konnte Goethe ebenfalls

nicht so hoch anschlagen, da er selbst ein Paar Schritte ins Platte nicht scheute, um in seinem Bürgergeneral und seinen mannichfachen Opernversuchen sich dem Geschmack des großen Haufens zu akkommodiren. Ja, sogar der Berührungspunkte zwischen ihm und Schiller gab es bereits nicht wenige. So nah hing Egmont mit Don Carlos und der niederländischen Rebellion, so nah die Iphigenie mit den Schiller'schen Uebersetzungen zusammen. Und durch den Besuch eines der Männer, welche Goethe gefährdet hielt, trat es um diese Zeit klar hervor, daß von Schiller keine Gefahr drohte. Ernst Philipp Moritz, Schiller bereits von Leipzig her bekannt, hatte in Rom Goethe's Freundschaft gewonnen. Aus seinen Unterhaltungen mit Goethe ging eine kleine Schrift hervor, die ihrer Zeit ganz ungemeinen Einfluß auf die Aesthetik geübt hat. Goethe hat sein Eigenthum später reklamirt, und in der Schrift „über die bildende Nachahmung des Schönen" seine eigensten Kunstdogmen anerkannt *). Die Idee Plato's vom göttlichen Ursprung des Schönen, die Shaftesbury ihm nachdachte, ehe noch Winkelmann daraus zum fruchtbaren Gedanken des Ideals gelangte, diese Idee fand sich in der Schrift von Moritz-Goethe aufs sinnigste und strengste ausgeprägt. Das Naturganze, wie es hier heißt, ist das höchste Schöne. Die Seele des Künstlers faßt dieses edle Ganze (die Idee, nach dem heutigen Ausdruck) in dunkler Ahnung. Hat sie es einmal als Ganzes gefaßt, so kann sie sich — dies ist sehr wesentlich — nicht mehr mit der Betrachtung des Einzelnen im Zusammenhange der Natur begnügen. Sie muß das Ganze nachschaffen, alle seine Verhältnisse in einen Brennpunkt fassen. Höchst wichtig sind, wie ich glaube, auch für die spätere Aesthetik Sätze, wie folgender, geworden: „Jedes schöne Ganze aus der Hand des bildenden Künstlers ist daher im Kleinen ein Abdruck des höchsten Schönen im großen Ganzen der Natur, welche das noch mittelbar durch die bildende Hand des Künstlers nacherschafft, was unmittelbar nicht in ihren Plan gehörte." Natürlich war in dieser Sendung der Kunst ihre ganze Nothwendigkeit ausgesprochen. Das Schöne ist nur um seiner selbst willen da, es wird durch den Genius frei von aller Rücksicht auf Nutzen und Schaden erschaffen. Der Schaffende, und nur der so Schaffende hat

*) Der Auszug, den Goethe in seiner Italienischen Reise von dieser Schrift gegeben, ist eben so wenig genügend, als der von Klischnigg mitgetheilte. Es lohnt der Mühe, sie selbst zu lesen.

den höchsten Genuß des Schönen. Und das Schöne kann nicht anders mitgetheilt werden, als indem es durch die nachschaffende Phantasie wieder von innen heraus gebildet wird. Solche Grundsätze waren das Resultat langen Nachdenkens und können hinlänglich die Meinung widerlegen, als ob Goethe nicht reflektirt und philosophirt habe, und Alles nur so empirisch bei ihm angewachsen sei.

Schiller las diese Moritz-Goethe'sche Schrift. Julius an Raphael sprach über die Kunstidee des Universums ungefähr, wie sie. Nur war in ihr die Anwendung auf die Kunst und den Künstler gemacht, dieselbe Anwendung, welche Schiller im Begriff war, von den Ideen des Julius in seinen Künstlern zu machen. Moritz besuchte ihn, man gefiel sich gegenseitig besser, wie früher, Moritz sprach das seinerseits gegen Frau von Stein aus und Schiller bekennt, daß die erwähnte Schrift großen Einfluß auf seine Künstler ausgeübt habe. Auch in ihr wurden zwei Wege als die einzige Richtschnur zur Bildung des Künstlers angegeben: Studium des Organismus der Natur und Studium der Alten, als der Kunst gewordenen Natur.

In der That, es ist unbegreiflich, daß Moritz nicht bei seinem Wirth — er wohnte bei Goethe — eine Annäherung an Schiller bewerkstelligte, aber einen Punkt gab es, worin man prinzipiell und persönlich auseinander ging. Moritz-Goethe behauptete in jener Schrift, daß jedes Kunstwerk, so bald nur ein einziger Punkt an seiner Vollendung fehle, unter das Nützliche herabsinke. Diese makellose Vollendung bewunderte Moritz selbst an Goethe's Egmont. Goethe's öffentliche Abwehr jedes Tadels, eine Abwehr, die sich auf Angelika Kaufmann berief, läßt uns vermuthen, daß ihn dieses Bewußtsein der Vollendung in Bezug auf Egmont ebenfalls durchglühte. Wer nun nicht im Stande war, das von der Natur durch den Genius erschaffene Kunstwerk aus sich heraus wieder so nachzubilden, wie es vom Genius empfangen war, wer nicht den Gesichtspunkt fand, von wo aus die innere Vollendung des Kunstwerks allein angeschaut werden konnte, der wurde von der Gnade dieses Evangeliums ausgeschlossen. Und in diesem Falle befand sich Schiller nicht blos dem Egmont gegenüber, er sprach es gegen Moritz offen aus, daß es auf diese Weise überhaupt kein vollkommenes Kunstwerk gebe. Damit hatte er vollkommen Recht, aber um so größer war dann sein Vergehen, daß er an Egmont Unvollkommenheiten rügte, die mit seinen

Schönheiten ſo innig zuſammenhingen, als Goethe mit — Goethe. Wie nichtsnutzig aber mußten nach Goethe's Dogma Schiller's Produkte erſcheinen! der nur erſt in großen kühnen Strichen die Hauptſachen hinſtellte, worauf es beim Drama ankam und ewig ankommen wird! Ja was ſollte Goethe ſelbſt zu den „Künſtlern" ſagen, die ihm neben den übrigen Werken Schiller's nur als ein Wollen ohne Können, als eine Forderung erſcheinen konnten, die ſich am wenigſten zu einem Gedicht eignete? Das verkannte Goethe, daß die Natur einen andern Mann zum Erhabenen, einen andern zum Schönen braucht. So fern, ſo nah ſtanden ſich dieſe Beiden. Nur ſo iſt es zu erklären, daß ſie ſo lange getrennt blieben, nur ſo, daß ſie ſich ſo innig verbanden. Beide hegten die würdigſte Vorſtellung von ihrem Beruf, daß die Idee (Schiller's Urania) es iſt, die im Künſtler ſchafft. Beider Kunſt war rein von Egoismus, ſie ſuchten nicht voreilig und unabläſſig den Kitzel der Kunſt, nachdem die erſte Wonne der Zeugung geſtillt war. Sie ſuchten zuerſt die Vernunft und die Schönheit des „Ganzen", der Eine in der Geſchichte und Philoſophie, der Andere in der Naturwiſſenſchaft und beide in den Alten. Dieſer reine Ernſt, dieſe ſelbſtloſe Hingebung an die Idee, mußte ſie zwingen, zuerſt einander zu achten, und die Schönheit, die ſich ihnen zum Lohn für ihr treues Ringen nach Wahrheit ergab, mußte ſie in gegenſeitiger Liebe und Bewunderung vereinigen.

Für jetzt war auch Moritz ein unabſichtliches Werkzeug, ſie von einander zu entfernen. Während Zeus-Goethe die Welt weggab, für Moritz, bald auch für den Kapellmeiſter Reichard, welcher die Claudine von Villa Bella komponirte, Gunſt und Gaſtlichkeit hatte, während er für einen mittelmäßigen Maler, aber trefflichen Menſchen und treuen Kunſtforſcher, Heinrich Meyer (aus Stäfa bei Zürich) ſchon für den Sommer 1789 eine hübſche Beſoldung und eine künftige Anſtellung ausmachte, blieb Schiller als geiſtiger Widerſacher abgeſtoßen. Wer wird es Schiller verargen, daß, als er allmählich entdeckte, Goethe's Antheil an ſeiner Berufung ſei rein amtlicher Natur oder ſo gut wie keiner geweſen, er ſich ſchmerzlich getroffen fühlte. „Oefters um Goethe zu ſein, ſchreibt er am 2. Februar an Körner, würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen ſeine nächſten Freunde kein Moment der Ergießung, er iſt an nichts zu faſſen; ich glaube in der That, er iſt ein Egoiſt in ungewöhnlichem Grade. — — Eine

ganz ſonderbare Miſchung von Haß und Liebe iſt es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich iſt, die Brutus und Caſſius gegen Cäſar gehabt haben müſſen; ich könnte ſeinen Geiſt umbringen und ihn wieder von Herzen lieben.“ Körner rief ihm zu: „Du kannſt keck mit dem Gefühl anch' io son' pittore vor ihm auftreten.“ Schiller, das Gebiet der Ideen bald über-, bald unterſchätzend, antwortet: „mit Goethe meſſe ich mich nicht, wenn er ſeine ganze Kraft aufbieten will. Er hat weit mehr Genie, als ich; und dabei weit mehr Reichthum an Kenntniſſen, eine ſichere Sinnlichkeit und zu allem dieſen einen durch Kunſtkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunſtſinn, was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwiſſenheit geht, mangelt.“ Auf ſolche übertriebene Selbſtverkleinerung ſchreibt Körner mit Recht: „daß Goethe mehr Genie hat, als Du, zweifle ich ſehr.“ Er ſucht den Grund der niederen Vollendung Schiller's in der ungeduldigen Glut des Ideals, die das Einzelne und Kleine noch verſäume. Worauf denn Schiller mit herrlicher Offenheit herausgeht: „Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich Dir von und über Goethe geſchrieben haben mag. Du wirſt mich wohl recht in meiner Schwäche geſehen und im Herzen über mich gelacht haben, aber mag es immer. Dieſer Menſch, dieſer Goethe iſt mir einmal im Wege und erinnert mich ſo oft, daß das Schickſal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward ſein Genie von ſeinem Schickſal getragen und wie muß ich bis auf dieſe Minute noch kämpfen!“ Er beklagt, daß ſich das Verlorene nicht mehr einholen laſſe. „Aber ich habe noch guten Muth, ſchließt er, und glaube an eine glückliche Revolution in der Zukunft.“ Er wußte, daß er ſich „ein Drama nach ſeinem Talent“ geſchaffen, was ihm kein anderer nachmache, und wenn er dahin alle Kräfte lenke, ſo werde er immer Kunſtwerke ſchaffen, die ſich neben andern ſehen laſſen könnten.

Mit dieſem Bewußtſein gab er ſich zur Ruhe und in folgendem Bekenntniß liegt der ganze Adel ſeiner Seele, liegt ein zu allen Zeiten gültiger Grundſatz: „Im Ernſt, ſchrieb er am 25. Februar 1789 an Karoline von Beulwitz, ich habe zu viel Trägheit und zu viel Stolz, einem Menſchen abzuwarten, bis er ſich mir entwickelt hat. Es iſt eine Sprache, die alle Menſchen verſtehen, dieſe iſt: gebrauche Deine Kräfte. Wenn Jeder mit ſeiner ganzen Kraft wirkt, ſo kann er dem

andern nicht verborgen bleiben. Dies iſt mein Plan. Wenn einmal meine Lage ſo iſt, daß ich alle meine Kräfte wirken laſſen kann, ſo wird er und Andere mich kennen, wie ich ſeinen Geiſt jetzt kenne."

Bis dahin mußte ſich ſeine unerwiderte und grollende Liebe mit Huber's Mittheilung tröſten, daß Goethe's Mutter ſehr von Schiller begeiſtert ſei. Und Goethe war der Sohn ſeiner Mutter.

Schiller begann nun ſeine Herkulesarbeit. Es iſt eine traurige Luſt, ihm zuzuſehen. Er begann ſie ohne Hülfe anderer Götter, als Bertuch's und ſeines Verlegers. Aber als er die Arbeit zur Hälfte gethan, war er ein verlorener Mann. Seine Geſundheit war für immer gebrochen.

Schiller mußte das Amt ſich durch dasjenige Elend erkaufen, wovor es ihn ſchützen ſollte, er mußte für Geld ſchreiben. Und er fing das, jener Annahme zum Trotz, daß ein großer Dichter im praktiſchen Leben ein Pinſel ſein müſſe, ganz vortrefflich an. Schon lange Zeit trug er ſich mit dem Plan, in der Weiſe einer damals in London erſcheinenden Memoirenſammlung ein fortlaufendes Werk herauszugeben. Zunächſt franzöſiſche, ſpäter engliſche Memoiren aus dem Gebiet der Geſchichte ſollten überſetzt, fürs Publikum lesbar gemacht und jedem Bändchen ſollte eine univerſalhiſtoriſche Einleitung vorangeſchickt werden. Schiller theilte dieſen Plan dem ſpekulationsluſtigen Bertuch mit und dieſer, die Vortheile raſch erkennend, ſchaffte ihm in dem Buchhändler Mauke zu Jena einen zahlungsfähigen Verleger. Der Herausgeber konnte nun entweder ſelbſt überſetzen oder Handlanger anſtellen, die, mit einem Theil des ganzen Honorars zufrieden, ihm noch einige Prozente übrig ließen. So bezahlte das Publikum dem neuen Profeſſor ſein Quellenſtudium und damit zugleich den Ueberblick über eine Menge dramatiſcher oder hiſtoriſcher Stoffe. Außer dieſem Geſchäft, das ihm täglich nur drei Stunden koſten ſollte, ſtand ihm ſeine alte gute Muſe Thalia getreulich zur Seite, welche Göſchen mit erneutem Eifer betrieb, da er geſtand, daß von allen ſeinen Verlagsartikeln — und darunter waren Goethe's und Wieland's Werke — die Arbeiten Schiller's am beſten gingen. Auch den Merkur hielt Schiller ſich offen. Im Januar 1789 erſchien die Novelle „ein Spiel des Schickſals", wozu Rieger's Geſchichte den Stoff gab. Freilich verlor er durch die ſchlechten Beiträge, die Wieland aufnahm, bald alles Intereſſe dafür. Endlich hoffte er auf

die Herausgabe seiner Vorlesungen, auf historische Arbeiten und — die Kollegiengelder. Seine Briefe an Körner gleichen in dieser Zeit einer Anweisung zum Addiren mit kleinen Summen. Er hoffte kühnlich aus seinen Schulden zu kommen, denn „der Magisterquark" und die Forderungen der fünf fürstlichen Kanzleien (Altenburg wurde noch mit bezahlt, wenn es auch mit Gotha verbunden war) für Expeditionsgebühren fanden ihn nach dem fleißigen Winter „nicht ganz blank." Sein Amt kostete vorläufig über 60 Thaler. Im März erhielt er seine förmliche Berufung als außerordentlicher Professor. Sein letzter Gruß an die Musen — niemals hatte er größere Lust, ein Drama anzufangen — waren die Künstler. Sie erschienen im Märzheft des Merkur, gerade ein Jahr nach den Göttern Griechenlands. Noch ein Streifzug ins Land der Poesie mit dem Plan zu einer Friedericiade, zu welcher Körner verleiten wollte. Dann ging er Mitte März nach Jena, miethete eine Wohnung und machte sich mit den Erfordernissen seines Amtes bekannt. Schütz rieth ihm, im ersten Semester nur ein publicum zu lesen, Schiller wählte dazu die Einleitung in die Weltgeschichte und bald prangte am schwarzen Brett sein Anschlag: Fridericus Schiller publice introductionem in historiam universalem hora nondum definita sed justo tempore indicanda proponet. Von Jena reiste der neue Professor noch einmal nach Rudolstadt, sich am Sonnenblick der Liebe zu erfrischen. Auch dort fand er eine Professur angetreten. Die chère mère zog als Erzieherin aufs Rudolstädter Schloß, um zwei junge Prinzessinnen zu bewachen und ließ die eigenen Töchter arglos unten zurück, sie sollte bald erfahren, welchem Räuber zur Beute.

Am 11. Mai siedelte Schiller nach Jena über. Er freute sich seiner drei in einanderlaufenden ziemlich hohen Piecen mit hellen Tapeten, vielen Fenstern und zwei Sophas, freute sich seiner kunstvollen Schreibkommode, die er sich für zwei Carolin machen ließ. Er rechnete etwa 480 Thaler zu gebrauchen, das war freilich nur möglich bei einem Mittagsessen, welches seine Wirthinnen, zwei ledige Jungfern, für zwei Groschen herstellten. Der Umgang mit seinen Kollegen gefiel ihm, das Jenenser Frauenzimmer fand er aus begreiflichem Vorurtheile abscheulich.

Am 26. Mai bestand er das gefürchtete „Abenteuer auf dem Katheder." Er hatte bescheidentlich das mittelgroße Auditorium Reinhold's gewählt. Es konnte 80 bis 100 Menschen fassen. Schiller's Stunde

war Abends von 6 bis 7. Er wartete bei Reinhold den Zeitpunkt ab. Aber ſchon um 5½ Uhr hieß es, das Auditorium ſei voll. Und noch ſah Schiller, mit klopfendem Herzen am Fenſter ſtehend, die Studenten Trupp auf Trupp die Straße heraufkommen. Das wollte gar kein Ende nehmen. Die Menge wuchs noch immer, ſchon war Vorſaal, Flur und Treppe vollgedrängt, ganze Haufen gingen wieder zurück. Jetzt wäre weitergetriebene Beſcheidenheit Verbrechen geweſen. Es blieb nichts übrig, als das größte Auditorium zu wählen, welches in Jena aufzutreiben war. Dies war Griesbach's. Den Studenten ward ein Umzug vorgeſchlagen. Nun gab es das luſtigſte Schauſpiel. Alles ſtürzte hinaus, in hellem Zuge, die Johannisſtraße hinunter. Die Bürger dachten, es brenne. Die Schloßwache kam in Allarm. Was iſt denn? Was giebts denn? ſchrie es überall. „Der neue Profeſſor wird leſen.“ Nach einer Weile ging Schiller, von Reinhold begleitet, dem Strome nach. Es war ihm, als ob er Spießruthen liefe. Als er ankam, war das Auditorium, das 400 Menſchen faßte, voll, der Vorſaal voll, der Flur voll, bis an die Hinterthür. Man ſaß, man ſtand auf den Subſellien. Ein lautes Pochen, das Zeichen des Beifalls, empfing ihn. Der Anblick der Menge gab ihm wunderbare Kraft. Der Inhalt ſeines Vortrags war eine Parallele zwiſchen dem Brodgelehrten und philoſophiſchen Kopf, in ſeiner Lage eine kecke Abwehr falſcher Anſprüche und zugleich ein Glaubensbekenntniß des Geſchichtslehrers, welches immer noch beſchworen werden darf. Er las, und las mit einer Sicherheit und Stärke, daß man jedes Wort an der Thür hören konnte. Sein Vortrag machte Eindruck. Am Abend geſchah, was bei einem neuen Profeſſor ohne Beiſpiel war. Eine Nachtmuſik mit den dazu gehörigen Vivats aus den kräftigen Kehlen der Muſenſöhne bezeugten, daß Körner Recht hatte zu behaupten, die Univerſität Jena habe ſchon an dem Namen Schiller mehr gewonnen, als Schiller an der Univerſität Jena.

# IV.

## Liebesmühe.

Schiller war nun im Joche. Sein Lehren war in Wahrheit ein Lernen. Und beim Lernen ward ihm seine Materie unter den Händen wichtiger, als er sie für den Lehrzweck brauchte. Aber er war im glücklichsten Humor. Die Freunde trugen ihn auf Händen, der Neid ward wenigstens nicht laut. Und einige goldne Bilder künftiger Freuden standen vor seiner Seele. Körner sehnte sich, den Freund wiederzusehen, der sich so wacker durchkämpfte. Mit Schiller's steigender Thätigkeit war ihr brieflicher Austausch immer gehaltvoller geworden. Viele Fragen waren mündlich zu durchsprechen. Durch die rastlosen Fortschritte des Freundes immer wieder aus seinen herabziehenden Amtsverhältnissen emporgerufen, hoffte Körner sich noch zum Schriftsteller zu machen. Man wollte sich in Leipzig ein Rendezvous geben, dann sollten Körner's noch mit nach Weimar und Jena kommen. Auch auf Huber's Zureise hoffte man, der seit Anfang 1788 in Mainz als Gesandtschaftssekretär angestellt, jetzt in regem Verkehr mit Forsters lebte. Forster, welcher Beiträge zur Thalia lieferte, und von Huber längst „des sechsten Bechers" für würdig gehalten wurde, wollte mitkommen. Indessen die Reise unterblieb und statt dieser beiden führte Schiller zwei andre Personen dem Freunde zu, welche des Bechers vor Allen werth waren.

Die Schwestern im Saalthal hatten im Winter fleißig geschrieben. Es waren keine Billets mehr, es waren Briefe. Auch die ausgezeichneten Frauen unsrer Zeit müssen vor diesen Briefen gestehen, daß es den besten ihres Geschlechts im vorigen Jahrhunderte ernstlich um Bildung zu thun war. Was lesen diese beiden Schwestern Alles und wie lesen

ſie es! Lotte überſetzt Geſänge aus Oſſian und Karoline Stücke aus Ovid's Metamorphoſen und Schiller muß kritiſiren. Sie leſen den Oedipus zu Kolonos, den Agamemnon, bald kommt Shaftesbury's ſchöne Weisheit, bald Gibbon's römiſche Geſchichte, jetzt die Schriften des Königs von Preußen, jetzt die Oeuvres morales de Diderot, jetzt Müller's Schweizergeſchichte zur Sprache. Was Schiller noch nicht kennt, darauf leiten ſie ihn hin. Ihnen ſendet er Körner's Briefe, des Mannes, den er ihnen längſt in ſeiner ganzen Bravheit und Tüchtigkeit geſchildert hat. Und nicht etwa blos genaſcht wird an den Büchern. Als Lotte einmal, weil ſie krank iſt, zu wenig ausführlich über Moritzens oben genannte Schrift ſchreibt, kanzelt ſie der Herr Rath ſanft herunter und ſie macht im nächſten Briefe ihr Verſäumniß durch ein wärmeres Reſumé wieder gut.

Im Cid heißt es: des Weibes Fehler iſt des Mannes Schuld. Wenn man gerecht ſein will, ſo liegt die Exzentrizität und die Verirrung einzelner Frauennaturen aus jener Zeit, wo ſie nicht Schuld unglücklicher Verhältniſſe und krankhafter Anlagen war, zum größten Theil an der Richtung ſelbſt der ausgezeichneteren Männer. Sie beherrſchten die Literatur wie das Leben. Es iſt nicht von dem ſchwächeren Geſchlecht zu verlangen, daß es ſich, zur Liebe geboren, zum Tadel erkühnt. Aber es giebt Frauennaturen, die es dürfen, ohne von ihrer Schönheit zu verlieren. Nicht ſie ſprechen, die Natur ſpricht aus ihnen. Es iſt, als ob ſie ſich die ſanfteſte Stimme gewählt hätte, um zum Herzen des Mannes zu dringen. Von der letztern Gattung, das lehren uns dieſe Briefe, war Lotte von Lengefeld, von der erſtern Karoline. Goethe ſagt einmal, daß Schiller von Fraueneinfluß abhängig geweſen iſt. Man wird aus dieſen Briefen erſehen, in wie weit das wahr iſt. Schiller war damals ſehr weltbürgerlich geſinnt. Karoline war es mit ihm, ſie meint, man könne gelegentlich aus dépit deutſch ſein, den Franzoſen gegenüber, wie der Tempelherr Chriſt iſt. Schiller ſchreibt an Lotte, ſie darüber verſpottend, daß ſie Winkelried's That, welche er eine Ferocité nennt, bewundert: „ich danke dem Himmel, daß ich unter Menſchen lebe, die einer ſo großen Handlung, wie die That des Winkelried iſt, nicht fähig ſind.“ Was antwortet Lotte? „Es war kein Anfall der Wuth, in der er ſich aufopferte, ſondern eine ganz reiflich erwogene That, er ſah nur dies Mittel, um ſeine Nation zu retten, — daß er

# IV.

## Liebesmühe.

Schiller war nun im Joche. Sein Lehren war in Wahrheit ein Lernen. Und beim Lernen ward ihm ſeine Materie unter den Händen wichtiger, als er ſie für den Lehrzweck brauchte. Aber er war im glücklichſten Humor. Die Freunde trugen ihn auf Händen, der Neid ward wenigſtens nicht laut. Und einige goldne Bilder künftiger Freuden ſtanden vor ſeiner Seele. Körner ſehnte ſich, den Freund wiederzuſehen, der ſich ſo wacker durchkämpfte. Mit Schiller's ſteigender Thätigkeit war ihr brieflicher Austauſch immer gehaltvoller geworden. Viele Fragen waren mündlich zu durchſprechen. Durch die raſtloſen Fortſchritte des Freundes immer wieder aus ſeinen herabziehenden Amtsverhältniſſen emporgerufen, hoffte Körner ſich noch zum Schriftſteller zu machen. Man wollte ſich in Leipzig ein Rendezvous geben, dann ſollten Körner's noch mit nach Weimar und Jena kommen. Auch auf Huber's Zureiſe hoffte man, der ſeit Anfang 1788 in Mainz als Geſandtſchaftsſekretär angeſtellt, jetzt in regem Verkehr mit Forſters lebte. Forſter, welcher Beiträge zur Thalia lieferte, und von Huber längſt „des ſechſten Bechers" für würdig gehalten wurde, wollte mitkommen. Indeſſen die Reiſe unterblieb und ſtatt dieſer beiden führte Schiller zwei andre Perſonen dem Freunde zu, welche des Bechers vor Allen werth waren.

Die Schweſtern im Saalthal hatten im Winter fleißig geſchrieben. Es waren keine Billets mehr, es waren Briefe. Auch die ausgezeichneten Frauen unſrer Zeit müſſen vor dieſen Briefen geſtehen, daß es den beſten ihres Geſchlechts im vorigen Jahrhunderte ernſtlich um Bildung zu thun war. Was leſen dieſe beiden Schweſtern Alles und wie leſen

ſie es! Lotte überſetzt Geſänge aus Oſſian und Karoline Stücke aus Ovid's Metamorphoſen und Schiller muß kritiſiren. Sie leſen den Oedipus zu Kolonos, den Agamemnon, bald kommt Shaftesbury's ſchöne Weisheit, bald Gibbon's römiſche Geſchichte, jetzt die Schriften des Königs von Preußen, jetzt die Oeuvres morales de Diderot, jetzt Müller's Schweizergeſchichte zur Sprache. Was Schiller noch nicht kennt, darauf leiten ſie ihn hin. Ihnen ſendet er Körner's Briefe, des Mannes, den er ihnen längſt in ſeiner ganzen Bravheit und Tüchtigkeit geſchildert hat. Und nicht etwa blos genaſcht wird an den Büchern. Als Lotte einmal, weil ſie krank iſt, zu wenig ausführlich über Moritzens oben genannte Schrift ſchreibt, kanzelt ſie der Herr Rath ſanft herunter und ſie macht im nächſten Briefe ihr Verſäumniß durch ein wärmeres Reſumé wieder gut.

Im Eid heißt es: des Weibes Fehler iſt des Mannes Schuld. Wenn man gerecht ſein will, ſo liegt die Exzentrizität und die Verirrung einzelner Frauennaturen aus jener Zeit, wo ſie nicht Schuld unglücklicher Verhältniſſe und krankhafter Anlagen war, zum größten Theil an der Richtung ſelbſt der ausgezeichneteren Männer. Sie beherrſchten die Literatur wie das Leben. Es iſt nicht von dem ſchwächeren Geſchlecht zu verlangen, daß es ſich, zur Liebe geboren, zum Tadel erkühnt. Aber es giebt Frauennaturen, die es dürfen, ohne von ihrer Schönheit zu verlieren. Nicht ſie ſprechen, die Natur ſpricht aus ihnen. Es iſt, als ob ſie ſich die ſanfteſte Stimme gewählt hätte, um zum Herzen des Mannes zu dringen. Von der letztern Gattung, das lehren uns dieſe Briefe, war Lotte von Lengefeld, von der erſtern Karoline. Goethe ſagt einmal, daß Schiller von Frauneneinfluß abhängig geweſen iſt. Man wird aus dieſen Briefen erſehen, in wie weit das wahr iſt. Schiller war damals ſehr weltbürgerlich geſinnt. Karoline war es mit ihm, ſie meint, man könne gelegentlich aus dépit deutſch ſein, den Franzoſen gegenüber, wie der Tempelherr Chriſt iſt. Schiller ſchreibt an Lotte, ſie darüber verſpottend, daß ſie Winkelried's That, welche er eine Ferocité nennt, bewundert: „ich danke dem Himmel, daß ich unter Menſchen lebe, die einer ſo großen Handlung, wie die That des Winkelried iſt, nicht fähig ſind.“ Was antwortet Lotte? „Es war kein Anfall der Wuth, in der er ſich aufopferte, ſondern eine ganz reiflich erwogene That, er ſah nur dies Mittel, um ſeine Nation zu retten, — daß er

es nicht unüberlegter Weiſe that, ſieht man daraus, daß er in dem letzten Moment ihnen noch zurief: Sorget für mein Weib und meine Kinder, treue liebe Eidgenoſſen, gedenket meines Geſchlechts. Nennen Sie es nicht Ferocité — bitte.“ Iſt das „bitte“ nicht prachtvoll? — Und dann fährt ſie beſcheiden fort: „ich möchte rechte Beredſamkeit haben und die Dinge ſo ſchön darſtellen können, wie Sie, um Sie zu überzeugen.“ Karoline ſchließt ſich liebesklug an ſein Jetzt an, in Lotten ruhte ſeine Zukunft. Karoline war mit Wilhelm von Humboldt wahlverwandt, Lotte mit Goethe, der ſie ſchon jetzt herzlich liebte. Karoline reflektirt mit Schiller über die Grenzen des Romans und der Geſchichte, ſie empfindet das Allgemeine, den Geiſt aus Diderot's Schriften, ſie urtheilt fertig und nimmt gern ſelbſt einen künſtlichen Ausdruck an. Solch ein verſchwommenes Wort, wie Karolinens: „in allem Irrthum bleibt uns doch die Liebe ewig Wahrheit!“ wäre nie aus Lottens Feder gekommen. Lotte holt ſich aus den Büchern zunächſt, was ihr paßt, ſie freut ſich, daß Friedrich II. den Giftbecher dem Elende vorziehen will, ſie freut ſich, daß Diderot die Freundſchaft zwiſchen Eltern und Kindern lobt und iſt traurig, daß manche Schriftſteller von den Frauen ſo niedrig denken. Sie klagt ſich an, früher eitel geweſen zu ſein, jetzt hatte ſie einen Widerwillen gegen allen Schein. Sie hätte ſtreng erſcheinen können, wenn ſie weniger beſcheiden war. Während Karoline mit Schiller aus dem Leben hinaus denkt, lebt in Lotten eine ſchöne Erdenfreudigkeit, die Quelle einer zufriedenen Stimmung. Sie ſchaut wohl ahnend nach dem funkelnden Orion, „aber, ſchreibt ſie, die Welten da droben, die ich nicht kenne, verleiden mir die, wo ich bin, gar nicht; es iſt viel Gutes darin.“ Schiller klagt über das rauhe Klima. Lotte rühmt tröſtend „die Widerſtandskraft, die ſolche Hemmniſſe erwecken.“ Ich überlaſſe meinen Leſerinnen, die Rollen in Schiller's ſpäteren Dramen mit Lotten, Karolinen und Frau von Kalb zu beſetzen. Sicherlich würde Lotten die Thekla und die Jungfrau zufallen.

Gewiß, dieſe Briefe mußten Schiller's anfängliche Wahl beſtätigen. Aber gerade durch dieſe Briefe, welche ſo alles Perſönliche verloren und gleichſam immer nur zwei verſchiedene, oft unmerklich verſchiedene Seiten der Sachen darſtellten, um die es ſich faſt allein handelte, ſchwammen ihm die Bilder der beiden Schweſtern in ein liebenswerthes Geſchöpf zuſammen. Wie ſchwer war es, aus dieſer rein geſtimmten Dreiheit

etwa in eine Zweiheit mit der praktiſchen Tendenz der Ehe überzugehen! Jetzt mußte Schiller fürchten, durch einen Antrag letzterer Art die ſchöne Unbefangenheit des Bundes zu trüben. Zugleich ſcheute er ſich, ein Opfer zu fordern. Ein ſolches war es und damals ein heroiſches, wenn die Adlige einen Bürgerlichen heirathete. Lotte ſtand vor keiner leichteren Entſcheidung. Ein jedes natürliche Mädchen weiß, wie es ſich zu einem ſchüchternen Liebhaber zu verhalten hat. Lotte liebte Schiller bereits mit aller Innigkeit ihres Herzens. Aber das freie Spiel ihrer Empfindungen war gehemmt. Trotz mannichfacher Siege, war ſie zu beſcheiden, um an die Liebe des Genius zu glauben. Schiller theilte ja, wie es ſchien, ſeine Neigung zwiſchen den Schweſtern. Und Karoline ſchien ihren Antheil mit beſondrer Leidenſchaft anzunehmen. Wahrlich, nur die zärtliche Liebe, welche Lotte der Schweſter zollte, konnte es verhindern, daß ſie nicht in Karolinen die Urſache dieſer Theilung anklagte. Sie beſchied ſich, mit der Schweſter vereint wenigſtens die Freundſchaft Schiller's zu beſitzen, da ſie die Seine zu werden nicht hoffen konnte. Durch dieſe Reſignation erſchien ſie kalt und hemmte wieder Schiller's offneren Ausdruck. In dieſem wunderbaren Kreislauf waren die beiden Liebenden gefangen.

Es iſt klar, die Leitung, die Entſcheidung dieſes ganzen Verhältniſſes lag in der feinen Hand Karolinens. Auch ſie hatte ohne Zweifel einen innern Kampf zu beſtehen. In ihr miſchte ſich Klugheit, Rückſicht auf die Verhältniſſe, Schwärmerei, Pflichtgefühl mit dem innigſten Liebesbedürfniß, welches faſt in gleicher Stärke mehreren Perſonen zugewandt war. Welche von jenen Eigenſchaften in ihr zumeiſt wirkte, genug, die That zeigte, daß ſie die Entſcheidung ſo getroffen, wie es Allen am liebſten war. Sie gab Lotten den Mann ihres Herzens, Schiller eine edle Gattin, der Mutter einen Profeſſor zum Schwiegerſohn, und ſich ſelbſt behielt ſie, was ſie beſaß: Schiller's Freundſchaft und errang den Genuß derſelben, indem ſie ſich ſpäter von ihrem Gatten trennte und längere Zeit mit den geliebten Beiden zuſammen lebte. Ja, ſie führte unſerm Dichter, indem ſie gleichzeitig eine zweite Heirath betrieb, in Wilhelm von Humboldt und ihrem angebeteten Dalberg zwei Verbindungen zu, welche für ihn von größter Bedeutung wurden.

Verfolgen wir raſch dieſen Faden von Karolinens Geſpinnſt und

ſehe ſich der Leſer nur vor, in dem Wirrwar der verſchiedenen Charlotten und Karolinen zurecht zu finden.

In Erfurt lebte, wie meine Leſer bereits wiſſen, Karoline von Dacheröden, die Tochter des Kammerpräſidenten von Dacheröden. Sie war der geliebte Schützling von Frau von Beulwitz, ein warmblütiges, äußerſt feinſinniges Geſchöpf, von den glänzendſten Anlagen ſelbſt zur ſtrengeren Wiſſenſchaft. Sie las Griechiſch wie ein Philolog. Aber ſie war kränklich, auch ſonſt körperlich gehemmt und damals zwiſchen zwei Anbetern unentſchieden. Sie zu tröſten, ihr Freude, Glück, Aufheiterung und womöglich den ihrer würdigen Lebensgefährten zu ſchaffen, hielt Frau von Beulwitz für ihre heilige Pflicht. Bei ihr hatten ſich die Bewerber zu präſentiren. Ein Sohn von Sophie la Roche hatte das bereits im Sommer 1788 gethan. Aber ein anderer Bewerber erhielt den Vorzug. Wilhelm von Humboldt, protegirt von dem Bunde ſentimentaler Frauen in Berlin, als deren geiſtvollſte und thätigſte Henriette Herz verehrt wurde, jung, unabhängig, bereits mit Forſter befreundet und durch Reiſen geſchult, klaſſiſch gebildet, ſah in Thereſe Forſter ſein Ideal von einer Frau ſo vollkommen erfüllt, daß er daran verzweifelte, für ſich noch irgend ein ähnliches Glück zu finden. In Berlin wußte man Rath. Karoline von Dacheröden korreſpondirte mit den Berliner Frauen, ebenſo wie Frau von Beulwitz, aufs emſigſte, und in Karolinen, ſagte man Wilhelm von Humboldt in Berlin, werde er eine zweite Thereſe finden. Die Leitung des Ganzen wurde der Frau von Beulwitz in die Hand gegeben, Humboldt zeigte ſich in Rudolſtadt im Winter 1788—1789, und fand Gnade vor ihren Augen. Karoline von Dacheröden ſollte die Sommermonate im Bade Lauchſtedt bei Halle zubringen. Da Schiller in Jena zu beſuchen, Körner mit Schiller in Leipzig zu treffen war, ſo bot ſich für Frau von Beulwitz eine Badereiſe nach Lauchſtedt als die beſte Gelegenheit, vieles auf einmal zu betreiben, zumal Herr von Beulwitz mit ſeinen prinzlichen Zöglingen auf lange Zeit in die Schweiz verreiſte. An Kränklichkeit hatte ſie leider immer ſo viel übrig, daß ihr eine Badereiſe nicht ſchaden konnte. So gingen denn die Schweſtern Anfang Juli zuerſt nach Jena, ſahen dort Schiller, zu ihrem Bedauern in anderer Geſellſchaft, und von neugierigen Augen beobachtet. Von da reiſten ſie nach Burgörner, dem Dacheröden'ſchen Gute, wo ſich Humboldt und la Roche bereits eingeſtellt hatten. Die

geiſtige Ueberlegenheit Humboldt's trat hier entſchieden hervor, doch kam es zu keiner Erklärung. Die drei Freundinnen fuhren nach Lauchſtedt. Man hielt ſich einſam, las viel und erwartete Anfang Auguſt mit Sehnſucht Schiller's Ankunft. Dieſer war durch das halb vereitelte Wiederſehen in Jena über alle Maaßen aufgeregt. Er kam, und am 3. Auguſt, Morgens, wie es ſcheint, nicht in Lottens Gegenwart, gab Karoline ihm auf ſeine ſchon längſt verhüllter und klarer ausgeſprochenen Liebesgeſtändniſſe noch immer verhüllte Hoffnungen, aber doch die Gewißheit, daß Lotte ihn liebe. Unbeſtimmt genug muß in der That auch jetzt noch Karolinens Ausdruck geweſen ſein. Denn von Leipzig aus, wohin Schiller denſelben Tag reiſte, ſchrieb er ſofort: „aber beſtätigen Sie mir beide, daß meine Hoffnung mich nicht zu weit geführt hat, ſagen Sie mir's, daß Lotte mein ſein will, daß ich ſie glücklich machen kann.“ Und an Lotte: „Iſt es wahr, theuerſte Lotte? darf ich hoffen, daß Karoline in Ihrer Seele geleſen und aus Ihrem Herzen beantwortet hat, was ich mir nicht getraute zu geſtehen? — beſtätigen Sie, was Karoline mich hoffen ließ. Sagen Sie mir, daß Sie mein ſein wollen und daß meine Glückſeligkeit Ihnen kein Opfer koſtet. Ich gebe alle Freuden meines Lebens in Ihre Hand. Ach, es iſt ſchon lange, daß ich ſie mir unter keinem andern Bilde mehr dachte, als unter dem Ihrigen.“

Und hierauf erſt ſchrieb Lotte: „Karoline hat in meiner Seele geleſen und aus meinem Herzen geantwortet.“ Sie hatte auch jetzt nur Gefühl „an Inhalt reicher als an Worten.“ Das „ewig Ihre treue Lotte“, ſie hat es wahr gemacht.

Wenn mich nicht Alles täuſcht, ſo habe ich die Verhältniſſe aufgefaßt wie ſie waren.

Nun führte Schiller die Schweſtern nach Leipzig, wo Körners ihrer warteten. Schiller hatte im erſten Rauſche des Wiederſehens dem Freunde Alles mitgetheilt. Nach dem, was Schiller ihm noch vor kurzem geſchrieben, mußte Körner von dem fertigen Verlöbniß nicht wenig überraſcht ſein. Körner konnte nicht heucheln. Nur wenige Stunden waren ihm gegeben, die Vortrefflichkeiten der Braut und ihrer Schweſter einzuſehen. Und in dieſen Stunden waren die Liebenden faſt nur mit ſich beſchäftigt*). Es trat ein Entfremdungsſtoff in die Freund-

*) Ungedruckter Brief Körner's an A. Z. Becker.

ſchaft, der erſt lange nachher ganz ausgeworfen wurde. Körners reiſten mit Schiller nach Jena und Weimar, ohne rechten Genuß und ohne die alte Herzlichkeit.

Aber Schiller war glücklich, ſo überſchwenglich glücklich, daß er kaum dieſe Entfremdung empfand. Wußte er doch, wie unberechtigt Körner's kühle Haltung war. Ja, jetzt, als er wieder allein in Jena weilte, jetzt brach der Jubel über ſein Glück in ſo vollem Strom hervor, daß man aus ihm erſt begreift, was dem Manne gefehlt hatte. Die Gewißheit, daß Lotte ſein Weib ſein will, ſtatt daß ein Andrer ſich nun ärmlich mit dieſem Beſitz von der Schweſter zurückgezogen hätte, bewirkt bei ihm, daß er überreich alle Liebkoſungen des Bräutigams auf Karolinen überträgt. Nun beginnt erſt jene wunderbare geiſtige Doppelbrautſchaft, die einzig daſteht unter allen ähnlichen Verhältniſſen. Als müßte er Karolinen doppelt im Ausdruck ſeiner Liebe erſetzen, was ihr ſeine Ehe nothwendig entziehen mußte, ſchließt er ſie wieder und wieder in ſeine zärtlichſten Betheurungen ein. Er ſtellt eine Trennung ihrer Dreiheit als unmöglich dar. „Mein ganzes zeitliches und ewiges Glück iſt an dieſem einzigen Haare befeſtigt und reißt dieſes, ſo habe ich nichts mehr zu verlieren.“ Rudolſtadt iſt ihm ſein Mecca, ſeine Liebe, ſeine Religion, ſein Prophet. Er malt immer wieder die Zukunft aus. Wie unſchuldig, wie aetheriſch ſind dieſe Bilder! „Du, Karoline biſt am Klavier, und Lottchen arbeitet neben mir, und aus dem Spiegel, der mir gegenüberhängt, ſehe ich Euch Beide. Ich lege die Feder weg, um mich an Euren ſchlagenden Herzen lebendig zu überzeugen, daß ich Euch habe, daß nichts, nichts Euch mir entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtſein, daß ich Euch finde, und mit dem Bewußtſein, daß ich Euch morgen wieder finde, ſchlummre ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen und die ſüße Hoffnung nur durch die Erfüllung und getragen von dieſem himmliſchen Paare verfliegt unſer goldenes Leben.“ Und ſo unbefangen waren dieſe Menſchen, daß Lotte in dieſen Ton einſtimmt: „gewiß, ſchreibt ſie, werden wir es nie bereuen, alles Glück unſres Lebens auf Deine Liebe geſetzt zu haben.“ Schiller entzieht Lotten darum nicht, was ihr allein gehört. Er erklärt ſeine urſprüngliche Neigung zu ihr, ſein durch ihre ſcheinbare Kälte zurückgedrängtes Geſtändniß und um ſo offner bringt ihm die Braut ihr ganzes Herz entgegen: „reich in Deinem Geiſte wird der

meine ſich freuen, dem Fluge des Deinen zu folgen und in Deinem und meinem Herzen wird ewiger Frühling der Liebe uns blühen. Welche Ausſicht für die Zukunft. Mein künftiges Leben ſteht nun hell und lachend vor mir."

Aber Lotte konnte ruhig der Zukunft ſich freuen. Schiller ſtrebte bald ungeduldig, Alles zu vollenden. Ein Aufenthalt von mehreren Wochen in Volkſtedt während der Herbſtferien 1789 gab ihm die Wonne des Zuſammenlebens zu koſten. Als er im Oktober nach Jena zurückkehrte, fand er die Einſamkeit, wie die Geſellſchaft dort unerträglich. Auch ſeine Amtsverhältniſſe zeigten ein um ſo widrigeres Antlitz, je lachender ſie zu Anfang geweſen waren. Als die Studenten bezahlen ſollten, war ihr Enthuſiasmus verflogen. Er trug durch ſeine zu ſpäte Ankündigung und durch die Wahl einer ungünſtigen Stunde zum Theil ſelbſt die Schuld. Sein Kolleg über römiſche Geſchichte (von Erbauung der Stadt bis zum Fall des Reiches im Occident) war kaum von dreißig Zuhörern beſucht, von denen ihn nur zehn bezahlten *). Dazu mußte er arbeiten, daß ihm kaum Zeit blieb, an die Schweſtern zu ſchreiben. Der Mutter wagte man nicht eher Eröffnungen zu machen, als bis Schiller's Exiſtenz geſichert war und hierzu ſchien Jena immer weniger der Ort zu ſein. Ein Vorfall verleidete ihm ſeine Stellung vollends. Ein Profeſſor Heinrich empfand es als Titularprofeſſor der Geſchichte übel, daß Schiller ſich auf der jetzt herausgegebenen Antrittsvorleſung Profeſſor der Geſchichte titulirt hatte. Der Akademiediener hatte den Titel der Rede, welche am Buchladen angeklebt war, abgeriſſen. Schiller ließ unterſuchen, mit welchem Recht, befand ſich ſelbſt aber thatſächlich im Unrecht. Er fand jetzt ſeine Stellung nutzlos, beklagte bitter, ſeine goldene Freiheit aufgegeben zu haben. Von Körner vollkommen in dieſen Klagen beſtärkt, machte er Pläne, Jena zu verlaſſen. Er blickte nach Berlin, Wien, ſelbſt Mannheim, überall hin, wo Akademien beſoldete Stellen hatten. Ja, durch Karolinens Vermittelung wandte er ſich mit direkter Bitte an einen Mann, der wenigſtens für die Zukunft viel zu verſprechen hatte. Der ſchon genannte Reichsfreiherr Karl Theodor Anton Maria von Dalberg, ſeit 1772 Statthalter zu Erfurt, ſeit 1778

*) Das erſte Honorar bekam er von einem Studenten aus der guten Stadt Bernburg.

Koadjutor von Kurmainz war derjenige Kirchenfürst, welchen der nach menschlicher Berechnung bald zu erwartende Hintritt des Kurfürsten von Mainz zu dieser glänzenden Machtstellung erheben mußte. Seine politischen Absichten, die bereits bei Gelegenheit des Don Carlos zur Sprache kamen, ruhten auf dem Grunde eines reichen und wohlwollenden Herzens und einer schöngeistigen Phantasie. Forster hielt ihn freilich für einen verkappten Jesuiten. Von seinem Geist bezaubert, bemerkte der Weltumsegler in seinem vollendet schönen Gesicht einen Zug weibischer Sinnlichkeit. Dalberg hätte so gern, mit Haym's Worten zu reden, „durch wissenschaftliche, aesthetische, moralische Kultur einen Mustermenschen aus sich gemacht: — hätten nur die Götter nicht vor die Tugend den Schweiß gesetzt." Aber so wenig Dalberg's Charakter sich auf der Tenne der Zeit als ächtes Korn bewährte, für Schiller war seine bloße Protektion ein wirkliches Gut und sichert Dalberg unter seinen fürstlichen Genossen, die in späterer Zeit nicht einmal eine ordentliche Spreu ausmachten, das dankbare Andenken der Nachwelt. Dalberg versprach, wenn auch noch unbestimmt, Schiller seine Protektion und warf mit dieser lichten Aussicht die Jenenser Lage vollends in tiefen Schatten.

Und hätte Schiller nur für sich selbst und seine Ehe zu sorgen gehabt! Karoline von Dacheröden war gefährlich erkrankt, sie hatte bereits versprochen, in den Armen der Frau von Beulwitz zu sterben*), da erholte sie sich plötzlich und gegen Weihnachten 1789 durfte Schiller, man möchte sagen, im Schweiße seines Angesichts hoffen, „daß auch Karoline von Dacheröden für ewig ihnen angehöre", indem Frau von Beulwitz nun ernstlicher die Heirath mit Humboldt, der sich bisher ziemlich plastisch-diplomatisch verhalten hatte, bei dem Präsidenten von Dacheröden (in den Briefwechseln Papa genannt) betreiben durfte. Ja, die losen Vögel dachten sogar an eine Heirath des Präsidenten und ihrer eignen Mutter! Welche Glut! Welche Geschäftigkeit! Noch nicht genug. Um dieselbe Zeit hatte Schiller zwei Scheidungen zu überlegen, die Scheidung der Frau von Kalb — davon nachher — und der Frau von Beulwitz. Denn diese sollte und wollte durchaus mit dem geliebten Paare zusammenleben. An diese Bedingung knüpfte Schiller für jetzt noch seine Heirath.

*) Frau von Beulwitz an R. Z. Becker, ungedruckter Brief.

Es iſt nicht zu verwundern, wenn Lotten mitunter auf dieſer Höhe ein wenig ſchwindlig wurde. Noch am 6. April 1789 hatte ſie an Fritz von Stein in Bezug auf die bekannte Sage vom Grafen von Gleichen geſchrieben: „Sehen Sie, daß unſer Geſchlecht recht gut iſt, denn wir glauben, daß es wahr ſein könne, daß ein Mann exiſtirt habe, der zwei Frauen ſo lieben kann und der der erſten Geliebten doch immer treu geblieben iſt, wie Graf Gleichen.“ Jetzt wankte ſie etwas in dieſem Glauben. Schiller mußte ſie beruhigen. „Du kannſt fürchten, liebe Lotte, ſchrieb er, daß Du mir aufhören könnteſt, zu ſein, was Du mir biſt. So müßteſt Du aufhören, mich zu lieben! — — Unſre Liebe braucht keiner Aengſtlichkeit, keiner Wachſamkeit — —, wie könnte ich mich zwiſchen Euch meines Daſeins freuen, wie könnte ich meiner eignen Seele immer mächtig genug bleiben, wenn mein Gefühl für Euch Beide, für Jedes von Euch nicht die ſüße Sicherheit hätte, daß ich dem Andern nicht entziehe, was ich dem Einen bin. — — Karoline iſt mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unſrer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht, als Du, meine Lotte, — aber ich wünſchte nicht um Alles, daß Du anders wärſt, als Du biſt. Was Karoline vor Dir voraus hat, mußt Du von mir empfangen, Deine Seele muß ſich in meiner Liebe entfalten und mein Geſchöpf mußt Du ſein. Deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns ſpäter gefunden, ſo hätteſt Du mir dieſe ſchöne Freude vorweggenommen, Dich für mich aufblühen zu ſehen. Wie ſchön iſt unſer Verhältniß geſtellt von dem Schickſal. Worte ſchildern dieſe zarten Beziehungen nicht, aber fein und ſcharf empfindet ſie die Seele.“

Und die Weisheit war weiſe genug, zu fühlen, daß dies keine Schmälerung ihres Glückes ſei, und wartete ruhig und mit richtigem Gefühle der Zukunft. Bald war ſie es, die ihrem ungeſtümen Verlobten wieder Ruhe zuſprechen konnte, ja ihre hingebende Liebe ſöhnte ihn ſo weit mit ſeinem harten Geſchick aus, daß er alle ſeine vergangenen Leiden für nichts rechnete, daß folgende, wahrhaft rührende Worte ſeinem Herzen entſtrömten: „Wie gut, daß ich nicht gelitten habe! daß der Keim zur Freude und Liebe noch unverſehrt in meinem Herzen lebt, um ſich an dem Eurigen zur Blüthe zu entfalten.“ Schiller gab Lottens Empfindung auch etwas nach, er verzichtete jetzt auf ein ſofortiges Zuſammen-

leben mit Karolinen, die Scheidungsfrage und seine Bewerbung sollten nicht zugleich auf die Frau von Lengefeld einstürmen. Er bat jetzt, Lotte möchte mit ihm allein in Jena leben, und war überglücklich, als Lotte zustimmte. Er hatte so tief vom Zaubertrank der Liebe getrunken, daß der Wahnsinn des Verlangens nicht länger zu ertragen war. „Ach, so klagte er, daß das Schicksal der Menschen in den Händen eines Wesens wäre, das dem Menschen gleicht — vor dem ich mich niederwerfen könnte und Euch, Euch von ihm erflehen!“ Jetzt wurde alle Hoffnung plötzlich auf den Herzog von Weimar, auf ein kleines Gehalt gesetzt. Frau von Stein konnte dazu helfen. Sie hatte zugleich großen Einfluß auf die chère mère. Ihr vertraute Lotte das ganze Geheimniß. Aber Frau von Stein war durchaus gegen die Heirath. Sie stellte Lotten vor, sie werde an Schiller einen kranken Mann haben. Sie beschwor sie, sich nicht ins Unglück zu stürzen. Nur, als Lotte sich unerschütterlich fest zeigte, versprach die Freundin gerührt ihre ganze thätige Theilnahme. Es galt vor Allem den Herzog zu gewinnen. Frau von Beulwitz, immer dem großen Augenblick höherer Schlachtpläne gewachsen, erkannte, daß in Weimar die zu nehmende Hauptfestung war. Hier war sie auch der zweiten Aktion in Erfurt näher; denn die Einfädelung der Dacheröden'schen Ehe wollte immer noch nicht gelingen. Von Weimar aus konnte zugleich im Sichern die chère mère und „der Papa“ bestürmt und vom Koadjutor besser eine feste Zusicherung erschmeichelt werden. Frau von Beulwitz hielt einen Aufenthalt in Weimar dringend nöthig, und bald hatte Schiller das Vergnügen, den Wagen der Schwestern zu Pferde gegen Abend die Schnecke hinauf zu eskortiren. Bekanntlich ein halsbrechender Weg, so daß Frau Griesbach und ihre Gevatterinnen in dieser Begleitung keinen neuen Stoff für den nächsten Kaffee finden konnten. Auch seine nun erfolgenden Reisen nach Weimar wußte er schlau durch die Begleitung Andrer zu maskiren. Alles war im besten Gange. Auf einmal, Karoline muß Zauberei verstanden haben, entwickelte sich plötzlich aus heitrer Luft ein neuer Plan, der wieder auf ein sofortiges Vereintleben aller Drei hinauslief. Schiller wollte nach Rudolstadt ziehen, er wollte entweder sein Jenenser Amt ganz aufgeben, oder doch auf eine Zeitlang sich Urlaub erwirken. Er hoffte fast, Karl August werde das Gehalt abschlagen. Das wäre Grund genug gewesen, Jena zu verlassen. Wohnte Schiller

in Rudolſtadt, ſo war auch die Scheidung der Frau von Beulwitz unnöthig, denn Schiller verſtand es wunderbar, ein gutes Vernehmen zwiſchen den Gatten zu erhalten. Schiller dachte als Schriftſteller ſeine Freiheit und Exiſtenz zu gewinnen, einen Hofrathstitel vom Herzog von Koburg zu erbitten. Auch Humboldts konnten in Rudolſtadt wohnen. Frau von Beulwitz hatte dann alle ihre Lieblinge vereinigt.

Mit dieſem neuen Plane nun ward zuerſt die chère mère von den Töchtern überraſcht. Lotte ſchrieb ihr, ſie könne ohne Schiller nicht leben. Faſt um dieſelbe Zeit, wo dieſe Bombe bei Frau von Lengefeld platzte, übernahm Frau von Beulwitz, dem Kammerpräſidenten (Papa) mitzutheilen, daß Wilhelm von Humboldt ſein Schwiegerſohn zu werden wünſche. Sie ſchien, wie man fand, recht auserleſen, Heirathen zu ſtiften. Beide Anträge hatten den beſten Erfolg. Schiller ſchrieb am 18. Dezember ebenfalls an Frau von Lengefeld und hielt mit innigen herzlichen Worten um Lottens Hand an. Als er zu Weihnachten wieder nach Weimar kam, erhielt er dort ihre Antwort, über die er alle Urſache hatte, gerührt zu ſein. „Ja, ſchrieb ſie, ich will Ihnen das Beſte und Liebſte, was ich noch zu geben habe, mein gutes Lottchen geben.“ Doch wünſchte ſie noch über Schiller's äußre Lage beruhigt zu ſein, und — was freilich ein großer Querſtrich war — den Plan auf Rudolſtadt lehnte ſie ab.

Nun galt es klugen Rath im Olymp der Damen. Nun mußte Schiller in Jena aushalten. Er fürchtete freilich für ſeine adlige Frau bürgerliche Platitüden, denn in Jena rächte ſich der Bürgerſtolz an dem Weimar'ſchen Adelſtolz, indeſſen es mußte gewagt ſein. Frau von Stein hatte inzwiſchen gehandelt. Der Herzog, welcher ſchon von Schiller's Verhältniß gehört hatte, fragte ſie danach, ſie entdeckte ihm die Wahrheit und ließ ein Wort von Penſion fallen, das er nicht ungütig aufnahm. Jetzt ſchrieb Schiller geradezu an den Herzog und bat um ein Gehalt. Als er Tags darauf nach Weimar ging, ließ Karl Auguſt ihn rufen, und ſagte ihm, daß er gern etwas für ihn thun möchte, um ihm ſeine Achtung zu zeigen, aber mit geſenkter Stimme und einem verlegenen Geſicht ſetzte er hinzu, daß 200 Thaler Alles ſei, was er zu bieten vermöge. Schiller antwortete, das ſei Alles, was er zu haben wünſche. Da verlor der Herzog ſeine Verlegenheit. Er bezeigte ſich über die Heirath erfreut. Als die Liebenden Tags darauf bei der Stein zu

Mittag aßen, kam er selbst und sagte vergnügt der Frau von Stein, „daß er doch das Beste zu der Heirath hergebe, das Geld.“ Nun war die chère mère beruhigt und noch eine andere Aussicht machte sie doppelt zufrieden. Dalberg versprach, an seine eigne Zukunft auch Schiller's zu knüpfen, er vertraute Karoline von Dacheröden, und diese sagte es hübsch weiter, daß, wenn er Kurfürst werde, er Schiller ein Jahrgehalt von 4000 Gulden geben wolle. Der großmüthige Dalberg! Der glückliche Schiller! Man träumte schon von einer Kolonie schöner Seelen in der herrlichen Gegend von Mainz. Leider kamen die Mainzer Klubbisten ihnen noch zuvor. Bei einem persönlichen Besuche Schiller's im Februar wiederholte Dalberg seine Versprechungen und malte zur unendlichen Freude der Schwestern ein noch vorhandenes allegorisches Bild zu Schiller's Hochzeit: Hymen vorstellend, der den Namen der Verlobten in eine Baumrinde schneidet. Wie geistreich! Wenn Hymen's Beine auch etwas gegen die Anatomie verstoßen, so hatte doch der Baum schöne grüne Blätter. Um gegen Lottens Adel etwas in die Wagschaale zu legen, bat Schiller den Herzog von Meiningen um einen Hofrathstitel, den er auch bereitwilligst erhielt. Schiller's Eltern waren überglücklich, das Aufgebot konnte vor sich gehen.

Aber so ganz ohne Wermuth sollte Schiller den Wonnebecher nicht trinken. Körner, da es zur Hochzeit ging, machte einen Fehler, der oft den gescheutesten Freunden passirt, er schrieb mit einer zweifelnden und rathenden Miene, die Schiller tief verwunden mußte. Schiller antwortete den 13. Januar 1790, wie sich's gehörte: „Wenn ich, schrieb er, vielleicht als Liebhaber, wie Du sagst, zu hoch in den Wolken stand, um meinen Gegenstand gut zu sehen, so stellteſt Du Dich vielleicht etwas zu tief auf den Boden. Es wird gar nicht an Gelegenheiten fehlen, die Dich bekehren werden, — und vielleicht gestehst Du dann selbst, ein schönes Herz und eine feingestimmte Seele darum nicht gefunden zu haben, weil Du diese Eigenschaften bei Deinen Forderungen übersahst. Indessen wozu viele Worte? Die Zeit wird es ja wohl lehren. Aber es ist mir zu vergeben, daß ich gerade Dich am wenigsten unter allen Menschen über ein Wesen im Irrthum lassen will, von dem ich einen so wichtigen Theil meiner Glückseligkeit erwarte.“ Körner hielt die Hand des Freundes fest, aber er sagte ihm doch: „ich kenne die aussetzenden Pulse Deiner Freundschaft; aber ich begreife sie. Sie sind in

Deinem Charakter nothwendig und mit andern Dingen verbunden, die ich nicht anders wünſchte. Mit Deiner Liebe wird es nicht anders ſein, und Deiner Gattin, wenn ich vertraut genug mit ihr wäre, um eine ſolche Aeußerung wagen zu dürfen, würde ich nichts beſſeres an ihrem Vermählungstage wünſchen können, als das Talent, Dich in ſolchen Momenten nicht zu verkennen." Schiller wies auch ſolchen leiſen Vorwurf zurück, die Freunde verſtanden ſich bald wieder.

Nicht ſo bald, nicht ſo leicht heilte eine andre Entfremdung. Es iſt Zeit, eine Frage zu beantworten, die jedem Leſer längſt aufgeſtiegen iſt, die Frage: wo blieb Schiller's Verhältniß zu Frau von Kalb?

Gehen wir einige Zeit zurück. Als Schiller nach Weimar gekommen war, knüpfte er ſeine Rückkehr nach Dresden an die Möglichkeit, daß Frau von Kalb ihn begleite. Allein daß dieſer ſo eigne, ſo hochgeſinnte Seelenbund wieder dieſelben Gefahren in ſeinem Schooße trug, welche des Dichters Weggang von Mannheim mitveranlaßt hatten, geht ſehr bald aus ſeinen Briefen an Körner hervor. „Unſer Verhältniß, ſchreibt er am 8. Auguſt 1787, iſt wie die geoffenbarte Religion auf den Glauben geſtützt. — Wir haben mit der Ahnung des Reſultats angefangen und müſſen jetzt unſre Religion durch den Verſtand unterſuchen und befeſtigen. Hier wie dort zeigen ſich alſo nothwendig alle Epochen des Fanatismus, Skepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens und dann wahrſcheinlich am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der allein ſeligmachende iſt. — — In Charlottens Gemüth iſt übrigens mehr Einheit, als in dem meinigen, wenn ſie ſchon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen iſt." Charlotte war nach der ſtürmiſchen Freude des Wiederſehens faſt jedem Gefühle abgeſtorben. In ſolcher Verfaſſung war ſie, als Schiller ihr den Don Carlos vorlas. Wie viel gab er damals auf eine Zuſtimmung zu dieſer Arbeit! „Die Wirkung, ſchreibt er an Körner, die der Carlos auf Charlotten gemacht hat, war mir angenehm, doch fehlte es ihr, weil ſie krank und ſchwach war, oft an Sammlung des Geiſtes. Des Königs ſogenannter Monolog hat auf ſie erſtaunlich viel Wirkung gethan. Die Stellen im Stück, die ich gleichſam auf ſie berechnet habe, wovon ich Dir geſagt, erreichten ihre Wirkung ganz. Des Marquis Scene mit dem Könige that viel auf ſie, aber Alles faßte ſie nicht beim erſten Leſen. Auf ſie

wirkte die Schönburg'sche Scene recht sehr, aber auch sie verstand nicht gleich, was ich mit dem Ausgang derselben wollte.*)

Man sieht, die Wirkung war eine getheilte. Zudem kannte Charlotte den Dichter Gotter, war eine treue Anhängerin Anna Amalia's. Schiller zerfiel mit dem ganzen Kreise, in dem Charlotte zu leben gezwungen war.

In dieser Zeit war es, wo er an einen Freund schrieb: „ein weiblicher Freund ist keiner." Er hätte auch schreiben können: wird leicht eine Geliebte. Als er im Dezember 1787 von Rudolstadt nach Weimar zurückkehrte, war Herr von Kalb dort anwesend. „Ich weiß nicht, schreibt Schiller an Körner, ob die Gegenwart des Mannes mich lassen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir schon einige Veränderung, die weiter gehen kann." Das heißt, die alte Eifersucht meldete sich und klärte ihn über die egoistische Beimischung seiner Gefühle auf. Nun war von dem Dresdner Plan keine Rede mehr. Lotte von Lengefeld kam nach Weimar.

Es ist keine Andeutung weder in den Memoiren der Frau von Kalb, noch sonst wo, daß sie Schiller's Frau zu werden wünschte. Ich glaube das auch nicht. Sie hatte ihre Ehe mit Rücksicht auf ihre Schwester geschlossen, jetzt fesselte sie ihr Sohn noch stärker an dieses Band. Noch war das Familiengut nicht hoffnungslos verloren. Sie war freilich, wie Elisabeth im Don Carlos, nicht stark genug, die Schmach abzuwehren, die ihr bei dieser neuen Anwesenheit ihres Mannes drohte, ja sie erschien sogar überreizt vergnügt. Aber Schiller empfand diese Zustände als eine Zerstörung für die Freundin. Und wenn sie gebrochen von diesen Wirrsalen, oft dem Wahnsinn nahe, dann um so hastiger und glutvoller zu dem Freunde zurückkehrte, um an der Unschuld seiner edlen Interessen sich wieder zu erholen und zu erheben, wer wird es Schiller verargen, daß er nicht den Stein gegen sie aufhob? Nur stellte er ihr mit scharfem Ausdruck die Nothwendigkeit einer gänzlichen Trennung von ihrem Gemahl dar. Er schrieb ihr, nach ihrer Erzählung, von Volkstedt im Frühjahr 1788: „Wir wissen längst von uns, wie von wahrhaftigen Wesen, aber in dieser Region sind wir uns

*) Die Schönburg'sche Scene hat nichts mit dem Herrn von Schönberg zu thun, wie G. Kuhlmey vermuthet. (Persönliche Mittheilung des Herrn von Schönberg, welcher 88 Jahr alt (1858) noch lebt. Seine Bekanntschaft mit Schiller datirt erst von 1792.) Gemeint ist wohl Act IV., Sc. 21.

gegenseitig furchtbar, wie Sterne, die sich anziehen und ewig wieder abstoßen. Noch in Jugend, ja in unvergänglicher Jugend des Geistes und des Gemüths, bedürfen Sie nur die Trennung von allem Ertödtenden, daß sich Ihre Seele wieder frei entfalten könne. Darf ich rathen? soll ich wollen? So kommen Sie in dieses Gebirge, wo auch ich jetzt wohne. Sie finden daselbst Bekannte, die Ihre Freundinnen sein können und so würde ein schöneres und freieres Leben unter uns walten." Charlotte erkannte in diesem Brief die Stimme des Freundes. Der höchste Lebenszweck schien ihr erreicht, wenn „mit erhöhtem Frieden die bekannte Bahn (natürlich der Freundschaft) wieder betreten würde. Aber, schreibt sie, ein solcher ernster, entscheidender Wille mußte durch seine Erscheinung selbst, die mich aufforderte, bestimmt werden. Wir gaben dann dem Leben eine Bedeutung, die es in der Gesellschaft nicht haben darf, und wodurch wir Beide aus ihr schieden." Sie schrieb ihm, sie fürchte den Kampf mit der Gesellschaft, die Unruhe und Unsicherheit solches Verhältnisses. Er müsse persönlich nach Weimar kommen, um ihr den Entschluß zu geben, seinem Willen zu folgen.

Es vergingen Wochen, Monate, Schiller antwortete nicht. Als Frau von Kalb nach langem schmerzlichen Harren nochmals bei ihm anfragte, hatte er keine Entschuldigung und verwies auf mündliche Unterredung. Jetzt schrieb er an Körner (20. Oktober 1788) über Charlotte: „ich hab' ihr diesen Sommer gar wenig geschrieben; es ist eine Verstimmung unter uns, worüber ich Dir einmal mündlich mehr sagen will. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurtheilt habe: sie ist ein edles geistvolles Geschöpf — ihr Einfluß auf mich ist aber nicht wohlthätig gewesen." Es war dieselbe Erfahrung, die er in Mannheim gemacht. Er strebte nach geraden klaren Verhältnissen, um seine Kräfte zu konzentriren. Ihr Einfluß löste diese Einheit auf.

Als seine lange Villeggiatur vorüber war, besuchte er sie. Schon sprach das Gerücht von einer schönen Rudolstädterin, die ihn gefesselt. Schiller brachte einen Brief von Lotte von Lengefeld, worin letztere um ihre Freundschaft bat. „Sie war mir stets hold erschienen, bekennt Frau von Kalb, aber wie konnte ich für diese zarte Jugend die Hingebung empfinden, die man Freundschaft nennt." Sie sprach zu Schiller heftig erregt: „ich kann es nicht aussprechen, wie mich Ihr Entschluß bewegt, mein Segen bleibt Ihnen, — aber verschieden ist unsre Ansicht

für unsre Zukunft und so muß sich ergeben, daß uns gegenseitig Briefe überläſtig ſind." So empfindlich Schiller durch dieſe Aufwallung gereizt war, ſo konnte er ihre Annahme eines erklärten Verhältniſſes widerlegen. Charlotte gewann wieder Vertrauen. Als Schiller nach Jena ging, wechſelten ſie Briefe, ſo viel die ſchon halb Erblindete vermochte. Im Sommer 1789, nachdem er in Lauchſtedt ſich verlobt, kam er mit Körners nach Weimar und führte ſie zu Charlotte. Schiller erſchien ihr ſehr weich, wie einer, der zu bekennen, zu vertrauen hatte. Unglücklicher Weiſe ſchwieg er und ſchwieg noch, als Frau von Stein und Andre Alles wußten. Er ging nach Jena zurück, und dann in den Ferien nach Volkſtedt. Wieder hatte er mit Frau von Kalb verabredet, ſie ſolle ſich mit ihrem Manne wenigſtens in ein beſtimmtes Verhältniß ſetzen. Sie konnte jetzt kaum ſelbſt noch ſchriftlich eine ſolche Sache führen, Schiller hatte ihr ſeinen Beiſtand zugeſagt. Er allein wußte um ihre Verhältniſſe. „Sie verlangt, ſchreibt Schiller am 6. November 1789 an Frau von Beulwitz (von Jena aus) und konnte es auch mit allem Rechte von mir verlangen, daß ich nach Weimar zu ihr kommen und über dieſe neue Lage mit ihr berathſchlagen ſollte — und bei Gott, ich konnte dieſe Woche nicht weg." Er bat Frau von Kalb, ſie möchte nach Jena kommen und um es ſchicklicher zu können, in Geſellſchaft von Korona Schröter geradezu bei ihm vorfahren. „Iſt ſie rückſichtsvoll, ſchreibt Schiller an Karoline von Beulwitz, ſo waſche ich meine Hände, denn ich werde durch die Nothwendigkeit, und ſie blos durch ein Vorurtheil verhindert." Charlotte von Kalb, durch dieſes Vorurtheil wirklich gehindert, wohl auch erwägend, daß Schiller ſo eben vier Wochen in Volkſtedt geweſen und jetzt nicht einen Tag für ſie übrig hatte, kam nicht. Jetzt erſchienen plötzlich die Brüder von Kalb in Weimar. Die Trennung kam zur Sprache. Die Brüder wollten in Alles willigen, aber nur unter der Bedingung, daß Charlotte ihnen den Sohn mitgebe. Das vermochte ſie nicht über ihr Herz zu bringen und ſo blieb Alles, wie zuvor. Sie ward krank unter dieſen Erſchütterungen. Das Gerücht trug ihr Schiller's Verlobung zu. Als die beiden Rudolſtädter Schweſtern im Dezember 1789 nach Weimar kamen und ſie beſuchten, zeigte ſie ſich in ruhiger Haltung, aber Schiller traute ihrer Eiferſucht das Aergſte zu. So oft er nach Weimar kam, ſie beſuchte er nie. „Lieber zehnmal ſchreiben, war ſein Wort an die Schweſtern,

als einmal kommen.“ Jetzt hielt ſich Charlotte nicht länger. Sie machte ihm die heftigſten Vorwürfe; ſein Schweigen war eine tiefe Kränkung geworden: „er ſolle die giftigen Zungen nicht die Wahrheit haben reden laſſen.“ So ſchrieb ſie, und er verrieth es den Schweſtern, und ſetzte hinzu: „Leidenſchaft und Kränklichkeit haben ſie oft an die Grenzen des Wahnſinns geführt. Sie erhält jetzt keine Briefe mehr.“ Frau von Kalb erbat ſich nun ihre Briefe zurück. Schiller, als er im Februar (1790) nach Erfurt reiſte, übergab ſie ihr eigenhändig und meldete ihr ſeine Verlobung. Sie war außer ſich. Das erfuhr ſie zuletzt. Das erfuhr ſie vierzehn Tage vor ſeiner Hochzeit. Stolz und Schmerz riſſen ſie zu den Worten hin, er irre ſich ſehr, wenn er ihr jetziges Betragen mit jener Tollheit, jenem ungeſchickten Traum, der lange nicht mehr in ihrer Erinnerung ſei, (ihrem künftigen Zuſammenleben) zuſammenbrächte.“ Schiller berichtete dies ſofort an die Schweſtern und ſetzte hinzu: „ſie war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenſchaftlichen Stunde. Mit Klugheit und Liſt wollte ſie mich umſtricken. Sie iſt jetzt nicht edel und nicht einmal höflich genug, um mir Achtung einzuflößen.“ Das war aus dem „edlen geiſtvollen Geſchöpf“ geworden.

Heinrich von Kalb ging im März 1790 nach Paris, um mit Graf Ferſen die Flucht des Königs einzuleiten. Charlotte hatte abermals große Summen unterſchrieben, ſie ſah ihren Beſitz rettungslos ſchwinden. „Den Weg des Unglücks betrat der irre Fuß — wo ſind' ich einſt die ernſte Ruh.“ So fragte ſie in dumpfer Erſtarrung hinauf. Und ſie durfte ſich nicht einmal nach dem Tode ſehnen. Sie fühlte ſich — entſetzlich in ihrer Lage — abermals Mutter. Ihre Bedrängniſſe zu mehren, wird um dieſe Zeit ihre treuſte Dienerin in ihrer Gegenwart vom Wahnſinn erfaßt. Noch hat ſie einen Troſt, Schiller's Briefe. Sie beſchließt, ſie zu ordnen. Indem ſie dies und wieder ein andres theure Blatt mit ſchwachen Augen durchirrt, überkommt ſie der Gedanke: wenn das in fremde Hände käme! Welche ſchmähliche Mißdeutung könnte das Reinſte finden! Ihre innere Vernichtung raunt einem aufſteigenden Entſchluß Beifall zu und während Thränen ihren Augen entſtrömen, überläßt ſie Blatt auf Blatt zögernd den Flammen.

„Wie aus dem Himmel fielen dieſe klaren Blüthen nieder,
Nun regt ihr Staub des Mitleids Töne auf.“

In dieſen Verſen legte Charlotte nach vielen Jahren ihre Gefühle

nieder. Nach vielen, leidensvollen Jahren! Ja, wenn ſchnell fertige Kritiker dieſer Frau auch nichts Ausgezeichnetes zugeſtehen, das müſſen ſie anerkennen, daß ſie ausgezeichnet unglücklich war. Sie vergötterte Jean Paul, als er nach Weimar kam, er nahm dieſe Vergötterung an, ſie ließ ſich zu einer ſchriftlichen Werbung hinreißen, die faſt jede Frau, nur mit den Augen, auszuſprechen pflegt, und er belohnte ihre kühnen und freien Ausſprüche, die nach ſeinem Zeugniß mit der würdigſten Haltung im Leben gepaart waren, indem er Charlotten als Linda im Titan brandmarkte *). 1804 entſchied ſich der gänzliche Verluſt ihres Vermögens. 1806 erſchoß ſich, nach leidenſchaftlichen Verirrungen, ihr Gemahl in München. Sein älteſter Sohn folgte ihm auf dieſen dunklen Pfad **). 1820 erblindete Charlotte gänzlich und lebte in den dürftigſten Verhältniſſen, bis ſie auf Verwendung der Prinzeſſin Marianne von Preußen im königlichen Schloſſe zu Berlin eine Wohnung erhielt, wo ſie am 12. Mai 1843, faſt 82 Jahre alt „die ernſte Ruhe fand."

Ihr Geiſt blieb bis zu ihrem Ende theilnehmend allem Großen zugewandt. Goethe, Herder, Knebel, Hufeland, Fichte, Varnhagen waren mit ihr zum Theil ſehr innig befreundet, Hölderlin und Rahel ihre begeiſterten Bewundrer.

Und Schiller? Konnte er ſo unritterlich ſein, ein Weib wirklich zu verachten, deſſen Freundſchaft er mindeſtens angenommen hatte? Nimmermehr! Leidenſchaft konnte ihn maaßlos verleiten und wohl Allen, die ſich tugendhaft genug fühlen, ihn zu verdammen. Aber er kannte dafür auch, was den Untadligen fehlt, die Süßigkeit der Verſöhnung. Schon in den nächſten Jahren und aus Schiller's Dichtung kam der löſende Strahl. Charlotte war wunderbar von der Elegie (dem Spaziergang) ergriffen. Auf ihr Urtheil berief ſich Schiller bei Humboldt. Sie war die Pathe ſeines zweiten Sohns. Mit Rath und That blieb er ihr nah bis an ſeinen Tod. Wenn Schiller zwei entgegengeſetzte Urtheile über eine Perſönlichkeit ausſpricht, ſo iſt das poſitive immer der wahrſte Ausdruck ſeiner Seele. So iſt's beim

*) Die beſte und vollſtändigſte Darſtellung dieſes Verhältniſſes findet man im Weimar'ſchen Jahrbuche I., 372 von Hermann Sauppe, (im erſten Bande durch einen Druckfehler als J. Sauppe citirt.)

**) Kirchenbuch zu Waltershauſen im Grabfeld.

Herzog von Würtemberg, ſo bei Charlotten. Und folgender Brief Schiller's mag ſchließlich meine Auffaſſung dieſes Verhältniſſes rechtfertigen. Charlotte hatte nach der Aufführung des Wallenſtein in beſonders herzlicher und ergreifender Weiſe an Schiller geſchrieben. Schiller antwortete: „Charlottens Geiſt und Herz können ſich nie verleugnen. Ein reingefühltes Dichtwerk ſtellt jedes ſchöne Verhältniß wieder her, wenn auch die zufälligen Einflüſſe einer beſchränkten Wirklichkeit es zuweilen entſtellen konnten.“ Er erinnert ſich der erſten Zeiten ihrer Bekanntſchaft. „Nicht durch das, was ich war und was ich wirklich geleiſtet hatte, ſondern durch das, was ich vielleicht noch werden und leiſten konnte, war ich Ihnen werth. Iſt es mir jetzt gelungen, Ihre damaligen Hoffnungen von mir wirklich zu machen und Ihren Antheil an mir zu rechtfertigen, ſo werde ich nie vergeſſen, wie viel ich davon jenem ſchönen und reinen Verhältniß ſchuldig bin.“

# Achtes Buch.

## Späte Lehrjahre.

Februar 1790 bis 1795.

# I.

## Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.

Wir verließen Schiller dicht vor seiner Hochzeit. Nachdem er mit den beiden Schwestern aufs angenehmste drei Tage in Erfurt zugebracht, eilte er am Sonntag den 21. Februar mit ihnen nach Jena. An demselben Tage wurde das Brautpaar „ein vor allemal" proklamirt. Schiller wollte alles Geräusch vermeiden, das Geheimniß wurde glücklich gewahrt und am Montag den 22. reisten die unzertrennlichen Drei wieder ab, um Frau von Lengefeld einzuholen, welche ihnen von Rudolstadt entgegenkam. Nun ging's zurück nach dem dicht vor Jena gelegenen Dorfe Weningenjena, und in dem Kirchlein dieses Dorfes führte der Adjunkt Schmidt, ein kantischer Theologe, Nachmittags 5½ Uhr die Verlobten bei verschlossenen Thüren in den Ehestand. Schiller, der etwas Furcht vor der Hochzeit gehabt hatte, nannte das im Briefe an Körner einen kurzweiligen Auftritt. Lotte vergaß das Kirchlein nicht, sie hat es gezeichnet.

Schiller hatte die Ansicht thatkräftiger Menschen, der größte Segen der Ehe sei, dem Manne die freie Entfaltung seiner Kräfte zu sichern. Daß ihm dieser Segen wurde, bezeugt die Reihe unsterblicher Werke, welche er in der Zeit seiner Ehe schuf, Werke, welche nur auf dem Grunde der höchsten, ja zum Theil einer spielenden Gemüthsfreiheit zu denken sind.

Und dennoch hat man daran gezweifelt, daß Schiller's Ehe glücklich war. Hofmeister fand die Stelle in den Idealen bedenklich:

„Ach allzuschnell, nach kurzem Lenze
Entfloh die schöne Liebeszeit."

Er meinte, Schiller's großer Geist habe nicht in die Schranken der Häuslichkeit gepaßt, Lotte sei ihm auch wohl nicht geistig ebenbürtig gewesen. Die angeführte Stelle lautete anfangs:

Der Minne süßen Traum entführte
Ach allzu schnell der Hore Flug.

Auf Humboldt's seltsamen Rath wurde „Minne" in „Liebe" verwandelt*). Aber die Intention Schiller's tritt in der ersten Lesart deutlich hervor. Endlich ist jenes Gedicht aus der wehmüthig gefaßtesten Stimmung heraus, mit ähnlicher dichterischer Uebertreibung, wie die Götter Griechenlands geschrieben. Und was konnte dem damals schon gebrochenen kranken Manne besseres werden, als der Freundschaft leise zarte Hand, die des Lebens Bürden liebend theilte, die es möglich machte, daß „Beschäftigung", das will hier sagen, uninteressirte Thätigkeit mit dem Bewußtsein einer unendlichen Aufgabe, ihn erquickte und tröstete. Und das war doch vor Allem Lottens liebe, treue Hand. Wahrlich nur der raffinirten und beschränkten Kritik haben solche Stellen unnütze Gedanken gemacht. Im deutschen Volk ist die unsinnige Betonung: die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben, nicht ausgeheckt. Das Publikum versteht seinen Schiller so sehr viel besser. Im Publikum lebt auch die Vorstellung, daß Schiller's Ehe eine sehr glückliche gewesen sei und diese Vorstellung ist die allein richtige. Schiller hat die Ehe, die durch die Liderlichkeit der Höfe und Schöngeister im vorigen Jahrhundert in Mißkredit gekommen war, durch sein Beispiel für die höchsten Machtstellungen des Geistes wahrhaft zu Ehren gebracht.

Aber Karoline? fragt mancher Leser, der die Vorrede zum literarischen Nachlaß Karolinens gelesen hat**)? Was wurde aus der Doppelbrautschaft? Wenn Schiller in der That etwas von einer geistigen Doppelehe träumte, so sah er bald ein, daß dergleichen ein Unding ist. Die Ehe ergreift im natürlichen Menschen den ganzen Menschen. Das

*) H. und Sch. Briefwechsel, S. 175.

**) Die Herausgeber jenes Nachlasses deckten das unschuldige Falsum auf, welches Karoline beging, indem sie das „Ihr" in Schiller's Briefen an die Schwestern in ein „Du" verwandelte. Aber die Herausgeber haben unwissentlich noch ein größeres Falsum begangen, da sie die Briefe Lottens und die entsprechenden Schiller's nicht besaßen. Sie wären nach dem Erscheinen von „Schiller und Lotte" dem Publikum eine Erklärung schuldig gewesen.

iſt ihre Gewalt, ihr Gewiſſen, die unermeßliche Wichtigkeit geſunder und freigeſchloſſener Ehen für die Gattung. Es kommt etwas darauf an, wie die ſittliche Verfaſſung des Menſchen beſchaffen iſt, wenn er als Naturweſen auftritt. Die Sitte der Kulturvölker, welche zunächſt aus Gründen der Ordnung verlangt, daß der Menſch mit der Außenwelt in Harmonie, mit den Geſetzen in Einklang ſtehe, ſie ſpricht damit das tiefſte phyſiologiſche Geſetz aus. Menſchen, welche die Gattung erneuern, ſollen eine ungebrochene Einheit ſein. Daß Schiller ein ſolches Geſetz und jedes Vergehen dagegen als eine Schuld empfand, bezeugt die tiefſinnige, freilich von keinem Ausleger verſtandene Motivirung in der Braut von Meſſina. Es handelt ſich hier um einen Theil von Schiller's Moral, der mit Goethe's ſittlicher Zartheit in den Wahlverwandtſchaften zuſammentrifft, einer Zartheit, wofür unſere geleſenſten Kritiker freilich kaum ein Verſtändniß zu haben ſcheinen.

Karoline wohnte die erſten Monate in Jena, aber nicht einmal mit dem Paare in einem Hauſe. Und als ſie im Sommer nach Rudolſtadt zurückging, um mit Beulwitz wieder vereint zu leben, brach Schiller's Herz nicht. Seine Briefe an ſie, wie an alle Freunde, ſchlagen ſofort einen ruhigen, jovialen Ton an, die Schwärmerei hatte ein Ende. Karoline war ihm fortan nichts mehr, als eine verſtändnißvolle Freundin. Ja, in einem Briefe an Goethe ſpricht er ihr ſpäter ſogar alle äſthetiſche Kultur ab. Und das war begreiflich, denn ſie entbehrte längere Zeit die Schule ſeines täglichen, unabläſſig fortſchreitenden Verkehrs, eine Schule, welche Lottens Blick, wie er ſchon von Natur unbeirrter ſah, immer klarer und ſicherer und ihr Urtheil über die Werke der Romantiker und des ſpäteren Weimariſchen Dichterhofs (an dem ſie deshalb nicht beliebt war) ſtreng und, wie wir urtheilen, durchaus gerecht machte*). Karolinens Verhältniß zu Wilhelm von Wolzogen, der ſpäter zur Diplomatie überging, geſtaltete ſich immer inniger, ſie ließ ſich von Beulwitz ſcheiden und heirathete ſchon 1794 den Vetter.

Wie Schiller das neue, ſo heiß und ernſt erſehnte Glück genoß, hören wir von ihm ſelber. Sechs Tage nach der Hochzeit ſchreibt er an Körner: „Was für ein ſchönes Leben führe ich jetzt. Ich ſehe mit fröhlichem Geiſte um mich her und mein Herz findet eine immerwährende

*) Vgl. Düntzer. Briefe von Schiller's Gattin ꝛc. S. 178 ꝛc.

ſanfte Befriedigung außer ſich, mein Geiſt eine ſo ſchöne Nahrung und Erholung. Mein Daſein iſt in eine harmoniſche Gleichheit gerückt, nicht leidenſchaftlich geſpannt, aber ruhig und hell gingen mir dieſe Tage hin.“ Nach beinahe zwei Jahren ſchreibt er: „mir macht es, auch wenn ich Geſchäfte habe, ſchon Freude, mir nur zu denken, daß ſie (Lotte) um mich iſt, und ihr liebes Leben und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe giebt mir ſelbſt eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondriſchen Uebel ohne dieſen Umſtand unmöglich wäre.“ Und acht Jahre nach der Hochzeit: „Ihr, Humboldt's und meine Frau ſind die einzigen Menſchen, an die ich mich gern erinnere, wenn ich dichte und die mich dafür belohnen können.“

Nichts beweiſt aber — es iſt nöthig, dieſe Materie bis zur Ermüdung des Leſers zu erſchöpfen — ſo ſehr für die Harmonie dieſes Verhältniſſes, als die Ausſagen eines Zeugen, welche von Karl Hofmeiſter dagegen angeführt ſind. Ich nehme bei Gelegenheit dieſes Erweiſes einige andre Lebensverhältniſſe des Dichters mit, um meine Erzählung durch ſolche Dinge nicht um einen einzigen Schritt zu verſäumen. Wiewohl Schiller anfangs mit den Jenenſer Kollegen, Schütz, Hufeland, Paulus und ſeiner Frau, Griesbach's, in freundlichem Verkehr blieb, nur mit Reinhold wollte ſich kein Verhältniß geſtalten, ſo liebte er doch vor Allem ſolchen Umgang, in dem er ſich zwangslos erholen durfte, bei welchem er ſich nicht bewacht fühlte. Die Jugend, die, durch keine Berufseinſeitigkeit verengt, mit voller Friſche dem Ideale nachſtrebte, welches er in ſeiner Schilderung des philoſophiſchen Kopfes an den Eingang ſeines Hörſaals geſtellt hatte, konnte auf ſein wärmſtes Entgegenkommen rechnen und erſetzte ihm durch perſönlichen Verkehr den Mangel, welchen er als vom Univerſitätslehrer unzertrennlich erkannte, den Mangel einer durch Diskuſſion zwiſchen Lehrer und Schüler gewonnenen Ueberzeugung, daß das ausgeſtreute Samenkorn im Herzen des Schülers aufgegangen ſei. Manche unter dieſen Jünglingen wurden ſeine Hausfreunde. So der lebhafte, Schiller ganz hingegebene Graß, von Beruf Theolog, aber Poet und Maler ſeiner Neigung und ſeinen Talenten nach, der 1789 nach Jena gekommen war. So ein andrer Liefländer, der fleißige, beſonnene, zartſinnige Behagl von Adlerskron, der, um ſich vor der Gemeinſchaft der Liefländer Landsmannſchaft zu ſchützen, mit Bewilligung der Weimar'ſchen Regierung

seinen Namen in le Bon veränderte (1790). Der damals achtzehnjährige von Hardenberg (Novalis), weich und schwärmerisch, war Schiller zu Rath und Ueberwachung vom Vater empfohlen worden (1790). Ein junger Mediziner, Benjamin Erhard, ein klarer, scharfdenkender und scharfredender Kopf, kam besonders Schiller's und Reinhold's wegen von Nürnberg (1790—1791) nach Jena. Sein Freund, der Fabrikbesitzer Baron von Herbert aus Klagenfurt, ein Mann von eben so großartiger Gesinnung als tragischem Geschick, war eigens hierhergewallfahrtet (ein deutscher Fabrikant!!), um durch das Evangelium Kant's seine Vernunft und sein Herz zu beruhigen. Auch der junge Dozent der Philosophie, der anhängliche Niethhammer, Andre, wie Hardegg, Hornemann, strebende Geister, schlossen sich herzlich an Schiller an, zwei Freunde Körner's, Husarenoffiziere, Thielmann und Funk, letzterer schriftstellerisch thätig, kamen wenigstens durch Besuch in geistige Berührung mit ihm und lasen später mit Begeisterung während der Kampagne 1796 seine ästhetischen Briefe. Ein Stammbuchblatt Schiller's, an Creuzer abgegeben, bezeugt eine andre Verbindung dieser Art.

Aber ganz nahe standen seiner Gattin und ihm besonders der junge Fritz von Stein, aus dem Goethe das wahre Muster eines liebenswürdigen, maaßvollen Jünglings erzogen hatte und Bartholomäus Fischenich, mit zweiundzwanzig Jahren bereits zum Schöffen in Bonn designirt und jetzt zu seiner letzten Ausbildung in Jena verweilend. Fischenich wohnte in Schiller's Hause und hatte durch sein biederes feinsinniges Wesen das uneingeschränkteste Vertrauen beider Gatten. Lotte pflegte ihn, nach Art junger Frauen, ihren Sohn zu nennen, und erhielt, als Fischenich von Jena abging, während Schiller ihm gelegentlich die Resultate seiner wichtigsten Forschungen mittheilte, einen gemüthlich herzlichen Briefwechsel mit ihm aufrecht, in dem sich die ganze Seele der trefflichen Frau aufs treuste abspiegelt. Später, als Schiller sich mit Kant bereits tief und innig befreundet hatte, nahm ein Dr. Gros (1792—1794) aus Würtemberg die Stelle in Schiller's Umgang ein, die Fischenich's Abgang leer gemacht hatte. Im Winter 1792 lud Schiller solche Freunde zu einem gemeinsamen Mittagstisch ein. Noch immer besorgten seine Wirthinnen die Küche und Lotte hatte somit volle Muße zum Malen, Lesen und geistigen Mitleben. Aber Schiller, damals sehr kränklich, hatte das Bedürfniß, sich in größerer Gesellschaft zu

erholen und durch das Geſpräch auch an geiſtiger Ausbeute zu gewinnen, was er ſich durch angeſtrengte Studien zu erarbeiten oft verſagen mußte. Er traf die Einrichtung, daß mehrere Kantianer mit ihm aßen und wenn er auch ſelbſt, wie ſein einmal als Gaſt in Jena einſprechender Jugendfreund Conz erzählt, wenig zur Unterhaltung beitrug, ſo hörte er doch zu und warf gelegentlich ein ſcharfes und treffendes Wort dazwiſchen. An dieſem Mittagstiſch, welchem Fiſchenich, Niethhammer, eine Zeit lang auch noch Fritz von Stein angehörten, ließ Schiller auch einen jungen Studenten, Namens von Fichart und deſſen Hofmeiſter, einen gewiſſen Göritz Theil nehmen, und da Schiller ſich gelegentlich mit Karten und Schachſpiel die traurigen Tage einer langſamen Geneſung kürzte, ſo ward ihm mancher nichtige Geſell durch die Gewohnheit vielleicht unentbehrlicher, als der geſunde Schiller erlaubt hätte. Das ſcheint mit jenem Göritz der Fall geweſen zu ſein, denn von ihm ſtammen die von Hofmeiſter ohne Kritik des Zeugen aufgenommenen Ausſagen. Iſt es nun ſchon das Geſchäft einer gemeinen Seele, ein junges Ehepaar auszulauern, ſo iſt es wirklich eine ganz vorzügliche Gemeinheit, die Ausbeute dieſes Geſchäfts zu regiſtriren. Das hat jener Göritz gethan. Und was hat dieſer Tiſchgenoſſe der Götter, der eine ſcharfe Beobachtungsgabe ſo unedel verwandte, geſehen? Nichts, als daß Lotte die geduldigſte, beſcheidenſte Frau von der Welt war, daß ſie indeß den Fehler hatte, welchen Göritz an allen adligen Damen bemerkt haben will, ſie behandelte ihre, Herrn Göritz ſehr hübſch vorkommende Kammerjungfer ſchnöde und unfreundlich. Außerdem machte ſie die Mode des Weimar'ſchen Hofes nach, ſehr leiſe zu ſprechen und ſchämte ſich ihrer Anverwandten. Von Schiller erzählt Göritz: „Er ſchien mir oft ein zu ſtrenger, unbilliger Richter der Handlungen ſeiner Frau zu ſein. Sie tanzte nicht, war aber einmal mit einigen ihrer Freundinnen auf einem Balle im akademiſchen Hauſe in Jena. Es konnten Jahre vergehen, ehe ſie etwas der Art wiederholte. Gros und ich hatten uns Abends nach Tiſch mit Schiller in ſeinem Hauſe zum Spiel geſetzt und ſpielten fort, bis ſie kam. Es war Morgens um drei Uhr. Ich vergeſſe die Kälte und den mißbilligenden Ton, mit dem er ſie empfing, in meinem Leben nicht. Sie hätte mit großem Rechte antworten können: „Und Du, deſſen Geſundheit ſo ſehr geſchwächt iſt, ſpielſt die ganze Nacht fort und zerſtörſt ſie vollends?“ Sie nahm den Verweis über

ihr ſpätes Nachhauſekommen ſehr ſanft auf, und als ihre freundlichen Entſchuldigungen nichts halfen, ſchwieg ſie ganz.“ Mehr wußte ſelbſt ein Göritz dieſem Paare nicht nachzureden. Wie ſchade, daß dieſes glänzende Zeugniß für das durch ſolche Aufwallungen nicht beirrte tiefe Verſtändniß zwiſchen den Gatten dadurch an Kraft verliert, daß die Ausſagen des Herrn Göritz nicht zuverläſſig ſind. *)

Hören wir endlich Lotten ſelbſt drei Monde nach Schiller's Tode in einem Briefe an Fiſchenich: „Es hat Niemand, ſo fährt ſie nach herzerſchütternden Klagen fort, dieſes edle hohe Weſen ſo verſtanden, wie ich, denn keine Nüance entging mir. Ich wußte mir ſeinen Charakter, die Triebfedern ſeines Handelns zu erklären, zurecht zu legen, wie Niemand. — Ach, wenn er dieſen Antheil an mir noch nimmt, den er ſtets nahm, wenn er auf ſolche Art mein Leben fühlt, wie es Menſchen fühlen, muß er über das Schickſal, über die Nothwendigkeit trauern, die ihn von mir riß. Denn er muß fühlen, daß ich ohne ihn nicht leben kann und doch muß, ſo lange es das Schickſal gebietet. — Die Jahre verbanden uns immer feſter, denn er fühlte, daß ich durch das Leben mit ihm ſeine Anſichten auf meinem eignen Wege gewann und ihn verſtand, wie keiner ſeiner Freunde. Ich war ihm ſo nöthig zu ſeiner Exiſtenz, wie er mir. Er freute ſich, wenn ich mit ihm zufrieden war, wenn ich ihn verſtand. Dieſes geiſtige Mitwirken, Fortſchreiten war ein Band, das uns immer feſter verband. Seine poetiſche Laufbahn, der ich leichter folgen konnte, als der philoſophiſchen, hat auch unſer Weſen noch feſter an einander gefeſſelt. — Dies Alles iſt nur für Ihr Herz, lieber Sohn! Ich würde zu keinem Menſchen ſonſt ſo ſprechen, ſo ſprechen können. Aber Sie ſollen nur fühlen, daß ich unerſetzlich verlor, daß ich alle höhern Kräfte meines Geiſtes zuſammenrufen muß, um dieſes Leben zu ertragen. — Sie ſollen Zeuge meines Lebens ſein; daß ich nicht unwerth bin, die Gefährtin eines ſolchen Geiſtes zu ſein, daß ich jetzt durch meinen Muth, durch meine Reſignation auch zeigen will, daß ich meinen Geiſt an Schiller's Beiſpiel zu ſtärken verſtand.“

Wir ſind mit dieſen Worten ſchon über das Ende des erhabenen

*) Göritz erzählt, daß Schiller beim Anfang und Ende des Kurſus nie mit dem üblichen Stampfen des Beifalls empfangen ſei, weil die Studenten ihn viel zu ſehr geachtet hätten. Schiller ſelbſt ſchreibt an Körner das Gegentheil. II., 99.

Kampfes hinaus gelangt, an dessen Anfang wir jetzt stehen, eines Kampfes, welchen nach kaum vollendetem ersten Freudenjahr seiner Ehe der Genius mit den unerbittlichsten Mächten des Lebens begann. Daß gerade Schiller das Schicksal oft als ein blindes, als die harte Nothwendigkeit empfand, ist es zu verwundern? Der Druck, die Noth hatten sich vergebens an ihm versucht, ein Sonnenblick des Glückes machte ihn beides vergessen; die Begier, die Leidenschaft verschwanden wie die Furien vor dem „Hain der Diana", so nannte er seine Liebe; die innere Marter der Eifersucht und der Abhängigkeit vom Urtheile Andrer unterdrückte er mit der unbarmherzigen Energie seines Entschlusses; aber einen Feind hatte er übersehen, einen Feind, der seit den unglücklichen Mannheimer Tagen sein Opfer freilassen zu wollen schien, um es nun um so sichrer nachzuholen.

Schiller hatte, um aus seinen Schulden zu kommen, um dem geliebten Weibe noch einen gewissen Ueberfluß zu schaffen, auch um eine Reise zu seinen Eltern ausführen zu können, seit der ersten Woche, die ihm durch den Besuch seiner Schwiegermutter verloren ging, mit Anstrengung aller Kräfte gearbeitet. Ich kann, soll nicht der Zweck meines Werkes gänzlich verfehlt werden, nicht jede Frucht dieser Anstrengung einzeln mehr aufzählen. Dafür sind Bibliographien ausreichend. Was im zwanzigsten Jahre eines Dichters von Wichtigkeit ist, wird es im dreißigsten Jahre nicht mehr sein. Arbeiten, wie seine kleineren Rezensionen in der Jenaischen Literaturzeitung sind nicht mehr Ereignisse seiner Seele. Der Reichthum gebietet hier so gut eine Auswahl, wie in den Ereignissen seines Lebens. Genug, daß Schiller in der Regel vierzehn Stunden schreibend und lesend täglich beschäftigt war. Zwar machten ihm seine Kollegien nicht mehr dieselbe Mühe, wie sonst. Schon im zweiten Semester sprach er frei und aus dem Stehgreif, und wenn man ihm nach glaubwürdigen Zeugnissen auch anmerkte, daß er gab, was er so eben empfangen, er wußte zu geben, er sprach mit Feuer und fesselte. *)

Aber Schiller hatte mühsamere Arbeiten. Er hatte für Göschen's

*) Er las (Sommersemester 1790) privatim Universalgeschichte und ein publicum über den Theil der Aesthetik, welcher von der Tragödie handelt. (Dieses Semester fehlt im Jenenser Lektionskatalog ganz). Im Winter 1790—1791 las er, laut dem Katalog, Europäische Staatengeschichte täglich von

Damenkalender die Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs zu ſchreiben, er hatte für die hiſtoriſchen Memoirs, deren Herausgabe begonnen war, die Fortſetzung der univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht zu liefern und obenein die Thalia zu redigiren, für welche er einzelne Stücke ſeines univerſalgeſchichtlichen Vortrags druckfertig machte. Zum Ueberfluß lud er ſich für den folgenden Winter noch drei Kollegia auf. Das hieß denn doch ſeine Kräfte zu ſtark anſpannen und in dieſem Winter brach der unermüdliche Mann zuſammen.

Bevor ich ſeine Krankheit erzähle, welche einen traurigen Abſchnitt in dieſem Leben macht, will ich einen Blick auf Schiller's Laufbahn im Gebiete der Geſchichtsſchreibung werfen. Ohnedies erreichte ſein ganz eigenthümliches Verdienſt in dieſem Gebiete den Höhepunkt, als er die Hiſtorie in der zarten Hülle eines Damenkalenders dem weiteſten Leſerkreiſe übergab.

Schon dieſes Buchhändlerunternehmen zeigt, daß es dem deutſchen Publikum von damals keineswegs ſo ſehr am hiſtoriſchen Sinne fehlte, als uns manche Literarhiſtoriker glauben machen wollen. Aber die deutſche Geſchichtsſchreibung lag bis zu den achtziger Jahren in den Banden der Fach- und Stubengelehrſamkeit. Erſt mit Plank, Spittler, Juſtus Möſer warf ſie die alte Perücke ab. Dennoch konnten weder die Werke dieſer Männer, noch Johannes Müller's Schweizergeſchichte bei einem größeren Leſerkreiſe den Ausländern, wie Robertſon, Gibbon, Hume, Voltaire den Vorrang abgewinnen. Und das aus dem einfachen Grunde, weil letztere intereſſante Stoffe intereſſant zu erzählen wußten. Die Phantaſie des Leſers kam zu ihrem vollen Rechte.

Ein Dramatiker ohne Luſt an geſchichtlichen Stürmen iſt ebenſo wenig zu denken, als ohne den Sinn für das Gericht und die Vernunft der Geſchichte. Ich habe an ſeiner Stelle erzählt, wie ſelbſtändig ſich dieſe Eigenſchaften in Schiller's Natur ans Licht arbeiteten. Die Sehnſucht eines großen Mannes iſt immer ein Bedürfniß ſeines Volkes und ſo hatte das Fragment der niederländiſchen Rebellion einen ganz ungemeinen Erfolg, ja es war das erſte Geſchichtswerk, in welchem das Publikum die Vorzüge fand, welche es an den Ausländern bewunderte. Das Werk, auf ſechs Bände angelegt, ward durch die Berufung Schiller's

---

2—3. Univerſalgeſchichte des Mittelalters und der Neuzeit von 5—6, und außer dieſen ein publicum, Geſchichte der Kreuzzüge, Freitag 4—5.

unterbrochen. Schiller dozirte Universalgeschichte. Von zwei Aufsätzen Kant's (in der Berliner Monatschrift), wahrscheinlich auch von Herder's Ideen angeregt, mit den mosaischen Urkunden, einigen Sammelwerken von Schmidt, Beck, Pütter, mit der Lektüre Robertson's, Bossuet's und seines Plutarch ausgerüstet, ohne Thucydides und Livius je gelesen zu haben, trat er auf das Katheder. Sein Vornehmen war das ernsteste, von Dilettantismus war Niemand weiter entfernt, als er. Er wollte die deutsche Geschichte aus den Quellen studiren. Für ihn gab es schon keine Universalhistorie ohne die Verbindung der Geschichte des Handels, der Kunst, Philosophie, der Sitten und der politischen Geschichte. Aber auch hier wollte er lebendig, auf den ganzen Menschen wirken. Seine Antrittsrede erhob die Jugend mit Flammenworten über ein beschränktes Privatinteresse. Weit historischer denkend, als selbst Kant, als Herder und vollends Jean Paul, träumt er kein friedeseliges Utopien in fernster Zukunft. Die Vernunft und der Fortschritt sind ihm lebendige Thatsachen der Gegenwart, das Resultat der gesammten Vergangenheit. Den Endzweck einer Weltregierung läßt er gelten, aber er warnt vor einem verfrühten Hineintragen desselben in die Geschichte. Den Anfang der Menschheit konstruirt er im Geiste Kant's und faßt ebenso undogmatisch als tapfer den Sündenfall als ersten Schritt zur Freiheit. Aus den großen Individuen eines Moses, Lykurg, Solon rechnet er aufs geistreichste, wenn auch im Zeitgeist befangen, den Geist der Nationen heraus, aber sein Blick ruht parteilos und warm zugleich auf dem athenienſischen Staatswesen. Von seinen Uebersichten, geistvollen Essay's, dachte er, daß Herder's Beifall sie wahrer beurtheile, als Körner's laues Zugeben. Einzelne Ansichten änderte er im Lauf seiner Studien, aber aus allen diesen Arbeiten spricht ein freidenkender unerschrockener Geist, der ganze Mensch zum ganzen Menschen.

Schiller's Geschichte der Niederländischen Rebellion steht bei den Belgiern noch jetzt in hohem Ansehen. Der gelehrte Sammler der Dokumente der Familie Oranien, Groen van Prinsterer schreibt an seinen Landsmann van Hall: „die Verdienste Schiller's werden vielleicht zu sehr von Ihnen verkleinert. Wo er Bor und Meteeren mit den spanisch und königlich Gesinnten hat vergleichen können, da ist es ihm immer möglich geworden, mancherlei Sophistereien, in die unsre letzten Schriftsteller gefallen sind, zu entgehen; und ich werde ihm dabei den historischen Takt, eine

unschätzbare Gabe, obgleich sie bisweilen gefährlich werden kann, nicht absprechen." Professor Altmeyer, Lehrer an der Universität zu Brüssel, der selbst eine Geschichte des 16. Jahrhunderts nach den Quellen bearbeitet hat, sagt: „Ich zitire diesen großen Schriftsteller gern. Er hat zuerst mit seinem prächtigen Talente unser 16. Jahrhundert populär gemacht, ein Talent, das besonders in seinen Gemälden und Porträts zu Tage kommt." Freilich Altmeyer ist so unparteiisch gerecht, daß er als Katholik offen gesteht: „Luther hat die Welt gerettet."*)

Die Tendenz, mit welcher Schiller schrieb, war eine ähnliche, aus welcher z. B. Dahlmann seine englische Revolution geschrieben hat. Würde man wünschen, er hätte dieses Werk, welches in den weitesten Kreisen mächtig gezündet hat, nicht verfaßt, weil er die Quellen nicht kannte, welche seitdem von Carlyle in Betreff Cromwell's aufgegraben sind? Wenn man bedenkt, wie wenig politische Anschauungen, ich sage nicht Begriffe, zu Schiller's Zeit im Umlauf waren, so ist es wahrhaft erstaunlich, wie hier sein künstlerisches Genie und sein politisches Pathos ergänzte. Und doch machte der Grund, der ihn zu dem Stoffe zog, „der Anblick einer Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache sich ungewöhnliche Kräfte paaren, und die Hülfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei im ungleichen Wettkampfe siegen", ihn nicht ungerecht gegen die ihm verhaßte Partei. Ja seine Gerechtigkeit korrigirte im Laufe der Darstellung seine Begeisterung und lehrte ihn, weniger von der reinen Gesinnung der Menschen zu erwarten, als von der Menschheit im Ganzen.

Wenn man erzählt, daß Schiller den dreißigjährigen Krieg bis zur Breitenfelder Schlacht in sechs Monaten schrieb, so hat man eines jener Virtuosenstücke genannt, wie sie von Guido Reni, oder von Mozart und Diderot erzählt werden. Und doch, mit welcher Leichtigkeit, sonst einer Frucht der langen Arbeit, stellt sich der ungeheure Stoff dem Leser dar. Welche That des „publiciste allemand", wie ihn das französische Bürgerrechtsdekret mit Recht nennt! zur Zeit, wo ein Chaos in Europa im Anzuge war, wie es Deutschland in den dreißig Jahren durchwüthete,

*) Vgl. deutsches Museum von Robert Prutz, 1853, Nr. 41. S. 547. Der treffliche Karl Grün hat sich ein wahres Verdienst erworben, mit diesen Zeugen für Schiller eingetreten zu sein.

den Philisterſinn, der den ſiebenjährigen Krieg vergeſſen hatte, im gewaltigen Bilde daran zu erinnern und die Jugend auf das Schlachtfeld zurückzurufen! Die Anſicht, „daß ſo viele große Männer aus dieſer Nacht hervorgingen“, hatte er aufgegeben*), aber die wenigen, die ſie gebar, emporzuheben, damit das Volk ſich an große Kräfte anſchließen lerne und Namen und Titel nur reſpektire, wo ſie mit dem Feldherrngenie eines Bernhard von Weimar, eines Mannsfeld verbunden erſcheinen, das hielt er für eine Aufgabe, drängend genug, ſie auch im Fluge zu löſen. Wenn dieſe Epoche einmal, nachdem tauſende von fleißigen Vorarbeiten vorliegen, ein ganzes Leben und einen ganzen Mann in Anſpruch nimmt, dieſer Mann wird doch einen ähnlichen großen Blick, einen ähnlichen Ernſt, und eine gleiche Berückſichtigung eines großen Leſerkreiſes mitbringen müſſen, aber wird er dann auch die hinreißende Meiſterſchaft mitbringen, mit welcher z. B. die Schlacht bei Lützen geſchildert iſt und die kongeniale Auffaſſung der Charaktere z. B. Guſtav Adolf's, deſſen Kaiſerplan Schiller mit einem wahrhaft herrlichen Patriotismus als eine wahrſcheinliche Schuld des großen Schweden ahnen läßt?

Begreiflich, daß dieſes Werk zur Zeit ſeines Erſcheinens ein beiſpielloſes Glück machte. 7000 Exemplare waren in kurzer Zeit abgeſetzt. Der Herzog von Weimar ſchrieb dem Verfaſſer ſehr verbindlich darüber und noch im Jahre 1803 trug es ihm einen Beſuch des Königs von Schweden und einen Brillantring ein. Eine franzöſiſche Ueberſetzung erſchien 1794 in Bern, die erſte engliſche von Blaquière 1799 zu London.

Schiller konnte damals mit Recht hoffen, der erſte Hiſtoriker Deutſchlands zu werden, er hatte ein Recht, Göſchen abzumahnen, die Geſchichte der Reformation dem edlen, aber einem ſolchen Gegenſtand nicht gewachſenen Peſtalozzi zu übertragen. Hier reichte nicht ein blos theologiſcher, ja nicht einmal ein proteſtantiſcher Eifer aus. Es war Schiller ein wahrhaft ängſtliches Anliegen, daß dieſer große Gegenſtand, der die Nation ſo nahe anging, im größten Style behandelt werde.

Die Michaelismeſſe brachte den zweiten Band der Memoiren, und in der Thalia erſchienen einzelne Partien ſeines univerſal-hiſtoriſchen

*) Hoffmeiſter Supplemente. IV., 479.

Kolleg's zu Aufsätzen verarbeitet. Er vermochte es kaum noch, einen Tag müßig zu gehen. Kaum hatte er sich in Rudolstadt während der Ferien mit Essen, Trinken, Schach- und Blindekuhspielen erholt, so ging er mit wahrer Begier auf seine ihm sonst oft lästigen Vorlesungen los und fand jetzt mit Vergnügen, daß er dabei doch immer etwas an Materialien für künftige Geistesgebäude bei Seite lege. Die Idee eines deutschen Plutarch, die ihn schon 1788 beschäftigte, ward bei ihm in diesem Herbst zum festen Plan. Im Laufe des Winters entstand auch die berühmte Rezension von Bürger's Gedichten. Sie ist ihm zum Theil bitter verdacht worden. Ein Versuch zu seiner Rechtfertigung wird uns nicht von unserem Wege ablenken.

Schiller hatte selbst die schmählichsten Beurtheilungen erfahren. Wie hatte Moritz Kabale und Liebe behandelt und wie würdig hatte Schiller das Alles hingenommen. Er hatte doch wahrlich mit seinen Dramen nicht geringeren Anspruch auf Dichterbewußtsein erworben, als Bürger mit seiner Lyrik. Aber wie ruhig verhielt er sich solchen Angriffen gegenüber. Keine öffentliche Entgegnung bezeugte seine gekränkte Eitelkeit. Weil es ihm um eine ehrliche Meisterschaft zu thun war, setzte er wohl gar selber seine Produkte zu tief herab. Er lernte Bürger persönlich kennen, eben als er in den Künstlern ein Manifest veröffentlicht hatte, welches in Moritz-Goethe'scher Weise den Künstler zum Organ einer idealen Natur stempelte. Bürger's Persönlichkeit widersprach durch einen Anstrich von Plattheit diesem Ideal. Dennoch verabredete Schiller mit ihm einen Wettkampf „der Kunst zu gefallen." Beide wollten das nämliche Stück aus Virgil's Aeneide, jeder in einer andern Versart, übersetzen. Schiller mußte glauben, daß es seinem Rivalen ernstlich um die Kunst zu thun sei. Er fand in dem Gedicht an Bürger's zweite Frau „ganz vortreffliche Stellen." Aber er konnte unmöglich die Geschmacklosigkeiten an Bürger loben, von denen er selber sich gereinigt hatte, die ihm um so mehr verhaßt waren, als er sie an sich selber haßte. Nicht die Korrektheit durch eine am Einzelnen geübte Feile konnte hier den Erfolg sichern. Da einmal die glückliche Sicherheit der naiven Natur, man vergleiche in Gedanken Robert Burns mit Bürger, verloren war, und jedes einzelne Kunstwerk unsägliche Feile kostete, so war eine Radikalkur nöthig. Sollte das Schöne den Stempel der Freiheit tragen, so mußte die Persönlichkeit des Meisters so durch

und durch gleichsam die Feile erleiden, daß ihm die Erschaffung des Schönen zur andern Natur werde. Von keinem deutschen Dichter konnte man sagen, daß er diese Forderung ganz erfüllt habe. Denn auch Goethe sank mit dem Großkophta und Anderem unter sich selbst hinab. Und es kam auch darauf an, wer bei dieser Ueberwindung und Läuterung zur reinsten Form am meisten Gehalt, am meisten Leidenschaft und Leben zu läutern hatte und mit aufnahm. Zur Popularität im Bürger'schen Sinne, in der Kunst immer nur eine Forderung zweiten Grades, gelangte man nach Schiller's richtigem Ausspruch durch die geeignete Wahl des Stoffes und die äußerste Simplizität der Behandlung.

Mit dieser Intention schrieb Schiller seine Kritik über Bürger's Gedichte und ohne Frage bleibt diese Intention ewig wahr, ja noch heute empfiehlt die Kritik, daß der Dichter vor Allem an sich arbeite. A. W. Schlegel hat in dem neuen Abdruck seiner Vertheidigung Bürger's Schiller aufs giftigste getadelt und was hat der edle Sophist selbst gethan? Nachdem er jedes Gedicht als ein freies Geschöpf, losgelöst vom Schöpfer, betrachtet wissen will, knüpft er Bürger's Gedichte nur schlimmer an ihre literarische Wurzel, indem er die englische Quelle nachweist, woraus Bürger geschöpft hat und nur noch evidenter die Künstlichkeit dieser sogenannten glücklichen Natur und die Geschmacklosigkeiten hervorzieht, zu welcher Bürger sogar ein besseres Original verfälschte.*)

Bürger war verletzt und erwiderte. Nun verlor Schiller, damals todtkrank, seine Haltung und setzte in seiner Entgegnung Dichter wie Denis, Göcking, Hölty, von Salis über Bürger, er übersah, daß wer ein leichteres Gepäck zu tragen hat, leichter schreiten kann. Er verkannte die Kraft um des Maßes willen, und um hier sogleich Verwandtes anzureihen, diese Verkennung verführte ihn, später Matthisson's Gedichten eine so milde Beurtheilung angedeihen zu lassen, daß erst dadurch seine

*) Man muß nicht glauben, Schiller habe seine Intention später aufgegeben. Als er der Spekulation einseitig überdrüssig war, schrieb er zwar an Humboldt am 27. Juni 1798: „Wirklich hat uns beide unser gemeinschaftliches Streben nach Elementarbegriffen in ästhetischen Dingen dahin geführt, daß wir die Metaphysik der Kunst zu unmittelbar auf die Gegenstände anwenden, und sie als ein praktisches Werkzeug, wozu sie doch nicht genug geschickt ist, handhaben. Mir ist dies vis à vis von Bürger und Matthisson, besonders aber in den Horenaufsätzen öfters begegnet." Dennoch hielt er an der Intention seiner Bürger'schen Kritik fest und erklärte dies ausdrücklich in der neuen Ausgabe von 1802.

Rezenſion über Bürger zur Ungerechtigkeit ward, indem er zu erwähnen unterließ, daß von dem, welchem viel gegeben iſt, viel gefordert wird. Schiller gab, ſo ſtreng wurden ſeine Anforderungen an ſich ſelbſt, in dieſer Zeit den Menſchenfeind als ein verfehltes Sujet auf. Er nahm ſich vor, nichts Dramatiſches zu beginnen, ehe er nicht ganz der Theorie und der griechiſchen Muſter mächtig ſei. Aber der künſtleriſche Bildungsdrang ließ ſich nicht abweiſen. Es iſt eine durchaus irrige Auffaſſung, wenn man meint, Schiller habe gleichſam mit der Muſe gebrochen, um einer wiſſenſchaftlichen Selbſtverſtändigung ſich zu befleißigen. Jener Bildungsdrang ließ einen ſolchen Bruch gar nicht zu. Der Dichter dichtet ja nicht blos, wenn er Verſe macht, ja er dichtet oft die Hauptſache, wenn er keine macht. Schon in dieſem Jahre, wie Karoline von Wolzogen erzählt, faßte er, angeregt durch die Witterung ſeines Glückes, durch Dalberg und Körner immer wieder zur Poeſie hingewieſen, den Stoff zum Wallenſtein ins Auge, den ihm ſein Quellenſtudium zur Geſchichte des dreißigjährigen Krieges zugeführt hatte. „Lange hab' ich, ſchreibt er am 11. Januar 1791, nach einem Sujet geſucht, das begeiſternd für mich wäre. Endlich hat ſich eins gefunden und zwar ein hiſtoriſches.“ Von einer Reiſe nach Erfurt, welche er am Ende Dezember mit Lotten unternahm, brachte er dieſen Plan mit nach Hauſe, aber zugleich mit ihm den Widerſacher, welcher ſich zuerſt und nicht am ſchwächſten der Ausführung deſſelben entgegenſtemmte. Während eines Abendeſſens bei Dalberg wurde Schiller plötzlich von einem heftigen Katarrhalfieber befallen. Er mußte einen ganzen Tag das Bett und und mehrere Tage das Zimmer hüten. Auf der Rückreiſe hielt er ſich in Weimar auf, ward bei Hofe freundlich empfangen, beſah die Zeichnungen, welche Anna Amalie von ihrer italieniſchen Reiſe mitgebracht hatte und traf zu ſeiner Freude mit dem Schauſpieler Beck aus Mannheim zuſammen, welcher in Weimar mit größtem Beifall Gaſtrollen gab. Schiller war in ſolchen Fällen nicht der Freund, der ſich ſchonte.

Am 11. Januar war er wieder in Jena. Schon am nächſten Tage kam das Fieber wieder und nahm mit großer Heftigkeit zu. Bald war ſein Körper durch alle möglichen Stürme der Krankheit und der Medizin ſo zerrüttet, daß die kleine Bewegung, wenn man ihn vom Bett nach dem Sopha trug, ihm Ohnmachten zuzog. Nach dem ſiebenten Tage wurden ſeine Umſtände ſehr bedenklich. Am neunten und ſiebzehnten Tage er-

folgten Kriſen. Die Paroxysmen waren immer von ſtarken Phantaſien begleitet. Erſt acht Tage nach Aufhören des Fiebers vermochte er einige Stunden außer dem Bette zuzubringen, aber es ſtand lange an, ehe er am Stocke herumwankte. Nur die vortreffliche Pflege ſeiner Lotte, die Liebe ſeiner Zuhörer beſchleunigte ſeine Geneſung. Sie ſtritten ſich darüber, wer bei ihm wachen ſollte, namentlich zeigte Adlerskron eine ſolche Zartheit und Umſicht bei der Wartung des Kranken, daß er die Familie ſich auf immer verpflichtete. Lotte war die erſten zwölf Tage allein geweſen, ſie erlag faſt der Anſtrengung. Endlich kam Karoline und dann auch die gute chère mère zu ihrem Beiſtand. Dieſem innigen Leben mit ſeiner Familie, dieſer liebenden Sorge ſchrieb Schiller die raſchen Fortſchritte ſeiner Geneſung zu. Der Herzog ſchickte ihm ein halbes Dutzend Flaſchen Madeira, und dispenſirte ihn für den Sommer vom Leſen. Es dispenſirte ſich wohl von ſelbſt, meinte Schiller. In dieſer Zeit (Februar und März), ſo viel ſei hier nur flüchtig notirt, las er zum erſten Mal eines von Kant's Fundamentalwerken, die Kritik der Urtheilskraft. Sie war ſeinem geiſtigen Auge, was dem körperlichen der Anblick des himmliſchen Lichtes nach langem Krankenlager. Er ging im März nach Rudolſtadt. Die Bruſt war ihm um Nichts leichter geworden. Noch immer empfand er bei ſtarkem tiefen Athemholen einen ſpannenden Stich auf der Seite, welche entzündet geweſen war, dazu quälte ihn Huſten, Beklemmungen. Er mochte Niemand ſagen, was er von dieſem Umſtand denke, aber es war ihm, als müſſe er dieſes Uebel behalten. Mit den milderen Lüften begann er zu reiten und Kräuter zu trinken. Er hatte Muth fürs Schlimmſte, und nur zu bald ſollte er ihn erproben. Ende April und Anfang Mai kamen neue fürchterliche Anfälle. Das Athmen wurde ihm zuweilen ſo ſchwer, daß er über der Anſtrengung Luft zu bekommen, ein Gefäß in der Lunge zu zerſprengen fürchtete. Der Puls verſchwand. In heißem Waſſer wurden ihm die Hände kalt und nur die ſtärkſte Friktion brachte wieder Leben in die Glieder. Einen ſolchen Anfall glaubte er nicht zu überleben. Die Stimme hatte ihn ſchon verlaſſen, nur mit zitternder Hand vermochte er noch zu ſchreiben, an ſeine Lieben um ihn, an ſeinen Körner. Er nahm große Doſen Opium, einen Aderlaß am Fuße machte die dringende Gefahr der Erſtickung nothwendig. Aber in keinem Augenblick verließ ihn die Ruhe, die Heiterkeit ſeines Geiſtes. Alles Leiden, was

er in dieſem Moment empfand, verurſachte der Anblick ſeiner Lotte, die ſeinen Tod nicht würde überſtanden haben. In der Nacht noch wurde Starke, ein geſchickter Arzt, aus Jena geholt. Als er kam, war das Schlimmſte vorüber, die Natur hatte geholfen, der Kranke lag im wohlthätigen Schlaf. Nur zu gern glaubte der Erwachende den Verſicherungen Starke's, daß die Lunge nicht leide. Aber, aber — der ſpannende Schmerz auf der rechten Seite blieb. Es war gut, daß Schiller Seelenkräfte in ſich aufrief, die für eine ganze Reihe von Leidensjahren ausreichen konnten. „Dieſer ſchreckliche Anfall, ſchrieb er ſeinem Körner mit noch ſchwacher Hand, hat mir innerlich ſehr gut gethan. Ich habe dabei mehr als einmal dem Tod ins Angeſicht geſehen.“

Körner, der während der Krankheit in der größten Angſt lebte, und nur ab und zu durch Schiller's Pflegerinnen Bülletins empfing, ſchrieb jetzt: „Wohl Dir, daß Du eine ſo brave Gattin gefunden haſt. Ohne ihre Sorgfalt hätteſt Du ſchwerlich gerettet werden können.“

## II.

### Nektarische Blumen.

Das ist das Furchtbare beim Proletariat der Hand wie des Geistes, daß jede Krankheit die Aussicht des Mangels mit sich bringt. Auf Schiller's Schriftstellereinnahme und diese war nach Verhältniß sehr beträchtlich — beruhte seine Existenz und mit seiner Schriftstellerei war es vorläufig zu Ende. Zwar regte der kranke Adler die Fittiche, um sich wieder zu erheben. Zwar wälzte Schiller in schlaflosen Nächten und besseren Tagen Pläne und Dichtungen im Kopf herum, den Wallenstein, eine Theorie der Tragödie. Auch einen Versuch vom Frühjahr 1790, die Aeneide in Stanzen zu übersetzen, holte er im April 1791 wieder hervor, zu einem lyrischen Gedicht fand er einen begeisternden Stoff*). Zwar dachte und las er die Materialien zur Fortsetzung seines dreißigjährigen Krieges durch, aber schreiben, Geld erschreiben konnte er doch nicht.

Da offenbarte sein Elend, wie lieb er den Menschen geworden war, da sollte an ihm der Spruch wahr werden: „die Werke des Edlen werden seine Erretter."

Vor Allem suchte der brave Körner jede niedere Sorge von ihm abzuwehren. Schiller, schrieb er, solle durch Nichts in der Welt sich abhalten lassen, für seine Genesung zu sorgen, Göschen sei vom Absatz der Schiller'schen Schriften sehr erbaut und werde Zahlungen und Vorschüsse leisten. Er lud Schiller flehentlich zu sich nach Dresden ein.

*) Wahrscheinlich ist die Hymne an das Licht gemeint, welche er am 25. Mai 1792 gegen Körner erwähnt.

Im Fall eine Badereiſe nöthig ſei, dürfe nicht der Finanzminiſter, nur der Arzt dürfe mitſprechen. „Meine ökonomiſche Lage, ſchrieb der Herrliche, iſt auch jetzt beſſer wie jemals und wenn Du Göſchen nicht brauchen willſt, ſo bin ich auch noch da und ſchaffe Rath.“ Aber, ſo lockend der neue Appellationsrath — das war Körner ſeit dem Sommer — mit ſeiner vollen Börſe klimperte, Schiller wollte auf dieſen Ton nicht hören. Stand er doch immer noch in älterer Schuld bei dem Freunde. Glücklicherweiſe reichten die Früchte ſeines Fleißes fürs Erſte aus. Starke verordnete ihm Karlsbad. Ende Julius ging er mit Frau und Schwägerin dorthin ab. Was andere Dichter ihrem Wohlſtand verdankten, Reiſen und ſinnliche Anſchauungen, das verdankte Schiller ſeiner Krankheit. Er verſäumte nicht, ſich in Eger, wo Wallenſtein ermordet war, den Schauplatz ſeines Endes, und ſein Bild anzuſehen. Die Anweſenheit öſterreichiſcher Militärs in Karlsbad ließ ihn einen willkommenen Blick in die Kriegswelt thun, welche er in ſeinem Drama darzuſtellen hatte. Anfangs ſehr ſchwach, erholte er ſich doch, wie Reinhold am 7. Auguſt an Erhard ſchreibt, recht artig. Eine Begegnung mit ſeinem Körner mußte er ſich, ſo ſchwer es beiden wurde, für diesmal verſagen. Er ging nach einigen Wochen nach Jena, dann nach Rudolſtadt, im Anfang September nach Erfurt. Alle dieſe Dinge hatten ſeine Mittel erſchöpft. Er hatte obendrein in dieſem Jahre Schulden abgetragen und neben andern Unterſtützungen, welche er einem armen Studenten zu Theil werden ließ, noch eine Bürgſchaft für 120 Thaler übernommen. Dalberg war freundſchaftlich um ihn bekümmert. Aber zur That reichten ſeine Kräfte nicht. Der vielverſprechende Herr kam ſelber nie mit ſeiner Einnahme aus. Wenn auch jede unedle Aengſtlichkeit unſerm Dichter fern blieb, er mußte doch an ſeine Zukunft denken. Auf Dalberg's Anrathen ſchrieb er getroſt an Karl Auguſt und bat um eine förmliche Beſoldung für den äußerſten Nothfall. Körner zweifelte an dem Erfolg dieſer Bitte, da die Kaſſe des Herzogs nicht in glänzenden Umſtänden ſei. Dennoch ſandte der gute Herzog ſofort an Lotten eine Summe, welche mit Schiller's Penſion und den Zuſchüſſen der chère mère die Bedürfniſſe eines Jahres deckte und geſtand nur, daß er ſich auf eine beſtimmte Erhöhung der Penſion „alleweile“ nicht einlaſſen könne.*)

*) Sein Brief vom 11. September; Schiller und Körner II, 266.

Schiller fing in Erfurt an, die Folge ſeines dreißigjährigen Krieges zu diktiren. So wie er die Arbeit geſchmeckt hatte, ſehnte er ſich herzlich nach Jena in ſeine Bequemlichkeit zurück. Vorleſungen konnte er allerdings noch nicht halten*). Er fuhr in der Uebertragung von Virgil's Aeneide fort und zwar mit einer Leichtigkeit, die ſeinen ſpäteren Ausſpruch, daß ihm die Kritik geſchadet, beinahe als bloßes Stimmungswort erſcheinen läßt, er dichtete oft in dem kurzen Tage eines Kranken 16 Strophen. Am 24. Oktober war er doch bereits ſo weit erholt, daß er 135 Stanzen mit Affekt laut vorleſen konnte. Zugleich verdeutſchte er den Agamemnon des Aeſchylus, um ſich ganz des griechiſchen Styls zu bemächtigen, und dachte, mit Abweiſung einer Friedericiade — er konnte den Charakter Friedrichs II. nicht lieb gewinnen — an ein epiſches Gedicht Guſtav Adolf, das von der Schlacht bei Leipzig bis zur Schlacht von Lützen gehend als Epiſode die ganze Geſchichte der Menſchheit, angeknüpft an die Geſchichte der Reformation, entfalten ſollte. Um auch der Geſellſchaft nicht zu entbehren, ſah er an zwei beſtimmten Tagen Butterbrodkränzchen bei ſich und nahm bald auch an einem ähnlichen Klubb bei Andern Theil. Er hätte gern eine Equipage gehabt. Wenn auch dieſer Wunſch unerfüllt blieb, ſo genoß er doch reichlich einer andern Stärkung, deren Wunderthaten er ſelbſt ſo feurig beſungen hatte. Dieſe Stärkung, jeder Arzt kennt ihre Kraft, heißt Freude. Die Liebe der Seinen, des Herzogs Güte hatte ihn raſcher geneſen laſſen. Aber jetzt lohnte die Himmelstochter ihrem Sänger mit immer ſchöneren, ja, außer mit der Geſundheit, mit allen Gaben, die das Leben zum Himmel auf Erden machen.

Zu Schiller's enthuſiaſtiſchen Verehrern gehörte der Däne Jens Baggeſen. Er war nach Varnhagen's Ausdruck eine der abenteuerlichen Naturen, in welchen der ganze Menſch an ein Talent, ſei es ein größeres oder kleineres drauf und dran gegeben iſt. Beweglich für Alles, ohne klare Bildung, ohne feſten Charakter, erſchien er durch das ſchwelgeriſche Spiel, das er mit ſeinen eignen und den Empfindungen Anderer trieb, reizvoll, ſo lange man ihn nicht prüfte. Seine Begeiſterung warf Alles in einen Topf. „Unſere philoſophiſchen Meſſias, die Chriſtus, die Kanten, die Schiller, die Reinholde“ ſo ſchrieb er 1791 an Erhard.

*) Er ſetzte aus vom Januar 1791 bis Oktober 1792.

Aber diesmal trug auch die schwelgerische Begeisterung die besten Früchte. Baggesen hatte mit seiner Frau aus der Schweiz kommend 1790 Jena besucht, mit Reinhold einen Bund fürs Leben geschlossen und von Schiller wenigstens ein Stammbuchblatt erobert. In Kopenhagen nach längerer Abwesenheit wieder heimisch, sah er sofort im Herzog Christian Friedrich von Augustenburg einen Fürsten nach dem Modell des Marquis Posa. Der Herzog war gegen Schiller's erste Werke eingenommen. Baggesen bekehrte ihn durch den Don Carlos. Das war bei dem Minister Grafen Schimmelmann und dessen Gemahlin nicht mehr nöthig. Denn Letztere, „eine Demokratin im Kopf" wie sie Baggesen nennt, interessirte sich für die deutsche Literatur längst auf das lebhafteste. Schimmelmann war mit dem Herzog aufs engste befreundet, Baggesen war der entschiedene Günstling dieser Familien und indem er viel und begeistert von Schiller vorlas, kostete es ihn wenig Mühe, selbst hier im barbarischen Norden eine jener Gemeinen zu stiften, welche in Deutschland nichts seltenes waren.

Anfang Juni 1791 hatte dieser Kreis, während der Herzog nach Karlsbad gegangen war, verabredet, in Hellebek, einem nördlich von Kopenhagen gelegenen romantischen Seeort förmliche Schillerdionysien zu feiern. Einige Gleichgesinnte wollten Theil nehmen. Musikchöre sollten im Verborgenen aufgestellt, die Freudenhymne gesungen werden, ein kleines Schäferballet folgen, Alles war zu einem Freudenfeste arrangirt. Der Tag der Feier kam. Baggesen stand eben im Begriff mit seiner Frau nach Schimmelmann's Wohnsitz, Seeluſt, abzufahren, als er plötzlich ein Billet von der Gräfin erhielt, des Inhalts: die Feier müsse unterbleiben, sie habe die Nachricht erhalten, Schiller sei gestorben. In der That hatte sich dies falsche Gerücht verbreitet*). Wie vom Blitz getroffen, sinkt Baggesen seiner Frau in die Arme. Es ist ihnen unmöglich, in dieser Stimmung zu Hause zu bleiben. Sie fahren nach Seeluſt und dort beschließt man, während draußen das furchtbarste Wetter tobt, nach kurzer Ueberlegung, erregt, wie man ist, aus dem Freudenfest eine Todtenfeier zu machen.

Man fährt nach Hellebek. Der Himmel selbst giebt günstige Zeichen, er klärt sich zu heiterster Bläue auf, die Sonne überfliegt die Wogen

*) Erhard erfuhr es am 17. Mai in Göttingen.

des Meeres und zeigt den gigantiſchen Felſen, den Kullen, drüben auf der ſchwediſchen Küſte in ſeiner ganzen nordiſchen Majeſtät. Ein Mahl wird eingenommen, der Champagner ſchäumt in den Gläſern. Baggeſen, ſo war es beſtimmt, beginnt zu leſen: Freude ſchöner Götterfunken! Auf einmal ertönen Hörner und Flöten, wie von einem Zauber hingeriſſen fallen alle Anweſenden in die gewaltige Weiſe ein und nie ward ein Lied mit einer ſo wunderbar gemiſchten Begeiſterung geſungen. Als der Geſang verſtummt iſt, tritt Baggeſen vor und fährt emphatiſch rezitirend fort:

Unſer todter Freund ſoll leben,
Alle Freunde ſtimmet ein,
Und ſein Geiſt ſoll uns umſchweben
Hier in Hellas Himmelhain.

Jede Hand emporgehoben!
Schwört bei dieſem freien Wein:
Seinem Geiſte treu zu ſein
Bis zum Wiederſehn dort oben.

Alle Augen ſchwimmen in Thränen. Jetzt erſcheinen, die Stimmung iſt zu jedem Ausdruck entfeſſelt, vier Knaben und vier Mädchen im Hirtenkoſtüm mit Blumenkränzen und führen einen Reigen auf. Man lieſt, man rezitirt Schiller's Gedichte, man kann ſich nicht trennen. Die Geſellſchaft bleibt drei Tage zuſammen, alle Schriften Schiller's werden gemeinſam durchgenoſſen und der Schmerz über des Sängers Tod verſinkt vor den gewaltigen Wirkungen ſeines Geiſtes.

Dieſen Vorgang erfuhr Schiller, als er ſich kaum erholt hatte. Daß er ihn erſchütterte, daß er ihn rührte, kann man ſich denken. Bald darauf zeigte ihm Reinhold Baggeſen's Briefe, in denen das wunderbare, wie bald kund wurde, einem Lebenden gefeierte Todtenfeſt aufs genaueſte geſchildert war. Schiller's Gattin zog Reinhold bei Seite. „Wenn Sie Baggeſen ſchreiben, begann ſie, ſo ſagen Sie ihm — ſchreiben Sie ihm — —“ und ein Thränenſtrom erſtickte ihre Stimme. Reinhold meldete Baggeſen was er eben geſehen hatte, er ſchrieb zugleich, daß Schiller ſich vielleicht wieder erholen könne, wenn er ſich eine Zeit lang der Arbeit enthalte. Doch geſtatte dies ſeine Lage nicht. Denn wenn Einer von ihnen Beiden, Reinhold und Schiller, erkranke, ſo wüßten ſie bei einem Fixum von zweihundert Thalern nicht, ob ſie dieſe Summe in die Apotheke oder in die Küche ſchicken ſollten. Baggeſen las dieſen

Brief dem Herzoge von Auguſtenburg vor. Der Herzog hatte ſich im Karlsbade bei der dort gleichfalls anweſenden Dora Stock angelegentlich nach Schiller's Krankheit, nach ſeinen näheren Verhältniſſen erkundigt. Sein Entſchluß bedurfte keiner Aufforderung weiter, ebenſo wenig war Graf Schimmelmann von derjenigen Menſchenart, die ſich nur zu Feſten verpflichtet hält. Beide Männer ließen, wahrſcheinlich um bei einer ſo freudigen Ueberraſchung den Kranken nicht unvorbereitet zu wiſſen, als Einſchluß in einem Briefe Baggeſen's an Reinhold folgendes gemeinſame Schreiben an Schiller abgehen, dem noch beſondere Briefe beigefügt waren:

„Zwei Freunde, durch Weltbürgerſinn mit einander verbunden, erlaſſen dieſes Schreiben an Sie, edler Mann! Beide ſind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verſchiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabenſten unter allen menſchlichen Werken ſtempeln konnte. Sie finden in dieſen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthuſiasmus, welcher das Band ihrer Freundſchaft knüpfte und gewöhnten ſich bei ihrer Leſung an die Idee, den Verfaſſer derſelben als Mitglied ihres freundſchaftlichen Bundes anzuſehen. Groß war alſo auch ihre Trauer bei der Nachricht von ſeinem Tode und ihre Thränen floſſen nicht am ſparſamſten unter der großen Zahl von guten Menſchen, die ihn kennen und lieben.“ Der Brief führt dann mit zarteſter Schonung das Anerbieten eines jährlichen Geſchenks von tauſend Thalern auf drei Jahre ein. Und weiter heißt es: „Nehmen Sie dieſes Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unſerer Titel bewege Sie nicht es abzulehnen, wir wiſſen dieſe zu ſchätzen. Wir kennen keinen Stolz, als nur den, Menſchen zu ſein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen des Weltalls umfaſſen. Sie haben nur Menſchen, Ihre Brüder, vor ſich, nicht eitle Große, die durch ſolchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edleren Art von Stolz fröhnen.“ Es wurde ſchließlich Schiller freigeſtellt, wo er der gewährten Muße genießen wolle, aber der innige Wunſch ausgeſprochen, er möge es in Dänemark thun.

Man hat mit einem jener unpatriotiſchen Seitenblicke auf Deutſchland, welche die einzige wahre Schmach unſeres Vaterlandes ſind, ſich betrübt, daß dieſe Hülfe von Dänemark kam. Man kann ſich tröſten.

Die Auguſtenburgs ſind Deutſche, und Graf Schimmelmann war ein ehrlicher Pommer. Am 9. Dezember war der obige Brief in Reinhold's, am 13. Dezember in Schiller's Händen. Es wird dem Biographen ſchwer, an dieſer Stelle nicht die fehlenden Nachrichten zu ergänzen, nicht zu erzählen, daß Schiller's Hände zu zittern begannen, daß glühende Thränen ſein Mannesauge verdunkelten als er den Brief las, und daß Lotte gleich darauf ſchluchzend an ſeinem Halſe lag. Aber ich ſchwöre darauf, auf die ſchreckliche Gefahr hin, von unſerer altbackenen Kritik als historien poëte verſchrien zu werden, etwas der Art ging in der Familie Schiller vor. Der Brief, den er mit Freudenhaſt an Körner, an Karl Auguſt abgehen ließ, läßt das vermuthen. „Ich muß Dir unverzüglich ſchreiben, ich muß Dir meine Freude mittheilen, lieber Körner. Das, wonach ich mich ſchon, ſo lange ich lebe, aufs feurigſte geſehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los, ich habe die längſt gewünſchte Unabhängigkeit des Geiſtes. — Ich habe die nahe Ausſicht, mich ganz zu arrangiren, meine Schulden zu tilgen, und, unabhängig von Nahrungsſorgen, ganz den Entwürfen meines Geiſtes zu leben. — Ich habe endlich einmal Muße zu lernen und zu ſammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten.“ Schiller antwortete Baggeſen, den beiden Wohlthätern, wie ſichs gehörte. Den Vorgang in Hellebek nannte er „nektariſche Blumen, die ein himmliſcher Genius dem kaum Erſtandenen vorhielt.“ Eine Ueberſiedelung nach Dänemark lehnte er aus Rückſicht für ſein Verhältniß zu Karl Auguſt ab, doch ſprach er die Hoffnung einer Reiſe dorthin aus, die ſich indeß nie erfüllte. Natürlich entſpann ſich ein Briefwechſel, jedoch weder Reinhold kam ſeinem Herzen näher, noch konnte ihm Baggeſen's Begeiſterung zu einer dauernden Freundſchaft genügen.

Schiller dachte nun vor Allem an ſeine Schulden. Seit Jahren lag ihm namentlich eine Wechſelſchuld hart auf der Seele, die dem Leſer der Körner'ſchen Briefe als der Beit'ſche Wechſel bekannt iſt. Die Prolongationen koſteten viel Geld. Schiller hatte durch Körner einiges abzahlen laſſen, jetzt meldet er Körner, er wolle Beit bezahlen, Körner möge ſich nach der Summe erkundigen. Aber was erhielt Schiller zur Antwort? „Beit's Wechſel ſind ſchon lange in meinen Händen.“ Beit hatte bei der letzten Prolongation zu große Forderungen gemacht und da Körner wußte, daß Schiller in jener Zeit „auf dem Sande“ war,

ſo tilgte der leichtſinnige Familienvater die ganze Schuld, ohne Schiller ein Wort zu ſagen, ja ohne auch nur die Summe zu notiren. Mühſam mußte Schiller aus Briefen zuſammenſuchen, wie viel er Körner wiederzugeben hatte. Dieſer rieth ihm, dringendere Poſten zu bezahlen und fügte hinzu: „ich denke wir verſtehen uns über dieſen Punkt.“ Ein ſolcher Mann durfte auf die Meldung der fürſtlichen Gabe mit den Worten erwiedern: „Eine traurige Empfindung miſcht ſich bei mir in die Freude über Dein Glück, — daß wir in einem Zeitalter und unter Menſchen leben, wo eine ſolche Handlung angeſtaunt wird, die doch eigentlich ſo natürlich iſt.

Im Januar kam Schiller's Krankheit, vielleicht in Folge der Erſchütterungen wieder. Aber die Freude, ein Reitpferd — zur Equipage kam es nicht — ſtellten ihn zum Frühjahr leidlich wieder her. Er konnte im April 1792 die ſo oft beſchloſſene Reiſe nach Dresden antreten, auf welcher ihn ſeine Lotte, Fiſchenich und ein junger Philoſoph, der Däne Hornemann begleitete. Wiewohl oft von Leiden unterbrochen, erquickte ihn doch der Verkehr mit den Treuen. Als er nach Jena zurückgekehrt war, konnte er am dreißigjährigen Kriege fortarbeiten und am 21. September 1792 den letzten Bogen an Göſchen abſenden. „Jetzt bin ich frei und ich will es für immer bleiben. Keine Arbeit mehr, die mir ein Anderer auflegt oder die einen andern Urſprung hat, als Liebhaberei und Neigung.“

Indem er dieſe Worte ſchrieb, blühte bereits ein neuer Strauß nektariſcher Blumen in ſeinem Hauſe. Längſt hatte ſich Schiller vorgenommen, längſt verſprochen, ſeine Eltern zu beſuchen. Jetzt konnte er ſeinen Vorſatz ausführen. Aber die Mutterliebe ließ ſich nicht länger vertröſten. Frau Schiller unternahm bei ſchlechter Witterung und ſchlechten Wegen, nur begleitet von Nannettens funfzehnjähriger Munterkeit, die große Reiſe und lag noch zwei Tage früher, als Schiller erwartet, in den Armen des wiedergeſchenkten Sohnes; ach, ein Troſt, nach dem ſie zehn Jahre lang mit der Sehnſucht einer Mutter gebangt hatte, ein Lohn, der ihr ſo nahebei grauſam wäre geraubt worden. Die kränkliche Frau, ſie war jetzt bei weitem geſunder als der Sohn auf der Höhe ſeiner männlichen Jahre, ja ihr Ausſehen war des Kranken ſtille Augenweide, ihr Ausſehen ſprach ihn von einer Schuld frei, die oft dem Beſten zu vermeiden am wenigſten möglich iſt.

Schweſterlein Nannette ſtahl ſich raſch in Aller Herzen, nicht zuletzt

in das des Bruders, der ihre Seelengüte, ihre Natürlichkeit seinem Körner aufs freudigste rühmen mußte. Barg sie doch in der bescheidensten Hülle treffliche Anlagen und den geheimen Wunsch, die Gestalten des vergötterten Bruders einst auf der Bühne darstellen zu dürfen, ja, wie ihre Rezitation bewies, ein entschiedenes Talent zur Bühne. Nachdem Schiller die Seinen auch nach Rudolstadt geführt hatte, traten sie die lange Heimreise an, das Versprechen mitnehmend, daß die Zurückbleibenden sobald als möglich nach Schwaben folgen würden.

Denn auch dort brannte ein Herz nach dem Anblick des Sohnes. Der alte Major war den Siebzigen nahe. Da ließ sich nichts mehr aufschieben. Als der nächste Sommer kam, zog die kindliche Liebe immer stärker an Schiller's Herzen. Die Liebe zur Heimath vermischte sich mit diesem Gefühle und der Schwabe, den er ganz abgelegt zu haben glaubte, regte sich mächtig in ihm. Von den Lüften des vaterländischen Himmels hoffte er genesende Labung für seine kranke Brust. Und noch ein andrer Grund trieb ihn zu dieser Reise an. Seine Lotte war schon seit längerer Zeit leidend, ihre Kränklichkeit warf einen Schatten über seine besten Freuden. Von den schwäbischen Aerzten hoffte er Rath und Auskunft über ihren Zustand. Sein Jugendfreund, Wilhelm von Hoven, als Hofmedikus in Ludwigsburg angestellt, galt für einen geschickten Arzt. In Heilbronn lebte Doktor Gmelin, wegen seiner magnetischen Kuren gesucht und gepriesen. Aber solcher Wundermänner bedurfte es nicht und wie ganz anders sollte man Hoven's Beistand brauchen! Denn, Freude über Freude, eben als sie sich zur Reise anschicken wollten, machten die Gatten die Entdeckung, daß Lottens Zustände eine sehr natürliche Ursache hatten. Jetzt war der Jubel groß. „Ich werde zugleich, schrieb Schiller frohlockend an Körner, die Freuden des Sohnes und Vaters genießen und es wird mir zwischen diesen beiden Empfindungen der Natur innig wohl sein. — Es ist mir, als wenn ich die auslöschende Fackel meines Lebens in einem andern wieder angezündet sähe und ich bin ausgesöhnt mit dem Schicksal.“ Schiller beschloß in der freien Reichsstadt Heilbronn seinen Aufenthalt zu nehmen. In einem eigends gemietheten Wagen machte man sich auf die Reise und war am 8. August am Platze. Ohne Verzug und ohne beim Herzog anzufragen, eilte Schiller nach der Solitüde. Welch ein Wiedersehen! Wie mannichfache Gefühlsstimmen redeten hier in stürmischem Tumult zusammen! Schiller

im Vaterhauſe, das er einſt als Flüchtling mit verweinten Augen ohne Wiſſen des Vaters verlaſſen, der böſe, einzige, eigenſinnige, wundervolle Fritz! Jeder genoß zu ſeinem eigenen Glück noch die Freude aller Andern. Schiller erſtaunte ordentlich über das jugendliche und geſunde Ausſehen des Vaters. Aber er konnte ſeinem Körner bald das Toilettengeheimniß des Alten verrathen: „er iſt, ſchreibt Schiller, in ewiger Thätigkeit und dies iſt es, was ihn geſund und jugendlich erhält.“

Es war noch Jemand in Schwaben, den Schiller früher einmal Vater genannt hatte. Schiller war einigermaßen geſpannt, wie ſein fürſtlicher Erzieher ſich ihm gegenüber verhalten werde. Er ſchrieb an ihn von Heilbronn aus in dem Ton eines ehemaligen Zöglings. Aber Karl Eugen war damals ein gebrochener Mann und hatte bald Wichtigeres zu bedenken, als das Anliegen eines von ihm immer für undankbar gehaltenen Eleven. Schiller erhielt keine Antwort, aber daß der Herzog nicht mit kleinlicher Tyrannenſeele zürnte, bewies er, indem er dem Major, den er ſchwer in ſeinem Poſten entbehren konnte, erlaubte, mehrmals ſeinen Sohn in Heilbronn zu beſuchen. Durch Freunde erfuhr Schiller, der Herzog habe öffentlich geäußert, Schiller werde nach Stuttgart kommen und von ihm ignorirt werden. Das war Schiller gerade recht. Mit ſo ſchmeichelhaften Ausdrücken über die Vorzüge der Stadt Heilbronn ſich Schiller auch dem Schutz eines hochwohlgebornen Magiſtrats empfohlen hatte und ſo trefflich ihm ſeine zweite Schweſter Luiſe die Wirthſchaft führte, die er ſich, des theuren Gaſthofslebens bald überdrüſſig, vollſtändig hatte einrichten müſſen, ſo wenig ſagte ihm Heilbronn auf die Dauer zu. Gmelin war zwar ein „fideler Patron“, in deſſen Geſellſchaft der billige Neckarwein ſich gar angenehm trank, aber ſeine Anſichten über Magnetismus machten Schiller nur ungläubiger in dieſem Punkt. Nach einem Aufenthalt von vier Wochen zog Schiller nach Ludwigsburg, wo er bereits ſeinen Wilhelm von Hoven beſucht hatte. Kaum war Schiller ſechs Tage dort, ſo hatte er ein paar ſehr bange Stunden zu erleben, in denen Hoven und Karoline von Benlwitz ihm getreulich Geſellſchaft leiſteten und bald darauf (es war ſpät Abends und Schiller hatte ſich, todt müde, zu Bette gelegt) einen der ſeligſten Augenblicke ſeines Lebens. Kant und Goethe und alle Weisheit und Realiſtik der Welt in Ehren! Aber der Schrei aus der Bruſt ſeines Jungen, welcher ihm ankündigte, daß er Vater ſei, iſt ernſtlicher von dem Biographen

für Schiller's „Selbſtverſtändigung“ in Erwägung zu ziehen, als die längſten Unterhaltungen mit Goethe. Und doch dünkt es mich Sünde, bei ſolcher Erfahrung an irgend andre Wirkungen zu denken, als die nächſten, als daran, daß es Schiller „zwiſchen dieſen beiden Empfindungen der Natur innig wohl war.“ Es war beides erfüllt, was er gehofft hatte. Denn jetzt ſah er auch ſeinen Vater ſehr oft. Der kerngeſunde Major fand es plötzlich ſehr nöthig, zu ſeiner Stärkung nahe bei Ludwigsburg ein Bad zu gebrauchen und wiewohl der Herzog ſehr gut wußte, was mit dieſer Kur gemeint war, ſo gab er doch ohne Weiteres ſeine Genehmigung. Der Alte konnte jetzt am Enkel und Sohn zugleich all das närriſche Zeug erleben, was er, dazumal im Felddienſt abweſend, an ſich und ſeinem Friedrich nicht erlebt hatte. Es verſteht ſich von ſelbſt, was Conz erzählt, daß Schiller in alle Tollheiten verfiel, in welche junge Väter zu verfallen pflegen, daß er zum Beiſpiel verſicherte, er werde ſeinen Herzenskarl, ſeinen Goldſohn ganz nach Quintilian's Grundſätzen erziehen. Ja, in dieſen närriſchen, milden, erziehungswüthigen Tagen war es wohl auch, daß er für ſeinen alten Lehrer Jahn, der jetzt in Ludwigsburg wieder den Ovid traktirte, eine Lektion übernahm. Er ſah jetzt viele ſeiner Jugendfreunde, Peterſen kam von Stuttgart herüber, und ſo hingegeben war Schiller den alten Burſchen, daß ſich nach Hoven's Erzählung eine dieſer Begegnungen würdiglichſt an die Scenen anſchloß, welche im kleinen Parterrezimmer geſpielt hatten; zumal Peterſen, zu nicht geringem Schaden des kranken Freundes, immer noch des Grundſatzes lebte, daß die Pflanze der Freundſchaft feucht zu halten ſei.

Schiller fand bald, daß mancher dieſer Braven verbauert war. Selbſt Hoven war ein wenig ſtehen geblieben und kam ſein Lebenlang nie über Garve hinaus. Abel und Conz ſah Schiller in Tübingen. Mit Magiſter Conz hatte er durch die Alten einigen innern Zuſammenhang. Aber auch dieſe Beiden verwunderten ſich, mit welcher Superiorität er über die erſten literariſchen Größen urtheilte. Was Wunder, war er doch ſelber ein weniges von der Sorte geworden. Uebrigens erſchien er den Freunden ſehr fortgeſchritten und Hoven entwirft von ſeiner äußern Erſcheinung das vortheilhafteſte Bild. „Sein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anſtand in ſeinem Betragen, an die Stelle der vormaligen Nachläſſigkeit war eine anſtändige Eleganz

getreten und ſeine hagere Geſtalt, ſein blaſſes kränkliches Ausſehen vollendete das Intereſſante ſeines Anblicks. Leider war der Genuß ſeines Umgangs häufig, faſt täglich durch ſeine Krankheitsanfälle geſtört; aber in den Stunden des Beſſerbefindens — in welcher Fülle ergoß ſich da der Reichthum ſeines Geiſtes! wie liebevoll zeigte ſich ſein weiches, theilnehmendes Herz! wie ſichtbar drückte ſich in allen ſeinen Reden und Handlungen ſein edler Charakter aus! wie anſtändig war jetzt ſeine ſonſt etwas ausgelaſſene Jovialität, wie würdig waren ſelbſt ſeine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden."

Hätte Hoven nur in die Seele des Freundes blicken können! Hätte er ſehen können, wie wehe es Schiller that, daß ihm gerade dieſe Vollendung an ſeinen Freunden ſo wenig entgegenkam. Als hätte die große Freude ihren natürlichen Rückſchlag verlangt, ſo ſank jetzt mit dem Eintritt des Winters, unter der Laſt des Siechthums und unter der Furcht vor dieſer Laſt die Seele ſelbſt dieſes Helden der Geduld in die allertiefſte Schwermuth, in eine Niedergeſchlagenheit dahin, wie ſie ihn ſeit den Mannheimer Tagen nicht wieder bewältigt hatte. Es iſt wahr, Körner hatte ſeine univerſalhiſtoriſchen und namentlich ſeine philoſophiſchen Arbeiten, von denen wir ſpäter zu berichten haben, nicht mit ſeiner gewöhnlichen Wärme aufgenommen, Körner wollte immer nur den Dichter in Schiller anſpornen. Aber zu dem Geſtändniß, wie bitter weh dieſe kältere Aufnahme ihm that, hätte ſich Schiller doch nicht hinreißen laſſen, wenn nicht ſein unglücklicher Körperzuſtand ihm gerade jetzt allen Muth, alle Muße, alle Lebenshoffnung geraubt hätte. Nie war er an Entwürfen zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten reicher geweſen, und nur wenige konnte er in den Pauſen ausführen, die ihm ſein hartnäckiges Leiden ſo ſparſam zuwog. Alle ſeine Gefühle waren durch ſeine geſchwächten Nerven reizbarer, für alle Schiefheiten der Menſchen war er empfindlicher. Je mehr er das Ideal eines äſthetiſchen Umganges in ſich trug — er ſchrieb damals die Briefe über äſthetiſche Erziehung — deſto mehr erſchienen ihm ſeine Freunde in dieſem Punkte verwahrloſt. Er fürchtete einen neuen Krankheitsanfall für den Januar. „Gebe nur der Himmel, ſchreibt er an Körner, daß meine Geduld nicht reiße und ein Leben, das ſo oft von einem wahren Tode unterbrochen wird, noch einigen Werth für mich behalte." Wie Hoven dieſer Krankheitsanfälle einen ſchildert, der Schiller Abends auf einem weiteren Spaziergange über-

raſchte, ſo müſſen ſie wohl einem wahren Tode geglichen haben. Denn ſelbſt der Arzt erbebte beim Anblick dieſer Qualen, bei denen die Gefahr der Erſtickung immer den furchtbarſten Bruſtkrampf begleitete. Wer verdenkt es dem armen Dulder, daß er bei der gänzlichen Ausſichtsloſigkeit zum Beſſern ängſtlich die Spanne Zeit abmaß, welche ihm durch die Gunſt edler Menſchen zur Muße geſetzt war, daß er in Rückſicht ſeines Sohnes bedauerte, nicht fähig zu ſein, ſich um eine Hofmeiſterſtelle bei dem weimar'ſchen Prinzen zu bewerben, daß er trübe in die politiſche Welt ſah und mit ſich, ſeinem Genius, ſeinem Körner und aller Welt grollte.

In dem Briefe vom 10. Dezember, dem ſchwermüthigſten, den Schiller geſchrieben hat (das iſt wohl zu beachten), ſteht das bekannte bittre Wort Schiller's über ſeinen fürſtlichen Erzieher, ein Wort, demjenigen ſehr widerſprechend, welches Hoven am Grabe Karl Eugen's aus Schiller's Munde vernommen haben will. Karl Eugen hatte am 24. Oktober, während Schiller in Ludwigsburg wohnte, das Ziel ſeiner Tage erreicht. Nun erhob ſich mancher laute Tadel, der furchtſam bei ſeinen Lebzeiten im Winkel geflüſtert oder ganz verſchwiegen war. Daß Schiller gegen ſolch ein Betragen am Grabe Karl's proteſtirte und ſeine Tugenden hervorhob, iſt gewiß glaublich. Daß er zwei Monate ſpäter in einer Minute, wo er mit der ganzen Welt und ſich ſelbſt im Widerſpruch war, an Körner ſchrieb: „Der Tod des alten Herodes hat weder auf mich noch meine Familie Einfluß", iſt ebenfalls nicht zu verwundern; eben ſo wenig, daß er fortfährt „außer daß es allen Menſchen, die unmittelbar mit dem Herrn zu thun haben, wie mein Vater, ſehr wohl iſt, jetzt einen Menſchen um ſich zu haben. Das iſt der neue Herzog in jeder guten, aber auch in jeder ſchlimmen Bedeutung des Wortes." Herodes hieß bekanntlich der Große und Schiller liebte die Charaktere, welche Anlage zu großen Fehlern und Tugenden zeigten, mehr, als die „Menſchen." Ich glaube ſomit, daß das Wort bei Hoven ſich ſehr wohl mit der Aeußerung Schiller's in ſeinem melancholiſchen Briefe an Körner verträgt*). Als der alte Major

*) Nirgends zeigte ſich die Manier, durch bloße Briefſammlungen das Bild eines großen Mannes zuſammenzuflicken, mehr in ihrer Unzulänglichkeit, als bei ſolchen Gelegenheiten.

ſeinen Sohn bat, ein Beglückwünſchungsſchreiben an den neuen Regenten zu richten, lehnte Schiller ein ſolches Anſinnen feſt und würdig ab.

Der ominöſe Januar ging glücklich vorüber. Allmählich faßte der Kranke wieder Glauben an beſſre Tage. Mutter und Kind erfreuten ſich des herrlichſten Wohlſeins und als Schiller vollends mit den erſten Zeichen des Lenzes ſeinen Aufenthalt nach Stuttgart verlegte, als er hier in ſeinem Gartenhauſe bei einem beiſpiellos frühzeitigen Frühling unter blühenden Bäumen die milden Lüfte einſog, an denen ſeine Kindheit erſtarkt war, da ward es endlich hell in der verdüſterten Bruſt. In Stuttgart empfand er zu ſeiner größten Erheiterung und Erholung, wie viel die Akademie zur Aufhellung der Köpfe, zu einem für Süddeutſchland ungewöhnlichen Flor der Künſte mitgewirkt hatte. Denn hier fand er, was er in Heilbronn und Ludwigsburg ſo ſehr entbehrt hatte, Umgang, der auf gemeinſamen künſtleriſchen Intereſſen ruhte. Dannecker modellirte in dieſer Zeit Schiller's kleinere Büſte und aus ſeinem ſinnigen Geſpräch, in ſeinem Atelier that Schiller manchen Blick in das Weſen der plaſtiſchen Kunſt, in die Kunſtwelt Roms, welcher Dannecker mehrere Jahre angehört hatte. Das Alles kam ihm gar gut bei ſeiner Aeſthetik zu Statten. Aber auch mit Hetſch, mit Scheffauer, mit dem als Landſchafter wohlberufenen Kaufmann Rapp verkehrte er, wenn er auch ſchwerlich des Letzteren Gedanken, wie Schwab meint, zur Rezenſion der Matthiſſon'ſchen Gedichte benutzte. Einen eifrigen Kantianer, für ihn damals die unentbehrlichſte Geſellſchaft, entdeckte er zu ſeiner Freude in dem katholiſchen Kaplan des verſtorbenen Herzogs. Was Wunder, daß Schiller jetzt den Werth der Akademie anerkannte und lebhaft die Aufhebung dieſes merkwürdigen Inſtitutes bedauerte, welche im Anfang des Jahres 1794 erfolgte. Schiller konnte ſich's nicht verſagen, mit ſeiner Lotte die Räume zu beſuchen, in denen ihm ſo viele trübe und frohe Erinnerungen wie abgeſchiedene Geiſter begegnen mußten. Der Herzog todt, die Akademie vernichtet — gewiß viel, gar viel ging in jenen Tagen durch Schiller's Seele. Ich möchte es aus ſolcher Stimmung erklärlich finden, daß er den Dichter der Kindheit und Heimath, der Geiſter und Elfen, Matthiſſon, den er in Ludwigsburg perſönlich kennen gelernt hatte, und ſeine zum Theil doch unvergänglich ſchönen Schilderungen mit ganz beſonders wohlgefälligem Auge anſah. Dieſes Maß, dieſer nie aus dem Geleiſe des Geſchmacks, wenn auch

des Dichterischen weichende milde Ernst, that dem Genesenden wohl. Eine fast krankhafte Sehnsucht nach Einfachheit hatte unsern Dichter schon ergriffen, als er nach Don Carlos die Alten kennen lernte. Diese Forderung sah er zum Theil in Matthisson erfüllt. Aber es ist sein eigenes Mitaufnehmen der Kraft und Leidenschaft geschildert, wenn er zum Schlusse seiner Rezension über Matthisson die weichere Poesie auf das Vorbild des Achilles hinweist, der sich im Kreise thessalischer Jungfrauen zum Helden aufrichtet. Doch, daß ich mir selbst nicht vorgreife. Ich wollte nur die natürlichen Grundlagen schildern, auf welchen sich ein neuer Schiller erhob. Denn das ist wohl nicht zu bezweifeln, daß nicht zum geringsten Theil durch seine Krankheit, wie durch Alles, was in diesem Abschnitt erzählt ist, Schiller's Wesen jene große Läuterung und Klärung erhielt, welche später in den geweihtesten Momenten seines Gesprächs Humboldt und Goethe so überirdisch ergriff, so elektrisch berührte. Es mußte ja dem Menschen, und wenn er auch kein Kantianer gewesen wäre, wohlthun, die nächsten sittlichen Pflichten einmal mit Verleugnung alles Ehrgeizes erfüllt, die nächsten natürlichen Empfindungen in ihrer ganzen Stärke erfahren zu haben. Mit solcher Befriedigung, mit der Hoffnung, die Seinigen alle noch einmal wiederzusehen, reiste er in den ersten Tagen des Mai von Stuttgart ab, besuchte in Nürnberg seinen Freund Erhard, und war am 15. Mai 1794 wieder in Jena.

# III.

## Schiller und die Revolution.

Die Jahreszahlen 1789—1794 zeichnen, wo ſie auch auftreten, einen hiſtoriſchen Hintergrund von grandioſer Perſpektive. Ihn ganz zu verdecken, iſt auch der kräftigſte Vordergrund nicht fähig, ſich gegen ihn zu behaupten, vermag nur die gleichzeitige äſthetiſch philoſophiſche Bewegung in Deutſchland mit ihren Haupthelden Kant, Schiller und Goethe. Kein deutſcher Dichter aber nimmt eine ſo eigenthümliche Stellung zur Revolution ein, wie Schiller, auf Keinen hat ſie ſo nachhaltig gewirkt, ja ſelbſt in ſein perſönliches Geſchick hat ſie wie eine gewaltige Schickſalshand eingegriffen.

Während Wieland, Klopſtock und eine Reihe von Schriftſtellern die erſten Thaten der franzöſiſchen Vernunft mit ſtürmiſchem Enthuſiasmus aufnahmen, Goethe ſie wie eine geſpenſtiſche Nachterſcheinung floh, hatte Schiller von Anfang an für die ganze Bewegung einen nüchtern hiſtoriſchen Blick. Von Jugend auf mit Franzoſen verkehrend, ich erinnere nur an ſeinen Feind Maſſon, haßte er früh mit Leſſing'ſchem Haß ihre literariſchen Windbeuteleien, Voltaire und die Materialiſten und verdammte das Volk, das einen Rouſſeau von ſich ſtieß. Seine Anſichten wurden gemäßigter, ſchon 1787 ſetzte er Diderot, in einem Briefe an Körner, über Rouſſeau, und in ſeiner Rezenſion einer Goldoni'ſchen Schrift (1790) verſpottete er ganz offen Rouſſeau's kleinliche Eitelkeit. Schiller las zwar nicht regelmäßig die Zeitung, doch gaben ihm Bode's Schilderungen von der franzöſiſchen Nation im Ganzen ein trauriges Bild, deſſen dunkle Farben durch Wilhelm von Wolzogen's Berichte aus Paris 1788 noch eine dunklere Laſur erhielten. Dennoch behielt Schiller ein

ästhetisches Interesse für Paris, etwa wie für das Schauspiel eines großen Brandes. In jener Zeit las er Montesquieu's: considerations sur la grandeur et la décadence des Romains und Gibbon's römische Geschichte. „Wer Sinn und Lust für die große Menschenwelt hat, schrieb er in Bezug auf Wilhelm von Wolzogen's Ansichten über Paris an die Rudolstädter Schwestern, muß sich in diesem weiten großen Element gefallen. Wie klein und armselig sind unsre bürgerlichen Verhältnisse dagegen. — Paris freilich dürfte auch dem philosophischen Beobachter vielleicht einen widrigen Eindruck geben, aber einen kleinen gewiß nie, denn auch die Verirrungen eines feingebildeten Staates sind groß. Was für eine prächtige Erscheinung ist das römische Reich in der Geschichte auch bei seinem Untergang." Wie gesagt, Nichts von politischen Hoffnungen, die von Frankreich erfüllt werden sollten. Dagegen hieß es in der Geschichte der niederländischen Rebellion: „Die Kraft, mit der das niederländische Volk handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagestück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen." Wiewohl Schiller diese Worte (aus Wieland's Merkur 1788, I. S. 6) nicht in der spätern Ausgabe stehen ließ, so bezeichnen sie hinlänglich, was er von seinem Volke hielt.

Dabei war seine Gesinnung keineswegs beschränkt national. Als er am 13. Oktober 1789 mit Körner über historischen Styl korrespondirte, schrieb er: „Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders) nicht stille stehn." Wenn er auch den Staat und das Nationale gelegentlich als Mittel zur Kultur der Gattung preist, die letztere war ihm die Hauptsache.

Zur Zeit, als Schiller sich in Lauchstedt verlobte, kam dort die Nachricht von der Erstürmung der Bastille an. Die Frauen jubelten, Schiller nahm die Nachricht mit ahnungsvollem Ernste auf. Wir wissen, wie fest er damals seine Zukunft an Dalberg's Thronbesteigung knüpfte, und hiemit gewann für ihn die politische Frage ein starkes persönliches Interesse. Durch die Beschlüsse vom 5. August 1789 hatte sich Frankreich mit einem Schlage abgerundet, mancher Reichsstand, vor Allem

Kurmainz, das künftige Land des Koadjutors, deſſen Einkünfte, da die Grenzen geiſtlicher Herrſchaft über die nationalen Grenzen hinausragten, vielfach aus franzöſiſchem Gebiete floſſen, war ſtark verkürzt. Noch in demſelben Jahre ſtellte man in Frankreich die Güter der Geiſtlichen den darbenden Finanzen zur Verfügung. Es war ein Streich, den die geſammte Geiſtlichkeit mitfühlte. Dalberg, der freiſinnige Dalberg, wurde bedenklich. Wenn Karoline von Wolzogen von der Mainzer Kolonie ſchöner Seelen phantaſirte, ſprach er wohl ernſt, „es ſei unmöglich, daß von einer Geſellſchaft von 600 Menſchen — und es waren ihrer weit mehr — etwas Vernünftiges beſchloſſen werde*). Ein Sturm könne noch Alles vernichten.“ Und der Sturm kam. Im Dezember 1789 brachte der Dichter Salis die Nachrichten von den erſten Ausbrüchen der Pariſer Volkswuth mit nach Weimar und der Jubel der Damen verſtummte. Die Emigrationen begannen. Schritt für Schritt wurde das Orakel der Ahnen: après nous le deluge! an dem unglücklichen Könige wahr. Mit jedem Schritte, den dieſer traurig verſtrickte Oedipus that, um ſie zu vermeiden, näherte er ſich der unvermeidlichen Erfüllung. Die Klügſten, die doch wußten, daß die Folgen böſer Thaten nicht ausbleiben, erreichten durch ihre Verſuche, ſie aufzuhalten und zu vermeiden Nichts, als, die furchtbare Erhabenheit dieſer Folgenmacht und die Ohnmacht ſolcher Verſuche allen Völkern und Herrn zu entfalten.

Und die Völker ſchauten und lernten. Die meiſten im Publikum dachten damals wie Körner, der das Walten einer höheren Hand in dieſer Bewegung ſah. Andre erwarteten blos mit theatraliſcher Luſt den Ausgang. Schiller hatte bis zum Frühjahr 1790 ſo viel mit ſich ſelbſt zu thun. Am 28. Februar 1790 ſtarb der große Stürmer auf dem Throne Joſeph II. und gab ſeine ſaure und vergebliche Arbeit an die Völker und die Könige des Geiſtes ab. Man ſprach von Rüſtungen und England begann ſie. Schiller ſchreibt am 15. April, jungverheirathet: „die politiſche Welt intereſſirt mich jetzt. Ich zittre vor dem Kriege; denn wir werden ihn an allen Enden Deutſchlands fühlen.“ Eine geraume Zeit verging, ehe die Fürſten einig wurden. So niet-

*) Wachsmuth legt in ſeiner verdienſtvollen Schrift: Weimar's Muſenhof, S. 112. Schiller dieſe Worte in den Mund. Der Zuſammenhang bei Karoline von Wolzogen ergiebt, daß ſie von Dalberg geſprochen ſind.

und nagelfest sah noch Alles am Rhein aus, daß im Spätjahr 1790 Forster und Huber unsern Dichter nach Mainz ziehen wollten. Indessen Schiller hoffte auf Dalberg's Thronbesteigung. Er hoffte, daß „gewisse Leute" (der alte Kurfürst) nicht ewig leben würden. Gleich darauf war Schiller selbst dem Tode nah und seine ganze Politik war, Athem zu bekommen. Jetzt kam die Lavine drüben ins Rollen. Am 21. Juni floh der König, am 22. war er ein Gefangener. Die Emigrirten, Preußen, Oestreich brachten es durch Drohungen und Rüstungen so weit, daß die Nationalversammlung am 20. April 1792 den Krieg beschloß und bald standen drei französische Heere an der deutschen Grenze. Nun erschienen die Kriegserklärungen der Alliirten und jenes Manifest, welches bei dem geringsten Angriff auf die Tuilerieen die Stadt Paris mit einer exemplarischen Rache bedrohte. Antwort der Stadt Paris: der Sturm auf die Tuilerien und die Gefangensetzung der königlichen Familie. Der militärische Spaziergang begann. Neue Antwort der Stadt Paris: die Septembermorde. Die Kanonade von Valmy erschütterte drei Tage lang die Luft. Antwort der Stadt Paris: die Erklärung der Republik (22 September). Und als der König von Preußen von unendlichem Regen begossen abzog, da sagte Goethe, der sich im Gefolge von Karl August befand, um seine Meinung befragt: „von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus und Ihr könnt sagen: Ihr seid dabei gewesen." Nun wurden die Franzosen die Angreifer. Am 19. Oktober rückte General Küstine vor Mainz, am 21. fiel die Reichsfestung und Georg Forster begann seine tragische Rolle. Wer ihn darum verdammt, der hebe nur gleich einen Stein für Schiller auf.

Schiller hatte seit längerer Zeit eifrig den Moniteur gelesen und aus den Verhandlungen des Konvents, die er mit Spannung verfolgte, bessere Erwartungen von den Franzosen geschöpft. Das schrieb er am 26. November an Körner und setzte hinzu: „die mainzischen Aspekten werden sehr zweifelhaft für mich. Aber in Gottes Namen. Wenn die Franzosen mich um meine Hoffnungen bringen, so kann es mir einfallen, mir bei den Franzosen bessere zu suchen." Er dachte ernstlich daran, eine Reise nach Paris zu unternehmen*). Wollte er das französische Bürgerrecht geltend machen, welches, wie er durch den Moniteur er-

*) Schiller's und Humboldt's Briefe. S. 98.

fahren mußte, der Beſchluß vom 6. Auguſt 1792 ihm verliehen hatte, wenn er anders in dem Monsieur Gille, wovon das Dokument ſpricht, ſeinen Namen erkannte? Es mag manchem Leſer einen Reiz gewähren, ſich Schiller im Konvent zu denken. Aber ſo nahe dieſe Vorſtellnng liegt, ſo nahe liegt die Vorſtellung, ſich ihn auf dem Schaffotte zu denken. Denn er hatte keine geringere Abſicht, als für das Leben des Königs zu ſprechen.

Mit der wachſenden Gefahr für Ludwig Capet's Haupt wuchs dieſer Plan in Schiller's Seele. Bald mißbilligte er Forſter's Betragen, ebenſo das der andern Klubbiſten, deren Schritte ihm mehr von einer lächerlichen Sucht zur Prahlerei, als von geſunden Grundſätzen zu zeugen ſchienen. Er begann eine Vertheidigung des Königs zu ſchreiben, ſie ſollte zugleich (als ſolche loyale Maske hatte er ſchon Körner die engliſche Rebellion zur Bearbeitung empfohlen) den Regierungen ernſtliche Wahrheiten ſagen. „Hätte, ſchrieb er an Körner, jeder freigeſinnte Kopf geſchwiegen, ſo wäre nie ein Schritt zu unſrer Verbeſſerung geſchehen.“ Er fragte bei Körner an, ob er Jemand wiſſe, der gut ins Franzöſiſche überſetze. Die Sache war ihm heiliger Ernſt. Da Körner eine bedenkliche Miene zeigte, wandte ſich Schiller ſofort an R. Zacharias Becker in Gotha, der ſehr gewandt franzöſiſch ſchrieb, gab die Schrift auf mehrere Bogen an, verſprach ein anſtändiges Honorar von Göſchen und meinte, er werde durch Karl Auguſt Exemplare davon nach Paris vermitteln können. Aber die Geſchichte ging einen ſchnelleren Schritt. Am 21. Januar 1793 fiel Ludwig's Haupt. Ganz Europa empfand den Streich, wenige gewiß ſo ſtark, wie Schiller. Er wies das neue Bürgerrecht ſchaudernd von ſich. „Ich kann, ſchrieb er am 8. Februar an Körner, ſeit vierzehn Tagen keine franzöſiſche Zeitung mehr leſen, ſo ekeln mich dieſe Schinderknechte an.“

Er ſah ein, das Material zur neuen Republik, der franzöſiſche Menſch war faul. Er hatte einen Augenblick gehofft, „die phyſiſche Möglichkeit ſei gegeben, das Geſetz auf den Thron zu ſtellen, den Menſchen endlich als Selbſtzweck zu ehren und wahre Freiheit zur Grundlage der politiſchen Verbindung zu machen.“ Denn auch ihm galt, ohne daß er jeden Morgen ſeine Zeitung auf dem Kaffeebrett verlangte, „der Bau einer wahren politiſchen Freiheit als das vollkommenſte Kunſtwerk.“

Aber „vergebliche Hoffnung! Die moralische Möglichkeit fehlte und der freigebige Augenblick fand ein unempfängliches Geschlecht.“

„In seinen Thaten malt sich der Mensch und welche Gestalt ist es, die sich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet? Hier Verwilderung, dort Erschlaffung: die zwei Aeußersten des moralischen Verfalls und beide in einem Zeitraum vereinigt.“

So sprach Schiller im fünften Briefe über ästhetische Erziehung, dem Produkte des Jahres 1793. In der That eine der schrecklichsten Zeiten, die es für den Künstler geben konnte; aber er gab den Muth nicht auf. Was er vom Künstler verlangt hatte, daß er in sich zuerst den idealen Menschen herstelle, ehe er schaffe, das verlangte er jetzt als das Eine, was Noth that, vom politischen Menschen, ehe er handle. Und auf den Menschen als solchen, auf seine Erneuerung von innen heraus sind bis jetzt noch alle Zeiten zurückgegangen, die große Täuschungen brachten und große Kräfte verlangten. Der rohen Natur die Mäßigung, der erschlafften Verfeinerung Einfalt und Natur wiederzugeben, das hielt er für den einzigen Weg zur politischen Freiheit. Und als Mittel dazu galt ihm die wahre Kunst.

„Der Charakter der Zeit muß sich also von seiner tiefen Entwürdigung erst aufrichten, dort der blinden Gewalt der Natur sich entziehen, und hier zu ihrer Einfalt, Wahrheit und Fülle zurückkehren — eine Aufgabe für mehr als ein Jahrhundert. Unterdessen, gebe ich gerne zu, kann mancher Versuch im Einzelnen gelingen; aber am Ganzen wird dadurch nichts gebessert sein und der Widerspruch des Betragens wird stets gegen die Einheit der Maximen beweisen. Man wird in andern Welttheilen in dem Neger die Menschheit ehren und in Europa sie in dem Denker schänden. Die alten Grundsätze werden bleiben, aber sie werden das Kleid des Jahrhunderts tragen und zu einer Unterdrückung, welche sonst die Kirche autorisirte, wird die Philosophie ihren Namen leihen. Von der Freiheit erschreckt, die in ihren ersten Versuchen sich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtschaft sich in die Arme werfen und hier, von einer pedantischen Kuratel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturstands entspringen. Die Usurpation wird sich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, die Insurrektion auf die Würde derselben berufen, bis endlich die große Beherrscherin aller menschlichen Dinge, die blinde Stärke dazwischen tritt und den vorgeblichen Streit der Prinzipien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet.“

Wie hat man zweifeln können, daß Schiller den Ideen der Freiheit und einer geschichtlichen Entwickelung der Freiheit treu geblieben sei? Wenn er auch von Eckermann's Goethe, der oft ein Goethe dicht

nach Tiſche war, mehr Ariſtokrat, als Goethe ſelbſt, genannt wird! Wie hat man ihm endlich das lebendigſte politiſche Intereſſe abſprechen können, wenn er auch nicht in ſeinen Briefen kannegießert? Er, der ſich nach dem Glockenguß in Rudolſtadt umſah und nach dem Eskimo am Nordpol und dem wallenden Schaum der Mühle, nach dem er die berühmte Stelle im Taucher malte, er, dem Alles wichtig und wiſſenswürdig war, was Menſchen angeht! Aber freilich, er hatte einen wahren Prophetenblick und jenes Auge, das aus Wenigem überall den Zuſammenhang, das Nöthige, das Mögliche, das wirklich Lebendige ſpürt. Oder glaubt man, daß z. B. der Vorläufer Napoleon's, Dumouriez mit ſeiner Wallenſteinsrolle von ihm unbeachtet blieb?*) ja, daß Napoleon ſelbſt nicht von ihm vorausgeahnt wurde. Wären die oben angeführten Worte auch erſt für die Veröffentlichung der äſthetiſchen Briefe in den Horen nachgetragen, ſo iſt das, was Hoven in ſeiner Selbſtbiographie erzählt, ein Beweis, daß ſie vorher gedacht waren. „Die franzöſiſche Republik, ſprach Schiller zum Jugendfreunde zu Ende des Jahres 1793, wird eben ſo ſchnell aufhören, als ſie entſtanden iſt. Die republikaniſche Verfaſſung wird in einen Zuſtand der Anarchie übergehen und früher oder ſpäter wird ein geiſtvoller kräftiger Mann erſcheinen, er mag kommen, woher er will, der ſich nicht nur zum Herrn von Frankreich, ſondern auch vielleicht von einem großen Theile von Europa machen wird.“ Was iſt es denn anders, als eine Beſtätigung von Hoven's Erzählung, wenn Charlotte von Kalb berichtet: wie das ſchöngeiſtige Treiben in Weimar allmählich unter den Stürmen, die von Weſten tobten, verſtummt ſei, wie Wieland ſeinen Scherz verloren, Herder ſeinen Mißmuth vermehrt habe, „doch Einer ſtand, fügt ſie hinzu, das Gewirr und Treiben gleichmüthig erſchauend, umblickend, ob nicht ein Held erſcheine, die brauſenden Wellen zu zähmen, von der Natur zu dieſem Werke beſtimmt, gleich Cäſar und Coriolan, und daß er nicht vergebens harrte, bewies die Erfahrung. Von ihm wurde der Sieger beſungen.“ Dieſer Eine iſt Schiller, der Sieger, Napoleon, und der Geſang: Schiller's Wallenſtein. Zu derſelben Zeit, als Schiller jene prophetiſchen Worte zu Hoven

*) Es iſt in einer viel peſanteren und alſo für die Kunſt bedeutenderen Manier die Geſchichte von Dumouriez, ſo ſchreibt Goethe an H. Meyer, 6. Juni 1797, vom Wallenſtein.

ſprach, las er ihm bereits Scenen aus Wallenſtein vor und im März 1794 legte er die Korreſpondenz der äſthetiſchen Briefe bei Seite, um an dem Plan ſeines Dramas weiter zu arbeiten. Während er eine äſthetiſche Erziehung, mit Aufnahme eines zum erſten Mal auf die Vernunft gebauten Syſtemes des Schönen, für tauglich erwies, das Material des freien Staates zu bilden, ſchuf er zugleich ein Kunſtwerk, das, ohne Abſicht, ein erſtes Grundbuch jener Erziehung wurde. Denn es läßt ſich kaum ausdenken, mit wie vielen Fäden ſich dieſes Drama an die Zeit und das Vaterland knüpft. Indem es die deutſche Revolution da ergriff, wo ſie dem Verlauf der franzöſiſchen ähnlich wird und der Soldat den Prinzipienkampf entſcheidet, nahm er unſern Verluſt und unſern Beſitz, die Urſachen beider, die Einmiſchung des reichsſtändiſchen und kaiſerlichen Egoismus in die Sache der Religion, die glänzende Rohheit der Soldateska und mit leiſeren Strichen auch die Erſchlaffung eines überfütterten und liderlichen Städtelebens in ſein Bild auf, um in dieſem Chaos von wilden Kräften mit einem Rechtsgefühl zu richten, das eben vom Schaffotte Ludwigs kam. Denn ſicher, nicht blos Kant's Tugendbegriff, der durchaus nicht, wie ich beweiſen werde, ſo ohne weiteres der unſers Schiller war, ſondern ſein eignes zartes Gewiſſen und jenes Schaffot, das lebendige Erlebniß eines vor Mitleid aufſchreienden Herzens, hat man zu beachten, wenn man ſich über die unparteiiſche Entſcheidung einer Thekla, über die milde Verklärung der Maria und das ſtrenge Gericht des Dichters über Eliſabeth, über Johannes Parricida verwundern möchte. Ewig, was auch die verworrene Rohheit einer angeſehenen Kritik dagegen ſagen mag, gilt in der Kunſt als letzte Inſtanz nur und durchaus nur die Stimme der Menſchlichkeit, nicht des Bekenntniſſes, nicht des ſogenannten Fortſchritts und der Partei und damals galt es, ſie entſchieden zu reden.

Ganz Unrecht aber thut man dem Dichter, wenn man die nicht beendeten äſthetiſchen Briefe als ein für ſich beſtehendes Glaubensbekenntniß anſieht, als ob Schiller etwa eine forcirte Kunſtbildung allein für fähig hielte, die Welt zu retten. Man muß beachten, was damals allein zu ſchreiben erlaubt war, um richtig aufzufaſſen, was von Schiller geſchrieben wurde und eine gerechte Kritik wird den Schluß jener Briefe in Werken, wie Wallenſtein, die Jungfrau und Tell ſuchen und in der Schätzung des religiöſen und geſchichtlichen Lebens, welche aus dieſen

Werken jedem nicht ganz Blinden entgegenstrahlt, die vervollständigte Meinung des ganzen Schiller finden. Denn, was war damals erlaubt zu schreiben? Nicht blos einen gewaltigen Rückschlag der öffentlichen Meinung hatte die Hinrichtung des Königs zur Folge. Nicht blos die Wieland's und Klopstock's kehrten nur etwas später als die Preußen bei Valmy um, nicht blos Schiller schloß sich inniger an den Boden der Heimath an, und zeigte im Verein mit Goethe, mit selbst grausamer Politik gegen Forster und seine Genossen, das Antlitz des Patrioten — in der Vorstellungsart, gestand er schon 1792, könne kein Dichter seinem Vaterlande entfliehen — nicht blos das Weltbürgerthum ging einem großen Theil der gutmüthigsten Nation auf lange verloren, nein, ein viel schlimmerer Rückschlag erfolgte durch die blinde Furcht und die ohnmächtige Wuth der Kabinette.

Die Kabinette ließen, wie der ehrliche Voigt in einem Briefe an Hufeland fürchtete, „innerlich ihren Verdruß aus, den sie außerhalb ihrer Beherrschung nicht hatten tilgen können", sie rächten den französischen König, schmählich genug, allein an ihren Unterthanen. Die Preßfreiheit wurde beschränkt in Preußen, in Sachsen, in Oesterreich ꝛc. und die Lehrfreiheit ängstlich überwacht und verkürzt. Mit jener Witterung der unrettbar Verlorenen ahnten die Ministerien, daß die radikalste aller Wissenschaften die Philosophie, die Vernunft der wahren Jakobiner sei. Denn nur sie ist im Stande, die Resultate aller andern Wissenschaften für die Einheit des Geistes, die eigentliche Springfeder der Thaten, zum nährenden Blute zu machen. Auf sie ging man mit Verboten los. Selbst der ehrwürdige Kant mußte sich in Folge seiner Schrift: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" das strengste Verbot gefallen lassen, und Reverse, Verpflichtungen der Lehrer auf den durch die symbolischen Bücher festgestellten Kirchenglauben brachten manchen entschlossenen Mund zum Schweigen. Dem Merkur, selbst der Jenenser Literaturzeitung drohten in Preußen Verbote. Körner suchte durch ein freisinnig gemäßigtes Memoire über Preßfreiheit wenigstens auf seine Regierung einzuwirken. Und das Publikum? — man muß freilich immer ein öffentliches und ein geheimes in schlechten Staaten unterscheiden, das Publikum verhielt sich gleichgültig. Das öffentliche vergötterte lieber Kotzebue's Komödien, dessen Menschenhaß und Reue von 1790—94 den Triumphzug über alle Bühnen machte; das geheime,

zu dem Körner und alle Beſten gehörten, fluchte darüber und verzweifelte daran, daß ein ſolches Publikum ein Meiſterwerk nur verſtehen könne. Und dennoch war die äſthetiſche Strömung neben der Aufklärung bei weitem die mächtigſte des vorigen Jahrhunderts, ſie trug, wie aus einer innern Verwandtſchaft des germaniſchen und griechiſchen Geiſtes alle anderen Beſtrebungen in ihrem Schooß, und bot hierin eine Möglichkeit, die ſich erſt in ferner Zukunft bei uns vollkommen durchſetzen wird, den ganzen Menſchen mit allen Kräften der Phantaſie, des Herzens, der Sinne, des Verſtandes und der Vernunft zu demjenigen Kunſtwerk emporzutragen, welches auch Schiller für das höchſte hielt, zum Kunſtwerk einer wahren politiſchen Freiheit. Dazu war die Religion verflacht oder, wie von Kant ſelbſt, die chriſtliche Theologie in Mythologie aufgelöſt. Die Philoſophie ſchwieg, denn Kant war ein Mann des unbedingten Gehorſams gegen die beſtehende Obrigkeit, konnte auch getroſt ſeine früheren Werke ſtatt ſeiner reden laſſen, ja er war auf dem Punkte angelangt, wo eine Weiterführung und Ausbildung ſeines Syſtems für die künſtleriſch ideale Richtung des deutſchen Geiſtes nöthig wurde.

Bei ſo beſchränktem Wirkungskreiſe, wo über Philoſophie, Religion, Politik nicht zu reden erlaubt war, mußte wohl Körner ſeinem Schiller zurufen:

Von ihrer Zeit verſtoßen flüchte
Die ernſte Wahrheit zum Gedichte
Und finde Schutz in der Camönen Chor.

Zwar hatte die Wahrheit ſchon in Schiller's Dichtung dieſen Schutz gefunden, aber es war ein ganz beſonderer Segen, daß ſie gerade in dieſer Zeit einen Vertreter hatte, der ihre ſittlich geſchichtlichen Ideen — das iſt der Sinn jener Worte — ihrer ganzen Tiefe nach aufnahm und zugleich durch die vollendetſte Form der Phantaſie und dem Herzen einer Menſchheit zuführte, welcher die Kunſt ſelbſt durch einen Kotzebue vergiftet, andere Quellen verſchloſſen wurden, die Quelle der Abſtraktion nicht erreichbar war. Aber nicht blos als Künſtler, auch als Denker wußte er das „geheime Publikum“ zu tröſten und zu erheben. Was an ſeinen Briefen für äſthetiſche Erziehung verſchwiegen iſt, der eigentlich praktiſche Theil, der die Antinomie von Kunſt und Leben aufgelöſt hätte, durfte damals nicht geſchrieben werden, aber in dem Geſchriebenen erkannten friſche Geiſter, vom Huſarenoffizier wie Thielmann bis zum

Staatsmann, wie Genz, das Verschwiegene. Die Briefe über ästhetische Erziehung sind ebensosehr politische Publizistik, als Kunstphilosophie, ja es wäre mehr als blos geistreich gesagt, daß sie die Vertheidigung Ludwig's des Sechzehnten sind, in welcher den Regierungen Wahrheiten gesagt werden.

Schwerlich wären diese Briefe zu jener Zeit in Berlin oder Wien die Zensur passirt, wiewohl sie an den Herzog von Augustenburg geschrieben waren. Wenn es gestattet ist, auch bei der Ansicht, daß alle Thaten der Menschen nur Thaten des Weltgeistes sind, dennoch zu tadeln, so ist es gestattet, auch entsprechend zu rühmen. Der Weimarischen Regierung, ich sage ausdrücklich nicht blos Karl August, gebührt der Ruhm, in dieser Zeit zitternden Rückschlags, ewiger Denunziationen, händeringender Weisungen und Besorgnisse von Seiten der Mitnutritoren der Universität Jena mit einer wahrhaft ergötzlichen Klugheit, einer tröstlichen Zähigkeit die Würde und Ehre unseres Vaterlandes gerettet und in keinem Augenblicke die Fahne der Denk- und Lehrfreiheit verlassen zu haben. Aus den von A. Diezmann herausgegebenen Briefen des humoristisch braven Voigt an Hufeland redet oft in sehr unscheinbaren Seufzern und Fragen die ganze Noth jener Zeit, aber auch die unbeugsame, wenn auch noch so tief sich bückende Ehrenhaftigkeit deutscher Männer. Möser hatte Recht, jetzt wurden die kleinen Ländchen die Retter des Vaterlandes. Die Mainzer Aspekten waren Schiller für immer verdorben, aber die Weimarischen Aspekten waren gute Aspekten. Karl August ließ sich während „des Spaziergangs" fleißig ins Feldquartier berichten, was seine Professoren lasen. Man merkt die Nähe des Königs von Preußen und seiner Staatsmänner, wenn sich sein edles Herz einmal zu ostensiblen Worten zusammenzieht, wie diese „daß die Gelehrten nicht jeden Gedanken, den eine Indigestion supponirt, für einen inneren Beruf ansehen mögen, das Volk gegen scheinbare Bedrückung aufzurufen." Aber er vertrat doch im Stillen die Tollheiten seiner Gelehrten gegen Gotha und Dresden, erlaubte Voigt, den gemaßregelten Professor Schmidt aus Gießen zu berufen und Voigt war unermüdlich nach allen Seiten hin, hier eine Denunziation mit verstellter Erschrockenheit entgegenzunehmen, dort der Sache durch Hufeland unparteiisch nachforschen zu lassen, und sie dann in ihrem Nichts, oder so gelinde und günstig als möglich den „Geheimräthen" und den verwandten Linien darzustellen.

Im Dezember 1793 wagte man sogar, da Reinhold einen Ruf nach Kiel angenommen hatte, an die Berufung Fichte's zu denken, der in dem Geruche des entschiedensten Demokratismus und Atheismus stand. Als die Anstellung durch die persönliche Entschiedenheit Karl August's, zum Entsetzen der Gothaischen Regierung gelungen war, rieb sich Voigt vergnügt die Hände und schrieb an Hufeland mit einer aus merkwürdig komischen Ingredienzien gemischten Laune: „So werden wir also im Besitz der neuesten Philosophie bleiben und das Vorstellungsvermögen noch höher hinauf abstrahiren!"

Im Besitz der neuesten Philosophie! Das war das große Geheimniß Karl August's, die Mächte der Zeit zu versöhnen. Auf Fichte folgte Schelling, auf Schelling Hegel. Und alle diese Männer nahmen, vielleicht mehr, als sich nachweisen läßt, aus dem lebendigen Umgang mit Schiller und Goethe manches Weltgeheimniß auf, welches sich diesen beiden im Symbole der Kunst offenbarte. Auch eine Freundschaft wunderbarer Art, diese Freundschaft zwischen Kunst und Philosophie, wie sie sich nie vorher in der Welt geschlossen hatte, wie sie nimmer zerreißen müsse, so lange deutsche Sprache geredet wird.

Der Stifter dieses Bundes ist Schiller. Fragen wir endlich: Wie verhielt sich Schiller zur Philosophie?

# IV.

## Schiller und die Philoſophie.

Es ſcheint, als könne der Menſch nur dann eine Sache mit Eifer treiben, wenn er ſie ſich als alleinſeligmachend vorſtellt. Dafür ſprechen gewiſſe Richtungen in der Theologie, der Kunſt und Wiſſenſchaft. Heut zu Tage haben Viele das „Reelle", beſſer geſagt, das Hausbackne und Angenehme, in den Arm genommen und ſehen mit unausſprechlicher Verachtung auf das Reich der Ideen. So ſoll denn auch nach ihrer Meinung die Kunſtphiloſophie nicht blos Schuld ſein, daß ſo wenig produzirt werde, ſie ſoll auch nicht einmal zur Beurtheilung von Kunſtwerken taugen. Nichts ſei unfruchtbarer, ſagen Jene, als im Kunſtwerk nach dem geiſtigen Gehalt, nach der Idee zu fragen. Wenn ein Werk gefalle, ſo ſei das die Hauptſache. Und dennoch, dieſelben, die ſo ſprechen, fragen, wenn die Gelegenheit kommt, ſelbſt ganz artig danach, ob z. B. eine Dichtung ein Drama ſei oder nicht. Ja, wenn ſie einen Kunſtorganismus auch nur wie eine Pflanze anſehen, ſo können ſie ſich nicht enthalten, zu beurtheilen, welches der ihm inne wohnende Zweck und Zuſammenhang ſei. Allein ihr Reellen, ihr Männer des ſogenannten geſunden Menſchenverſtandes, die ihr der Faulheit und dem Dünkel ſo willkommen ſeid, denn jeder Narr kann mit Hülfe eurer Anweiſung wie ihr ſelbſt über unſre größten Geiſter räſonniren, ſeid vor Allem konſequent, leugnet die Würde der Kunſt, legt ſie zu den Genüſſen einer echten Havannah, und ſprecht nicht mehr davon, daß ſie irgend etwas mit dem Geiſt zu thun habe. So wie ihr zugebt, daß ſie etwas mehr ſei, als ein Vergnügen der untern Sinne, ſo gebt ihr die Kunſtphiloſophie

zu. Denn wer das Reich des Geiſtes betritt, unterwirft ſich ſeinen Geſetzen.

Es iſt nöthig, an dieſer Stelle ſolche Erklärung abzugeben. Sie iſt nöthig geworden durch die Uebergriffe der Kunſtphiloſophie. Auch ſie hielt ſich eine Zeit lang für alleinſeligmachend, ſie behauptete, es gehöre zum höchſten äſthetiſchen Genuß, ich ſage Genuß, ein Kunſtwerk mittelſt Darlegung ſeines Ideenkerns zu begreifen. Aber ſie hat in neueſter Zeit mit einer Erklärung unſres Viſcher dieſe Uebergriffe zurückgenommen. Viſcher giebt zu, daß der vermeintliche äſthetiſche Genuß der begreifenden Nachkonſtruktion nur ein Genuß des Wiſſens, und auf dem Gedankenwege eine Probe des äſthetiſchen Eindrucks ſei. Der Laie begnüge ſich alſo zu ſagen: mir gefällt das Werk und überlaſſe das Urtheil dem Kunſtphiloſophen. Die Viſcher'ſche Erklärung wird hoffentlich die Reellen beruhigen und wenn es ihnen übrigens Ernſt darum iſt, daß der Tag des Edlen endlich komme, ſo werden ſie verſöhnlich erwägen, daß dazu in erſter Reihe behülflich geweſen iſt: die deutſche Kunſtphiloſophie.

Bei den Griechen tanzten achtungswerthe Männer im Chor. Die Würde der Kunſt war in der beſten Zeit geachtet, weil die Natur heilig war und die Kunſt war nichts als die ſchönere Natur.

Das engliſche Drama mußte froh ſein, mit den Bärenhetzen etwa in gleichem Range zu ſtehen und der eigentliche Spiegel der Natur, das Schauſpiel, wurde ganz folgerecht im theologiſchen Deutſchland außerhalb der Kirchhofsmauer begraben.

Wären die Deutſchen des achtzehnten Jahrhunderts natürliche, ich will nicht ſagen, ideale Menſchen geweſen, unſtudirt und unbezopft, ohne kirchlichen, ohne gelehrten Zelotismus, ſo iſt es denkbar, daß ein Künſtler erſtanden wäre, welcher ſeinen Zeitgenoſſen auf einmal, wie Raphael den Italienern in einer Reihe von Werken die Würde der Kunſt ſo anſchaulich gepredigt hätte, daß man ſie anerkannte. Aber „Natur" war ja erſt eine Forderung der Stürmer und wiewohl einzelne Künſtler, Goethe zum Beiſpiel, wie eine von oben geſendete Offenbarung der Kunſt erſchienen, ſo fehlte doch viel daran, daß ſie geglaubt wurde. Aber die meiſten Künſtler theilten die Verrohung oder Verbildung des Zeitalters, und da ſie der Sinnlichkeit ſchmeichelten, ſo wurde mit ihnen vor der höchſten Inſtanz der Zeit, vor dem abſtrakt ſittlichen und dogmatiſch

denkenden Geiſt auch die edlere Erſcheinung als inhalts- und würdelos verworfen. Ja, vor dieſer Inſtanz war die Würde der Kunſt kaum durch Kunſtwerke zu erweiſen; das Organ, ſie zu verſtehen, fehlte. Dieſe Inſtanz verlangte Sittlichkeit, Ideen und Gründe.

Es mußte ein Mann aufſtehen, welcher fähig war, durch Gründe zu beweiſen, daß die Kunſt die höchſten Intereſſen des Geiſtes befriedige. Wenn ein ſolcher etwa zugleich der Schöpfer von Kunſtwerken wurde, welche dieſe Wirkung unwiderſprechlich ausübten, ſo war die Sache der Kunſt gewonnen. Einmal zum Günſtling der Vernunft erklärt, war die Kunſt ſicher, daß die Macht der Vernunft für ſie durchſetzen werde, was der Kunſt ſelbſt durch die Macht ihrer Reize vielleicht niemals gelungen wäre.

Dieſe That, dreifach herrlich durch die Vereinigung zweier großen Thaten iſt der unſterbliche Ruhm Schiller's und in dieſer That, welche ihn zu den gewaltig bewußten, unbedingt wirkenden Reformatoren ſtellt, iſt er größer, als Goethe und Shakſpere.

Von den Darlegungen, welche Schiller's Kunſtphiloſophie gefunden, genügt, wie mir ſcheint, noch keine. Ich ſehe bei dieſen Worten einige Leſer unwillige Stirnfalten ziehen, zumal, wenn ich hinzuſetze, daß ich nicht gewillt bin, an dieſer Stelle eine vollſtändige Darlegung zu verſuchen. Aber ich hoffe, im Intereſſe Schiller's wenigſtens eine Reviſion der Akten zu veranlaſſen. Die beiſpielloſe Sicherheit, mit welcher man, ohne ihn zu ſtudiren, Fehler auf ſeine Rechnung geſetzt hat, entſchuldige meine Dreiſtigkeit, ſo elegant die Rechnung geſchrieben ſein mag, einige dieſer Fehler zu ſtreichen.

Zunächſt iſt es unſtatthaft, einzelne Ausſprüche des Dichters vor den Richterſtuhl zu ziehen, vor welchem Schiller als Philoſoph beurtheilt wird. Mit dem erſten Vers, den uns ein Dichter vorſagt, macht er mit uns den Vertrag, uns etwas vorlügen zu dürfen. Verſteht ſich, im Sinne des „lieblichen Betruges", von dem Schiller in den Künſtlern ſpricht, in dem Sinne, wie Ariſtoteles von Homer ſagt, er habe die Dichter gelehrt, Lügen zu ſagen. Nicht minder unſtatthaft iſt es, Schiller den Philoſophen für Schiller den Redner und Publiziſten verantwortlich zu machen, alſo z. B. die Abhandlung über die moraliſche Wirkung der Schaubühne, die nichts als eine Vertheidigungsrede iſt, zu Schiller's philoſophiſchem Haushalt zu ziehen.

Faſſen wir die Entwickelung des Philoſophen Schiller kurz zuſammen.

Schiller beginnt in dem Fragment Philoſophie der Phyſiologie mit dem Nachſprechen der Glückſeligkeitslehre. Es war das Syſtem ſeines Lehrers Abel, weitaus das populärſte und verbreitetſte der ganzen deutſchen Aufklärung und war dieſer, wie ſchon Hegel bemerkt, durch Ueberſetzer, wie Spalding, Garve, Herder und Andre von den engliſchen und ſchottiſchen Popularphiloſophen her zugeführt. Ich muß ſchon einmal Geſagtes wiederholen. Die engliſche Moralphiloſophie beruhte weſentlich auf heidniſchen Motiven. Zwiſchen dem Menſchen und Gott ward nach dem Wegfallen der Erlöſung eine Brücke gebaut. Die Sinnlichkeit kam zu ihrem Recht. Sie war nicht mehr das ſchlechthin Unheilige, ſie ward als nothwendig gefaßt und in ihr, allein in ihr wurde die Möglichkeit zur höchſten Stufe der ſittlichen Entwickelung geſehen, welche nichts andres ſein ſollte, als der natürliche, der ſchöne, der glückliche Menſch. (Shaftesbury).

Zu gleicher Zeit erwies die Phyſiologie den nothwendigen Zuſammenhang zwiſchen der ſinnlichen und ſittlichen Natur des Menſchen. (Haller.) Die Sinnlichkeit iſt die einzige Leiter zur geiſtigen Vervollkommnung und der Geiſt wirkt zurück auf die Sinnlichkeit. Es war das Thema von Schiller's zweiter Diſſertation.

Sollte dieſe Erkenntniß praktiſch werden, ſo mußte die Sinnlichkeit ohne Zwang — denn ſie hatte ihr unantaſtbares Recht — ſich zur würdigen Genoſſin des Geiſtes erheben. Kein Gebot ſollte fortan die Menſchheit drücken, nur Erziehung ſie bilden, nicht geknechtet, nur veredelt werden ſollte der ſinnliche Menſch. Niemand hat in neuerer Zeit vor Schiller beredter, als Shaftesbury die natürlichen Neigungen, wie uneigennützige Liebe (auch dieſe wird in ſeinen Moraliſten ausdrücklich genannt), Freundſchaft, Begeiſterung für die Natur, das Gefallen am Wahren, Guten und Zweckmäßigen und vor Allem am Schönen als die Quelle reinſten Vergnügens, als das Mittel zur Veredlung geprieſen. Shaftesbury, ſagt Erhard, iſt mit Niemand unter den Neuern zu vergleichen, er iſt eine Philoſophie für ſich. Das hat ſeinen Sinn. Denn er iſt in Wahrheit der erſte Aeſthetiker der modernen Zeit. Ebendarum ſtand er der künſtleriſchen Richtung des vorigen Jahrhunderts ſo viel näher, als der ſyſtematiſche Leibnitz. Shaftesbury philoſophirte ſchön,

verſtändlich und ſein Einfluß auf Wieland, Herder, Moritz, wahrſcheinlich auch Leſſing iſt ganz außerordentlich geweſen*). Wie begeiſtert ſprach er von den Schönheiten der Alten, der Natur, vom großen Kunſtwerk des Univerſums und dem höchſten Künſtler! Man glaubte ihm, daß dieſe Myſterien der Anſchauung, denn darin bleibt er ſtehen, glücklich machten, weil er ſelbſt ſo beglückt davon ſprach. Es ſind vielfach nur die Gedanken Plato's und Epikur's, die er vortrug, aber er that es mit einer eigenthümlichen Wärme und Liebenswürdigkeit.

Wie ſie Schiller auch zugeführt ſein mögen, die Theoſophie des Julius, welche nach ſeinen Briefen an Körner und ſeinen früheren Arbeiten zu urtheilen „die eigentliche Familie" ſeiner Begriffe war, iſt nichts als eine freie Ausführung der „Moraliſten" Shaftesbury's, mit der Vollkommenheitslehre Mendelsſohn's und der Glückſeligkeitslehre Ferguſon's verſetzt.

Bekanntlich traf Leibnitz in der Idee vom Univerſum mit Shaftesbury vielfach zuſammen. Aber was für Schiller ſchon früher ein kunſtphiloſophiſches Glaubensbekenntniß wurde, war Shaftesbury's alleiniges Eigenthum: die Kunſt bringt frei, ohne moraliſchen Zweck, das Schöne hervor. Ihr Schönes führt zwanglos den Menſchen zu immer höherem Schönen, bis er ſich zur ahnenden Anſchauung der Idee, des Naturganzen erhebt. Der Künſtler hat alſo nichts zu thun als das Schöne zu bilden, um die Menſchheit zu ihrem ganzen Adel zu ſteigern. Darum rieth Moritz-Goethe, dem Künſtler, ſich mit dem Naturganzen, mit dem Schönen der Organismen, mit den vollkommenſten Muſtern zu erfüllen, um das Idealſchöne — denn im Leben war es ja nicht vorhanden — zu ſchaffen. Hier iſt die eigentliche Urquelle der idealiſtiſchen Kunſt unſerer Klaſſiker, und man kann ſagen, daß nachdem einmal der Naturalismus überwunden war, wiewohl auch dieſer an Shakſpere als Muſter ſich anlehnte, im Großen und Ganzen Goethe nicht minder wie Schiller von der Idee und den vollkommenſten Muſtern, den Alten und Shakſpere, ausgehen mußten, ähnlich wie die italieniſchen Meiſter voll der Antike, verſteht ſich, daß in beiden Fällen ein gutes Theil nationalen Kernes zur Ver-

*) Schiller empfiehlt ihn noch 1793 Körner zur Ueberſetzung Briefe II., 307.

arbeitung kam*), und in den besten Leistungen, wie in den Schiller'schen Dramen, Goethe's Hermann und Dorothea, wahrhaft klassische, originelle und für immer volksthümliche Schöpfungen entstanden. Das, worin sie antikisirt erscheinen, ist etwas ganz Unwesentliches, und von Treibhauspflanzen, womit sie verglichen sind, kann so wenig in Bezug auf sie die Rede sein, als man unsere Volksvertretung eine Treibhauspflanze nennen kann, weil sie in der parlamentarischen Form von der englischen angenommen hat. Denn jene Form Englands beruht auf natürlichen Gesetzen. Man halte dies für keine Abschweifung. Wenn Humboldt sagt, daß Schiller schon vor seiner Befreundung mit Kant, der ebenfalls in der Verfeinerung der Genüsse (Kr. d. teleologischen Urtheilskraft §. 82.) ein Mittel zur Disziplin der Neigungen anerkannte, den Gedanken der ästhetischen Erziehung gedacht habe, so ist das in manchem Satz der Briefe an Körner zu erkennen. Das war etwas Andres, wie Sulzer's Moralkunst und Gellert's und Weiße's Praxis.

In demselben Sommer, da Schiller die Künstler begann, sandte ihm Körner einen Brief Raphaels, den letzten der ganzen Reihe, um das bereits seit zwei Jahren unterbrochene Thema wieder aufzunehmen. Schiller ließ ihn drucken, wiewohl er nicht mit dem Inhalt desselben übereinstimmte. Denn dieser Brief zerschnitt Schiller's ganzes System von der Kunstidee des Weltalls mit allen Folgerungen, die er im Begriff war, in den Künstlern dichterisch auf die Spitze zu stellen.

Zuerst sagte Körner = Raphael in Bezug auf dieses System: „kein andres, ich wette darauf, wird je wieder so tiefe Wurzeln bei dir schlagen." Diese Prophezeihung ist eingetroffen. Dann verwarf Körner die Kunstidee vom Universum mit der Bemerkung, das Wesen der Schöpfung sei Leben und Freiheit, während der Künstler herrisch mit seinem Stoffe schalte. Gegen diese Auffassung wandte Schiller ein: „wenn ich aus meiner Idee Alles herausbringe, was du aus der deinigen, so wüßte ich nicht, was du ihr anhaben solltest." Der Dramatiker durfte so sprechen, denn auch er ließ die Individuen frei sich

*) Man darf unsre Klassiker nicht mit den Nachahmungen der Antike, wie sie von den Malern des vorigen Jahrhunderts, von einem Mengs, Tischbein und Carstens versucht wurden, zusammenstellen. Diese standen bei weitem ungünstiger und waren geringere Talente als die Dichter. Die Parallelen liegen in Michel Angelo und Raphael.

ausleben. Und von der äſthetiſchen Seite geſehen, mußte ihm, wie die Natur, ſo der Bau einer politiſchen Freiheit als das vollkommenſte Kunſtwerk erſcheinen. Aber furchtbarer erſchienen andre Sätze Körner's: Er fragte, was wir denn vom Univerſum wüßten, und dem höchſten Künſtler? Ja was wir denn überhaupt zu erkennen vermöchten? Die Antwort falle ſehr demüthigend für die menſchliche Vernunft aus. Aber getroſt! Was ſie an metaphyſiſcher Erkenntniß verliere, gewinne ſie reichlich auf einem Gebiet, wo volle Gewißheit ſei. Wir ſind frei, wir wiſſen es, unbedingt frei und unſre eigentliche Macht beſteht darin, als freie Weſen zu handeln.

Schiller fragt in ſeiner Antwort, ob das nicht eine Drohung mit Kant in ſich ſchließe. „Was gilt's, ſchrieb er, den bringſt du nach! Ich kenne den Wolf am Heulen!“ Und dieſes Heulen war dem Künſtler herzlich zuwider. Es tönte etwas darin von Pflicht, von Tugend, die nur Werth habe, wenn ſie gegen die Neigung erkämpft war und das Schaffen des Künſtlers, eine ſeiner erſten Pflichten, war ja ſeine Freude, ſeine Neigung, hatte alſo keinen ſittlichen Werth. Das konnte dem Künſtler nicht einleuchten.

Aber das Körner'ſche Wort vom Handeln, von der Thätigkeit ſcheint tief in Schiller's Seele gefallen zu ſein. Im Januar 1789 begann er das philoſophiſche Geſpräch im Geiſterſeher. „Halte dieſe Philoſophie, ſchrieb er dem Freunde (verſteht ſich diejenige abgerechnet, die ich dem Prinzen als einer poetiſchen Perſon leihen mußte), gegen die Philoſophie des Julius, du wirſt ſie gewiß reifer und gründlicher finden.“ Es ſcheint, als ſei der ſcharfſinnige Beweis, daß Moralität blos in einem Mehr oder Minder von Thätigkeit liege, Schiller's perſönlicher Antheil an der Philoſophie des Prinzen geweſen.

Im Sommerſemeſter 1790 las Schiller ein publicum über den Theil der Aeſthetik, welcher von der Tragödie handelt. „Bilde dir ja nicht ein, ſchrieb er an Körner, daß ich ein äſthetiſches Buch dabei zu Rathe ziehe, — ich mache dieſe Aeſthetik (der Tragödie) ſelbſt.“ Das verſichert er auch an andern Orten. „Mich vergnügt es gar ſehr, ſetzt er dann hinzu, zu den mancherlei Erfahrungen, die ich über dieſe Materie zu machen Gelegenheit gehabt habe, allgemeine philoſophiſche Regeln und vielleicht gar ein ſcientifiſches Prinzip (natürlich zur Theorie der Tragödie) zu finden.“ Die alte Luſt zum Philoſophiren erwachte wieder.

Im Oktober 1790 hatte er eine Unterhaltung mit Goethe über Kant. Goethe hatte in der Kritik der teleologischen Urtheilskraft, wie wir von Körner erfahren, viel Nahrung für seine Philosophie gefunden. Immer kannte Schiller den Wolf nur am Heulen.

Im Winter 1790—91 war ein junger Mann, der bereits erwähnte Doktor Erhard in Jena. Schiller rühmte ihn seinem Körner als den reichsten, vielumfassendsten Geist, den er je habe kennen lernen. Und fürwahr, ein Mann, der sich vom Handwerk durch Selbstbildung bis zu dem Grade entwickelt hatte, daß Schiller (in einem Briefe Lottens an Erhard) und selbst Kant ihm gestanden, sie wünschten von allen Menschen sich ihn am liebsten zum täglichen Umgang, der mußte einen großen Reiz, eine wahre Virtuosität des Umgangs haben. Erhard hatte fast alle bekannten Systeme durchgearbeitet. „Aller Genuß aber, den ich je in meinem Leben erhielt, bekennt er in seiner Biographie, schwindet gegen die Durchbebung meines ganzen Gemüths, die ich an mehreren Stellen von Kant's Kritik der praktischen Vernunft empfand. Thränen der höchsten Wonne stürzten mir öfter auf dieses Buch und selbst die Erinnerung dieser glücklichen Tage meines Lebens näßt jederzeit meine Augen." „Mein Lehrer, mein Vater im Geist", so redet und ruft Erhard mit rührender Dankbarkeit den großen Denker an. Ein solcher Mann mochte unserm Dichter, der bisher nur aus Journalen, wie der Berliner Monatsschrift und dem Merkur sich flüchtig mit jener Philosophie bekannt gemacht hatte, sie „bis zum Sattwerden preisen" und endlich Gehör finden. Aber die stärkste Aufforderung zum Studium seines Systems kam von Kant selbst. Kant hatte endlich zum Künstler gesprochen. 1790 erschien die Kritik der Urtheilskraft. Sie enthielt eine Aesthetik. Schiller schrieb, noch gebrochen von seiner furchtbaren Krankheit, am 3. März 1791 an Körner, daß er Kant lese. „Seine Kritik der Urtheilskraft reißt mich hin durch ihren neuen, lichtvollen, geistreichen Inhalt und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hineinzuarbeiten."

Was war es denn mit dieser wunderbaren Lehre, die Männer noch in der Erinnerung vor Freuden weinen machte und Halbgestorbene mit himmlischem Licht erquickte! Die ihre begeisterten Jünger rasch durch ganz Deutschland hatte? Deren Stifter manchem dieser Jünger wie ein zweiter Christus erschien? Könnte ich in wenigen Worten die ganze

Gewalt einer erhabenen Sittlichkeit, die blendende Kraft eines durchdringenden Verſtandes, der doch wieder mit allen Wurzeln in der Gewiſſenhaftigkeit dieſer großen Seele ruht, der Leſerin ſchildern, ſo würde ich immer nicht vermögen, von der Einheit, der Uebereinſtimmung in allem was Kant nach Begründung ſeines Syſtems geſchrieben hat, einen Begriff zu geben, ohne meinen Leſerinnen dieſes Syſtem in ſeinem ganzen Umfange zu entfalten. Und wie vermöchte ich das an dieſer Stelle? Man hat nicht zu viel geſagt, wenn man Kant's Erſcheinung der franzöſiſchen Revolution gegenüberſtellt; denn jene baute praktiſch den franzöſiſchen Staat, Kant baute die Menſchheit im Menſchen — auf die Vernunft.

Der Inhalt alles deſſen, was wir Fortſchritt nennen, ſcheint für die Menſchheit zu groß, um ihn anders als in Gegenſätzen zu umſpannen. Oder vielmehr die Kultur iſt wie die Wirkung einer poſitiven und negativen Elektrizität. Natur und Geiſt, zu eilig verſöhnt, trennen ſich wieder, um ſich in der Trennung jedes für ſich zu kräftigen und voller, geſättigter, zur Verſöhnung zurückzukehren. Die Glückſeligkeitslehre war eine ſolche verfrühte Verſöhnung, ſie war in ihrer flacheren Form die trivialſte Beſchönigung der Neigungen und nur in ihrer edelſten Form der willkürlichſten Auslegung unzugänglich. Kant hatte einen wahrhaften Zorn des Gerechten dagegen. Sie einte Wiſſen, Wollen und Schauen, Kant trennte es. Sie ließ Neigung und Pflicht zuſammenfließen, Kant ſchied beide, ein wahrer Chemiker des Geiſtes. Sie ſchwamm auf dem Sinnlichen getroſt ins Ueberſinnliche der Natur. Ein Symbol, von der Kunſt hergenommen, galt ihr als Urſache aller Dinge, als Weſen der Dinge ſelbſt. Kant ſtellte eine unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen Sinnliches und Ueberſinnliches außer uns und in uns. Nennt man ſeine Philoſophie die kritiſche, ſo hat man zugleich das Merkmal ausgedrückt, wodurch ſie ſich vor ihrem größten Gegenſatz unterſchied, und ſie vor Allem als die trennende bezeichnet.

Dies war die That ſeines erſten Haupt- und Grundwerkes, der Kritik der reinen Vernunft, der Jahresgenoſſin von Schiller's Räubern (1781.) Kant fragte, während die Metaphyſiker kühnlich über den Künſtler des Weltalls, die beſte Welt, über die Liebe als das Weſen Gottes und über die große Harmonie der Weſen philoſophirten: was wiſſen wir denn vom Weſen der Dinge? Von Gott? Wie ſteht es mit unſerm Erkenntnißvermögen? Und die Antwort war: wir haben

nichts als Vorstellungen von den Dingen um uns, diese verknüpfen wir durch gewisse angeborne Denkformen mit andern Vorstellungen zu Begriffen. Das geschieht mit dem Verstand und das ist unser ganzes Erkennen. Auf die Frage unsres Verstandes an die Natur: Wer bist du? Was ist deine letzte Ursache, die Quelle deiner Wunder? Was ist dein Endzweck? antwortet keine Vernunft aus der Natur, kein Verstand aus unsrer Brust. So war die menschliche Vernunft gleichsam von Gott verlassen, im Sinnlichen eingesperrt, Kant's Fackel beleuchtete grell die Wände eines ungeheuren Kerkers, an denen die angeborenen Begriffe herumtasteten. Der Mensch war auf sich selbst gewiesen. —

Und was entdeckte er in sich selbst? Auch nichts, als sinnliche Vorstellung von sich selbst? Auch nichts, als daß er Natur sei? Nein, eine siegende Gewißheit durchdringt ihn; er weiß sich als Uebersinnliches. Eine Stimme spricht laut in jedem Busen: du sollst! du sollst unbedingt! bestimme dich aus dir selbst. Das ist kein bloßes Gefühl der Lust und Unlust. Es ist eine Gewißheit strengster Klarheit, unabweisbarer Nothwendigkeit, ein Gesetz, ein kategorischer Imperativ. Von nichts anderm in der Welt hängen wir ab, als von diesem Gesetz: thue deine Pflicht! Es ist der einzige Bestimmungsgrund unsres Willens, geht aller Wahl vorher, läßt uns keine Wahl, es ist der einzige Inhalt unserer Freiheit.

Das war ein ungeheures Wort. Die Freiheit war zur Vernunft erhoben. Gut sein und frei sein war also einerlei. Mit diesem Bewußtsein fielen die Ketten ab, war der Kerker kein Kerker mehr. Von diesem einen Punkt aus hob jeder Mensch die ganze sinnliche Welt aus den Angeln. Es war etwas darin von dem: „Ein feste Burg ist unser Gott" und von dem „Gott mit uns!" womit die Puritaner in den Tod gingen. Und schien doch die alte bekannte christliche Weisheit. Kant erhob sich in dem zweiten Hauptwerk, worin dieser Gedanke durchgeführt wurde und welches daher die größte Wirkung auf die Zeit ausübte, in der Kritik der praktischen Vernunft (1786), in dem Gefühl der Herrlichkeit dieses Gesetzes zur begeisterten Psalmodie:

„Pflicht! du erhabener großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts drohest, was natürliche Abneigung im Gemüthe erregte und schreckte, um den Willen zu bewegen, sondern blos ein Gesetz aufstellest, welches von selbst im Gemüthe Eingang findet, und doch sich

ſelbſt wider Willen Verehrung (wenn gleich nicht immer Befolgung) erwirbt; vor dem alle Neigungen verſtummen, wenn ſie gleich in Geheim ihm entgegenwirken, welches iſt der deiner würdige Urſprung und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft, welche alle Verwandtſchaft mit Neigungen ſtolz ausſchlägt, und von welcher Wurzel abzuſtammen die unnachläſſliche Bedingung desjenigen Werthes iſt, den ſich Menſchen allein geben können?"

Es iſt, ſo lautet die Antwort, die Perſönlichkeit. Sie iſt das Erhabenſte, was wir denken können. Denn in der Natur, ſo weit wir ſie begreifen, ſcheint alles nur Mittel zum Zweck, ſie allein iſt Zweck an ſich ſelbſt. Und von dieſer Entdeckung allein, die wir an einem Naturweſen, am Menſchen, an uns ſelbſt machen, iſt der einzig mögliche Schluß erlaubt auf die übrige Summe aller Naturweſen, daß auch ihre Quelle, ihr Herrſcher nichts andres iſt als eine Perſönlichkeit. Was unſer Verſtand nie beweiſen kann, wird eine Forderung unſerer praktiſchen Vernunft, auch das Ueberſinnliche außer uns hat eine höchſt mögliche, höchſt nöthige Wahrheit, einen perſönlichen Gott.

Aber auch dieſe geforderte, allein mögliche Quelle des Sittengeſetzes in unſerer Bruſt, Gott, kann unſere Perſönlichkeit nie beſchränken. Nicht Gott, ſondern allein dieſes Sittengeſetz iſt der Beſtimmungsgrund unſres Willens. Man ermißt leicht, wie weit ſich hier Kant vom Dogma entfernte. Es war ein Heidenthum, ſo unbedürftig eines Erlöſers, wie nur immer die engliſche Moralphiloſophie.

In allem dieſem war für das Ueberſinnliche, für den Geiſt ſomit herrlich geſorgt. Auch außer dem Menſchen war das Ueberſinnliche gefordert mit ſolcher Gewißheit, als ob es bewieſen wäre. Wie ſah es dagegen mit dem Sinnlichen aus? Hätte Kant, da er die milde Herrſchaft des geforderten Gottes in der Natur ſah, nicht ſchließen können, wenn auch nur als Forderung der Forderung, daß auch am Menſchen die Naturſeite keine zu unterjochende Rebellin ſei, daß das Sinnliche ſeine Rechte habe, daß durch es allein das Sittliche zur Erſcheinung komme? Hatte Kant einen Tropfen ſchottiſchen Puritanerblutes in den Adern, lag es in ſeiner ſtreng pietiſtiſchen Jugendbildung, genug, hier war ſeine größte Schranke. Und hier iſt der Punkt, wo Schiller, ſo ſehr er in einzelnen Aeußerungen die Unabhängigkeit des moraliſchen Entſchluſſes betont, ſich von dem Philoſophen ſtets unterſchieden hat.

Bei Kant war das ganze Vermögen der Freiheit damit erſchöpft, daß ſie das Sittlichgute ergriff. Eine Wahl zwiſchen Gutem und Sinnlichem ſchloß Kant von dem Begriffe Freiheit aus. Denn eine Wahl ſetzt ein Abwägen voraus, wobei die Schaalen der Sittlichkeit und Sinnlichkeit gleich ſtehen. Schon dieſe Möglichkeit beleidigte die Pflicht. Sie befahl, ſie wollte nicht gewählt ſein. Eine Tugend aus Wahl kam der Tugend aus Neigung gleich. Nur diejenige Tugend war eine Tugend, welche gegen die Neigung ergriffen war. Die Sinnlichkeit hatte nicht mitzureden, viel weniger zu beſtimmen, ſie hatte nur zu gehorchen. Sie war ſomit nie der Antrieb zum Guten, nur die Pflicht durfte das ſein.

Schiller ſpricht wiederholt und noch gegen Goethe*) ſeinen Widerwillen gegen dieſe mönchiſche Auffaſſung des freien Willens aus. Er habe ſich mit dem Satze, daß vor aller Wahl der poſitive Antrieb zum Guten vorhergehe, nie ausſöhnen können. Ja er ſetzte ſich gleich anfangs dagegen. Es iſt dies der Angelpunkt, der vor Allem in Schiller's Philoſophie nachzuweiſen war. Schiller hat nicht blos in Anmuth und Würde den bloßen Willen als ſolchen, als Form der Selbſtbeſtimmung zum Kern der ganzen Entwickelung gemacht, ſondern ſchon in ſeinen erſten Aufſätzen über das Tragiſche das bloße Vermögen des Willens mit in den Begriff der Freiheit aufgenommen. Ich werde darauf zurückkommen. Der Leſer muß mir erſt durch Kant's drittes Werk, die Kritik der Urtheilskraft, folgen.

Bei ſeiner Unterſuchung des Erkenntnißvermögens hatte Kant alſo gefunden, daß der Verſtand die erſte Urſache, das Weſen, den Endzweck der Dinge nicht begreifen könne, ſo ſehr er gereizt wird, danach zu fragen. Die ganze Natur fordert ihn gleichſam zu dieſer Frage auf. Er vergleicht, er mißt, er gewahrt hier ein Mittel, dort einen Zweck, er begreift ein Geſetz in der Natur, wozu ſeine Denkformen ausreichen. Wenn ſich der Verſtand nun darauf beſchränkt, die Dinge blos nach ihrem Verſtandesgeſetz, nach ihrer Zweckmäßigkeit zu fragen, von der er indeß nicht behaupten kann, daß ſie wirklich in den Dingen ſei, ſo nannte Kant dieſes Verfahren teleologiſch urtheilen, und nahm ſeltſamer Weiſe

*) Briefwechſel II., S. 229. Die Sinnlichkeit war bei Kant nicht einmal Antrieb zum Böſen, Kant nahm einen beſondern böſen Willen an, den er mit in die Perſon des Menſchen verlegte, und kam darin folgerecht zur Annahme eines perſönlichen Böſen.

auch dafür ein neues Vermögen an: die teleologiſche Urtheilskraft. Hier fanden Goethe's Urpflanze, ſein Zwiſchenknochen ihre Stelle und auf ihn wirkte dieſer Theil des Kant'ſchen Syſtems ganz beſonders.

Das Reich der Sinnlichkeit ſtellt ſich nur der Einbildungskraft dar. Durch ſie wird nicht blos der Verſtand gereizt zu fragen, die Sinne werden gereizt zu begehren. Fragen wir nach dem Weſen der Dinge, ſo demüthigen ſie unſern Verſtand; reizen ſie unſere Sinne, ſie zu begehren, ſo beleidigen ſie unſere Vernunft. Es giebt aber ein Verhalten zu den Dingen, wo wir weder gereizt werden, ſie zu begehren, noch zu befragen, wo durch die Einbildungskraft (verbunden mit dem Verſtande) uns unmittelbar eine Zweckmäßigkeit an ihnen in der Empfindung aufgeht, wo ſie uns ohne Intereſſe, wo ſie uns ohne Begriff gefallen. Wir nennen ſie in dieſem Falle ſchön und das Vermögen, ſie als ſchön zu beurtheilen, nannte Kant die äſthetiſche Urtheilskraft. Daß ein Ding wirklich ſchön ſei, können wir nicht wiſſen. Wir beurtheilen es als ſchön und verlangen allgemeine Einſtimmung für unſer Urtheil, ohne dieſelbe durch Gründe als nothwendig erzwingen zu können.

Es giebt nach Kant nur zwei Arten des äſthetiſchen Urtheils, erſtens, daß etwas ſchön, zweitens, daß etwas erhaben ſei. Auch das Erhabene gefällt ohne Intereſſe und Begriff, aber nicht den Sinnen und dem Verſtande, ſondern durch einen Angriff auf die Sinne (Einbildungskraft) gefällt es der ſich dagegen bewährenden Vernunft, die ſich entweder als eine über alle Gewalt der Sinne erhabene Kraft, oder als über alles Maaß der Sinne ſich erhebendes, das Unendliche forderndes Denkvermögen unmittelbar empfindet. Was uns in erſter Weiſe erhebt, nennt Kant dynamiſch erhaben, das zweite, mathematiſch erhaben. Kant hatte in ſeiner Aeſthetik ganz folgerecht nur das Erhabene des Subjekts, wiewohl in der That der Pflichtbegriff ihm zum erhabenen Objekt, man kann unwiſſenſchaftlich ſagen, zu ſeinem Gott wurde.

So kam mithin in der äſthetiſchen Urtheilskraft die Sinnlichkeit zu einem Recht, aber nur zu einem beſcheidenen. Die Natur war an ſich nicht ſchön, nicht erhaben. Das alles iſt blos unſer Urtheil, und ſo wahrſcheinlich daraus eine wirkliche Beſchaffenheit der Natur für unſer Schönheitsgefühl zu ſchließen iſt, ſo bleibt nicht blos dieſe Beſchaffenheit eine Zweckmäßigkeit äſthetiſcher Art und für uns ungewiß, ſondern auch unſer Urtheil hat, weil es kein reiner Vernunftbegriff iſt, keine ſub-

jektiv nothwendige Gewißheit. Diese fand nach Kant noch weniger beim Erhabenen statt*), da schon eine gewisse moralische Kultur dazu gehöre, daß wir gegen einen Angriff auf unsre Sinne unsre Freiheit behaupten.

Wenn Schiller anfangs auch nur die Kritik der Urtheilskraft kannte, so war in ihr das Wesentliche des ganzen Kant'schen Systems enthalten. Fragen wir, wie nahm er diese Resultate auf?

Schiller bearbeitete 1791—92 seine Theorie der Tragödie für die Thalia. Körner, meinte er, werde viel „Kant'schen Einfluß" darin finden. Er ließ sie in zwei Aufsätzen erscheinen; 1) Ueber das Vergügen an tragischen Gegenständen; und 2) über die tragische Kunst. Sie enthalten in Form von tiefsinnigen Skizzen alles Wesentliche im Embryo, was die Theorie bis in die neueste Zeit über die Tragödie hat feststellen können. Eine gerechte Beurtheilung muß bei solchen Skizzen, die auch bei Kant und Hegel vorkommen, nicht das, was fehlt, sondern das, was da ist, in erste Linie stellen und man wird sehen, daß das Guthaben des Meisters seine Schulden reichlich deckt. Wo wir jetzt mit Hegel-

*) Wenn mich nicht Alles täuscht, so hätte bei dem dynamisch Erhabenen dem Meister ein logischer Fehler seiner Aesthetik aufgehen müssen. Er verlangt zum Gefühl des Erhabenen eine moralische Kultur. Hatte er denn in der Kritik der praktischen Vernunft gefragt, wie etwa im sinnlich zufälligen, einzelnen Menschen sich die Vernunft bei den Angriffen der Sinnlichkeit verhalte? Im Gegentheil. Er hatte, wie bei allen begrifflichen Darstellungen nöthig ist, nicht mit dem Menschen, wie er ist, sondern wie er sein soll, gerechnet. Wenn Kant an allen Gewißheiten zweifelte, die eine war gewiß, allgemein, nothwendig, ich bin ein freies, ein vernünftiges Wesen. So nothwendig, so keines Beweises bedürftig, wie die Freiheit in der praktischen Vernunft, so nothwendig war sie in der Erhebung, beim Erhabenen. Denn hier war kein blos vorgestellter, sondern ein wirklicher Widerstand der Freiheit gegen die Gewalt der Vorstellung vorausgesetzt. Wenn er mit einer normalen Einbildungskraft, einem normalen Verstande rechnete, so mußte er auch mit einer normalen Vernunft rechnen. Das Schöne war mit dem Kant'schen System nie als objektiv, nie als subjektiv Nothwendiges zu erweisen, denn er nahm die in die Natur verlegte Zweckmäßigkeit nur bedingt und ahnend als eine objektive an. Aber das dynamisch Erhabene ruhte wesentlich auf der subjektiven Gewißheit der praktischen Vernunft. Hier war ein prinzipieller Boden. Aber auch hier spricht er §. 29. nur von einer angemaßten Nothwendigkeit des Urtheils. Und von hier aus begann Schiller die Untergrabung des Kant'schen Freiheits- und Schönheitsbegriffs und setzte dort die Sinnlichkeit, hier die Vernunft in ihre Rechte ein.

schem Dampfe fahren, hatte Schiller nichts, als die Segel der Erfahrung, den Kant'schen Kompaß und den — Wind der Glückseligkeitslehre. Und doch hat er, und er allein das neue Land der Tragödie entdeckt und in ihr den Anfang gemacht, die Aesthetik auf die Vernunft zu bauen. Es liegt darin ein wundervolles Zusammentreffen, daß Kant's Sittlichkeitsbegriff gerade für die Theorie der Tragödie ausreichte und daß die Tragödie es war, welche sofort durch den Spiegel eines Weltgesetzes, Kant's Schranke nachwies. Es ist mir dies immer eine höhere Bürgschaft dafür, daß das deutsche Volk noch berufen ist, in der Tragödie das Höchste zu leisten, da an der Wiege derselben Alles so planvoll ineinander greift.

Kant hatte, so sehr er das Schöne als interesselos faßte, §. 52. gesagt, daß, wenn die Kunst nicht moralische Ideen aufnähme, sie rettungslos zur Erschlaffung dienen werde, die Lust müsse Kultur sein. Beiläufig ein recht artiges Zugeständniß einer ästhetischen Erziehung. Kant hatte ferner das Rührende vom Schönen ausgeschlossen. Aber er hatte es unter der Lehre vom Erhabenen in der Anmerkung zu §. 29. zugelassen, im Fall das Rührende nicht blos eine Motion des sinnlichen Lebensgefühles sei, sondern eine Gemüthsstimmung im Menschen zurücklasse, „die, wenn gleich nur indirekt, auf das Bewußtsein seiner Stärke und Entschlossenheit zu dem, was reine intellektuelle Zweckmäßigkeit bei sich führt (dem Uebersinnlichen) Einfluß hat." Kant sprach ohne es zu wissen, die Wirkung des Tragischen aus.

Daß Schiller, wie Goethe, die Freiheit der Kunst von allen moralischen Zwecken längst als unumstößliches Glaubensbekenntniß besaß, glaube ich im Laufe der Biographie hinreichend erwiesen zu haben. Aber es bot sich in der Kunst, das gab selbst Kant zu, eine unabweisbare, aus ihr selbst entspringende Wirkung auf unser höchstes Seelenvermögen. Es fragte sich, welche Kunst dieser Wirkung am meisten fähig sei, welche Kunst am besten bei aller Freiheit „moralische Ideen" aufnehme, ja am meisten auf der Vernunft beruhe, ohne ihre Integrität einzubüßen?

Kant hatte gelegentlich (§. 52.) vom „gereimten Trauerspiel", wie der Blinde von der Farbe gesprochen. Schiller griff sofort nach dem Rührenden im strengeren Sinne, welches bei ihm, wie die Ueberschrift beider Aufsätze und sein sonstiger Sprachgebrauch bezeugt, nichts andres ist, als das Tragische. Er schloß sich mit dem Ausdruck des

Rührenden nur an den Ausdruck an, in welchem bei Kant das Tragiſche gleichſam eingewickelt lag. Wir werden alſo unter dem Rührenden, um Mißverſtändniſſe zu vermeiden, immer das Tragiſche verſtehen.

Es iſt wohl zu beachten, daß Schiller im Anfang ſeines erſten Aufſatzes an ſeiner Glückſeligkeitslehre feſthält. Ganz gegen den §. 83. (und Anmerkung) in der Kritik der teleologiſchen Urtheilskraft, ſagt Schiller: der Zweck der Natur mit dem Menſchen ſei Glückſeligkeit, „wenn auch der Menſch ſelbſt in ſeinem moraliſchen Handeln von dieſem Zwecke nichts wiſſen" ſolle. Schiller will auch durchaus nicht die Kunſt über den Zweck, zu vergnügen, erhoben wiſſen. Nur müßten wir erſt eine rechte Theorie des Vergnügens haben*). Schiller ſkizzirt dann eine ſolche Theorie. Er theilt das Vergnügen in ſinnliches und freies Vergnügen. Alles Vergnügen empfangen wir durch Zweckmäßigkeit, freies Vergnügen durch eine Zweckmäßigkeit ohne ſinnliches Intereſſe. Zu den Quellen des freien Vergnügens rechnet er das Gute, das Wahre, das Vollkommene, das Schöne, das Rührende, das Erhabene. Das Gute freut uns mit ſittlichem Intereſſe, es iſt der Vernunft zweckmäßig, das Wahre und Vollkommene mit intellektuellem Intereſſe, es iſt dem Verſtand zweckmäßig. Die letzten drei Vorſtellungen gefallen uns ohne Intereſſe. Das Schöne beſchäftigte Einbildungskraft und Verſtand, das Rührende und Erhabene Einbildungskraft und Vernunft**). Laſſen wir dieſe Klaſſifikation auf ſich beruhen und legen wir den Kern von Schiller's Theorie dar.

Wäre Kant ſelbſt darin zu weit gegangen, daß er ſagt, das Sittliche hat nur Werth, wenn es gegen die Sinnlichkeit erkämpft iſt, ſo iſt doch ſo viel unleugbar, daß für unſere Einbildungskraft das Sittliche ſich nur als Sittliches beweiſen kann, wenn wir es ſich im Kampf bewähren ſehen. Das erfahren wir ſchon im gewöhnlichen Leben. Wir glauben an den Werth eines Menſchen durch eine Empfehlung, überzeugt davon werden wir nur durch ſeine Handlungen. Alſo die Kunſt,

*) Ausfall auf Reinhold's Theorie des Vergnügens nach Kant'ſchen Begriffen. (Merkur 1790.)

**) Hoffmeiſter verſtand Schiller nicht, wenn er meint, das Gute ſei im Vollkommenen enthalten. Vergl. Kant's Zugeſtändniß eines äſthetiſchen Wohlgefallens am ſchlechthin Guten §. 29. Anmerkung.

welche für die Einbildungskraft, und zunächst darauf kann alle Kunst nur wirken, Sittlichkeit rasch und überzeugend vorstellen wollte, müßte nothwendig Sittlichkeit im Kampf, Sittlichkeit im Siege durch Handlungen vorstellen. Alle möglichen Hemmungen müssen sie umgeben, über die schwersten muß sie triumphiren. Welcher Art können diese Hemmungen sein? Schiller antwortet: „Empfindungen, Triebe, Affekte, Leidenschaften, physische Nothwendigkeit und das Schicksal.“ Da auf dem Uebersehen dieser Worte die schwersten Mißverständnisse aller Ausleger beruhen, so werden wir sie entfalten müssen. Wenn der Sittlichkeit aus „Empfindungen, Trieben, Affekten, Leidenschaften“ die schwersten Hemmungen erwachsen sollen, so muß sie gleichsam davon umzingelt, damit verwachsen, sie muß, physikalisch zu reden, gebundene Sittlichkeit sein, das heißt, die handelnden Menschen, durch welche sich Sittlichkeit bewähren soll, müssen leidenschaftlich volle, sinnliche, ja eigentlich, wenn sich Sittlichkeit am herrlichsten zeigen soll, selbst böse Menschen sein. Aber soll Sittlichkeit zur Erscheinung kommen, so müssen wir sehen, daß die Handelnden Vernunft haben, mit andern Worten, es dürfen keine unzurechnungsfähige, sondern nur Menschen von augenscheinlich sinnlichen und wahrnehmbar sittlichen Anlagen sein.*)

*) So ist es zu verstehen, wenn Schiller im ersten Aufsatz (Taschenausgabe 11, 456) sagt: So schwächt es jederzeit unseren Antheil, wenn sich der Unglückliche, den wir bemitleiden sollen, aus eigner unverzeihlicher Schuld in sein Verderben gestürzt hat u. s. w. Dieser Ausdruck hat die Meinung veranlaßt, als wolle Schiller „unschuldige Helden“ (Vischer I., 288, Kuno Fischer, Schiller als Philosoph S. 53). Einen so verkehrten Gedanken muß man von vornherein bei Schiller gar nicht suchen. Seine Tugendhafte sind nur Tüchtige. Wir versagen Jemand, der sich leichtsinnig ins Unglück stürzt, unser Mitleid mit den Worten: das ist deine Schuld. Schiller will nicht unschuldige Helden, sondern vielmehr wahrhaft schuldige, indem er Vernünftige, keine Schwachköpfe und Kinder zu Helden will. Das Beispiel von Lear stellt seine Meinung ans Licht. Blos als tragischer Fall außer dem Zusammenhang beurtheilt, ist allerdings die Theilung des Reiches mit diesem Theilungsgrundsatz die Handlung eines Kindischen, die dem Könige unser Interesse nicht wenig raubt. Das ist eines jener Zugeständnisse, die wir beim Anfang Shakspere'scher Stücke öfter machen müssen, die auch dem deutschen Publikum, das lieber auf substantiellem Grunde steht, nicht recht einleuchten wollen. Freilich korrigirt nachher der Britte gleichsam die Voraussetzung und macht im Verfolg der Hand-

Die Sittlichkeit soll ferner zu kämpfen haben mit physischer Nothwendigkeit. Die stärkste physische Nothwendigkeit ist der Tod. Wir wollen also die kämpfende, die gebundene Sittlichkeit tödtlich leiden, sterben sehen.

Endlich begreift Schiller mit wohlerwogener Unterscheidung alle übrigen Hemmungen der Sittlichkeit unter dem Worte: Schicksal. Da alle natürlichen Hemmnisse erschöpft sind, was bleibt übrig, als unter Schiller's Schicksal moralische Nothwendigkeit zu verstehen, und zwar analog der physischen, in und außer den Personen. Dazu gehört die Kollision der Pflichten, der Prinzipien, die unvermeidlichen Thaten, die unvermeidlichen Folgen der Thaten, bis zur letzten Folge, dem Siege der sittlichen Macht. Schiller weist ausdrücklich im zweiten Aufsatz das Schicksal der Griechen ab, weil es den Kämpfenden nicht schließlich als eine höhere Ordnung aufgehe. Wenn er selbst den Begriff Schicksal braucht, so muß er also diese enthüllte höhere Ordnung darin einschließen wollen. Warum sagt aber Schiller nicht statt Schicksal blos ganz einfach moralische Nothwendigkeit? Auch aus gutem Grunde. Sein Schicksal sagt noch etwas mehr. Es begreift auch die moralische Nothwendigkeit in sich, welche den Kämpfenden als Naturkraft erscheint, als Unordnung, bloßer Zwang, Zufall, blinde Macht, und diese Eigenschaft der Verhülltheit an der moralischen Nothwendigkeit und Ordnung ist nöthig, damit die kämpfende Sittlichkeit nicht zu früh erlahme, sondern alle ihre Kräfte erschöpfe. Das Schicksal kämpft mit geschlossenem Visir, um es, wenn der Feind am Boden liegt, zu öffnen, und sich als, was es ist, als die Gerechtigkeit, als das Sittengesetz selbst zu erkennen zu geben. So faßt Schiller das Sittengesetz, das er an andrer Stelle als erhabene Ordnung des Schicksals erkannt wissen will, an mehreren Stellen, als die Macht, welche schließlich auch der Böse anerkennt, und nennt Stücke der Art: Gemälde der erhabensten Sittlichkeit. Schiller's Schicksalsbegriff ist also ein so bestimmter, wahrer und ästhetischer, daß wir uns bemühen müssen, die Ansicht aufzugeben, als hätte er einen falschen Schicksalsbegriff eingeführt, oder gar nichts davon bei seiner tragischen Theorie gesagt.

---

lung durch die Bosheit der Töchter und durch Lear's innere Reinigung und Erhebung den König gerade unsres tiefsten Mitleids würdig.

Es versteht sich von selbst, daß diese Hemmungen, welche die Sittlichkeit erleidet, nicht in einer einzigen Begebenheit, sondern nur in einer Reihe von Begebenheiten zur Erscheinung kommen können. Soll uns der Sieg der Sittlichkeit, welcher natürlich in jedem Augenblicke des Kampfes, wenn auch noch nicht vollendet, enthalten ist, freies Vergnügen gewähren, so dürfen wir nicht sinnlich dabei interessirt, also der Kampf muß dichterisch vorgestellt sein. Damit wir aber so energisch als möglich den Sieg der sittlichen Macht, die erhabene Sittlichkeit, wie sie Schiller nennt, empfinden, so muß sie aufs lebendigste vorgestellt, d. h. sie muß dichterische Nachahmung für Augen und Ohren sein.

Nun empfinden wir jede Vorstellung von Hemmung der Sittlichkeit, welche als Kampf ein Leiden der Menschen ist, als zweckwidrig, d. h. als Leiden; jede Vorstellung von Widerstand, den die Sittlichkeit ausübt, als zweckmäßig für unsere Vernunft, d. h. als freies Vergnügen. Dieses zusammen nennen wir (tragisches) Mitleid. Es umfaßt somit alle Spielarten der leidenden Empfindungen, als Furcht, Traurigkeit, Wehmuth, Schmerz, und in diesen die höchste freie Wonne über moralische Zweckmäßigkeit, über das Sittliche als Vermögen, als Wille, als Gesetz.

Aber das Leiden, welches wir im tragischen Mitleid empfinden, hat noch eine Wirkung. Insofern wir mit leiden, geht in uns ebenfalls, wenn auch nur leise, ein Kampf vor. Unsere Vernunft hat das Bestreben, die Leiden des sinnlichen Theils zu überwinden, und diese Thätigkeit, nur wie spielend, da das Leiden nur freies Mitleiden ist, erhöht das Vergnügen über die uns vorgestellte moralische Zweckmäßigkeit („erhabene Sittlichkeit") und giebt uns ein unschuldiges Gefühl unsrer Kraft.

Diesen ganzen Komplex von tragischem Mitleid zu erregen müßte sich also die Kunst zum Ziele setzen, welche dem Menschen das höchste freie Vergnügen durch energische Vorstellung der Sittlichkeit erregen wollte.

Fassen wir die Merkmale zusammen: dichterische Nachahmung einer zusammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollständigen Handlung), welche uns Menschen (kämpfende Sittlichkeit) in einem Zustand des Leidens (als kämpfende) zeigt und zur Absicht hat, unser Mitleid (tragisches) zu erregen. Das ist kein andres Kunstwerk, als die Tragödie.

Dies ist der spekulative Kern der beiden Schiller'schen Aufsätze *). Somit war die Tragödie aus dem Kant'schen Sittlichkeitsbegriff abgeleitet, die populärste und wirksamste Kunstgattung auf die Vernunft gebaut.

Schiller behauptet im ersten Aufsatz, daß sich aus seinem Prinzip vom Kampf der Sittlichkeit (moralische Zweckmäßigkeit) a priori alle Klassen der Tragödie ableiten ließen. Also man könne nach den Merkmalen jeder Klasse erweislich beurtheilen, ob ein bestimmter Fall tragisch sei. Er behauptete also (gegen Kant) die objektive Erweislichkeit des Tragischen. Dies ist nicht so unwichtig, wie es Manchem scheint. Schiller betrat hiermit in der That das neue Land einer wirklichen Philosophie der Kunst und entriß sie den Schranken eines bloßen Geschmacksurtheils. Ich kann hier nicht auf die Stufen des Tragischen und die verschiedenen Klassen der Tragödie eingehen, wie er sie zum ersten Male nach einem Vernunftprinzip eintheilt. Ein Hauptirrthum der Ausleger ist daraus erstanden, daß sie unter einer moralischen Zweckmäßigkeit immer nur eine tugendhafte Person verstanden. Schiller denkt nicht daran. Wenn er sagt, in einem Falle könne auch eine niedere moralische Zweckmäßigkeit einer höhern aufgeopfert werden, so kann, wie sich aus dem zweiten Aufsatz ergiebt, diese niedere moralische Zweckmäßigkeit sehr wohl unter zwei Gegnern vertheilt sein, indem jeder ein Prinzip vertritt, und sich beide Prinzipien (Pflichten) im Lauf der Handlung in ihrer Schranke erweisen und dadurch eben die Macht eines höheren Vernünftigen (das ist moralische Zweckmäßigkeit) darthun. Als höchste Klasse der Tragödie galt Schiller, was wir jetzt Prinzipientragödie nennen, und zwar die, wo sich die gegeneinanderstehenden Personen lieben, und

*) Die Entwickelung des Tragischen, das Schiller, ohne es so zu nennen, sehr wohl als das Erhabene des Subjekt-Objekts empfand und schilderte, glaube ich mir hiernach ersparen zu können. Für die Theorie war der Begriff einer kämpfenden sittlichen Macht, wofür wir jetzt Dialektik der sittlichen Idee sagen, vollkommen ausreichend. Dies Anschließen an einen sittlichen Kern bewahrte Schiller vor den Verschrobenheiten der Nachfolger, als sei es das Schöne, welches untergehe, oder die Idee selbst, wie bei Solger. Kampf der Freiheit und Nothwendigkeit ist, richtig verstanden, gar kein so verwerflicher Ausdruck, nur muß man nicht unwissenschaftlich die Freiheit auf einer Seite, und nicht als bloße Selbstbestimmung fassen.

ſchließlich mit ihrem Schickſal verſöhnt, untergehen. Hierher gehört das Hegel'ſche: der große Mann *will* ſchuldig ſein und die Erkenntniß des Tragiſchen als eines Weltgeſetzes. Es iſt in der That in Schiller's Definition für die Schuld, für das Schickſal, für die Reinigung der Leidenſchaften, für das Erhabene des Willens, der Leidenſchaft u. ſ. w. beſtens geſorgt. Noch ein Wort über die vielbeliebte *Furcht*. Sie iſt natürlich in Schiller's tragiſchem Mitleid enthalten.*)

Ariſtoteles konnte ſehr wohl, da ſeine Poetik weſentlich empiriſch iſt, ohne als Konfuſionsrath zu erſcheinen, den Begriff der Furcht noch beſonders zum Mitleid hinzufügen, weil durch die gegenwärtige, Augen und Ohren einnehmende, raſch zum tödtlichen Ende drängende dramatiſche Handlung die tragiſche Furcht (nicht vor dem Schickſal, ſondern vor dem kommenden Leiden) weit mehr erregt wird, als beim Epos, und in der That ein *techniſches* Unterſcheidungsmerkmal der Tragödie iſt**). Schiller durfte ſie gar nicht aufnehmen.

Es iſt weit wichtiger, als alles dies, den Begriff des Sittlichen, ſo habe ich es durchgängig genannt, in Schiller's Theorie zu prüfen. Das Sittliche iſt ihm einmal das Sittengeſetz, als ſich bewährende, triumphirende Macht, zweitens der damit erfüllte, es anerkennende Wille und drittens, das Vermögen zur Sittlichkeit, die Kraft des Willens, ganz gleich, ob zum Böſen, ob zum Guten beſtimmt, ob mit Leidenſchaft, mit Pflicht erfüllt. Die Ausführung des dritten Punkts, für die Aeſthetik von größter Bedeutung, hat Schiller in dem Aufſatz *über das Pathe-*

*) Vgl. die ausdrückliche Erklärung Schiller's in ſeinem erſten Aufſatz über das Erhabene. Hoffmeiſter Suppl. IV. 548.

**) Uebrigens irren Kuno Fiſcher und Hemſen darin, daß Schiller die Poetik des Ariſtoteles ſchon bei ſeiner Theorie der Tragödie gekannt habe. Karoline von Wolzogen hatte in ſolchen Dingen begreiflicher Weiſe kein gutes Gedächtniß. Die undatirte Briefſtelle, die ſie anführt, ſteht im Körner'ſchen Briefwechſel IV., S. 31., iſt vom 3. Juni 1797. Schiller's Brief an Goethe Nr. 311. erweiſt, daß er erſt 1797 die Poetik zum erſten Male las. Hoffmeiſter, der hier faſt alle Sätze Schiller's auf den Kopf ſtellt, geht in der Sicherheit ſeines Tadels ſo weit, zu ſagen: „daß dieſe *falſche Theorie der Tragödie* einen außerordentlich großen Einfluß auf Schiller's nachherige poetiſche Praxis ausgeübt hat, wird ſpäter erhellen." Wenn Schiller's Theorie einen Einfluß auf ſeine Praxis gehabt hat, ſo war es nur der, daß er lauter herrliche Tragödien ſchrieb.

tiſche gegeben*). Es ergiebt ſich daraus ein weſentlicher Unterſchied des moraliſchen und äſthetiſchen Urtheils. Da das Sittengeſetz an ſich, ſo wenig als der ſittlich beſtimmte Wille für die Einbildungskraft zur Erſcheinung kommen kann, ſo iſt gerade das Vermögen zur Sittlichkeit, das ſich in Leidenſchaften u. ſ. w. als Hemmung, als Möglichkeit der Bewährung zeigt, äſthetiſch die Hauptſache. Und Schiller macht den tiefgreifenden Schluß: „das äſthetiſche Urtheil enthält hierin mehr Wahres, als man gewöhnlich glaubt. Offenbar kündigen Laſter, welche von Willensſtärke zeugen, eine größere Anlage zur wahrhaften moraliſchen Freiheit an, als Tugenden, die eine Stütze von der Neigung entlehnen, weil es dem konſequenten Böſewicht nur einen einzigen Sieg über ſich ſelbſt, eine einzige Umkehrung der Maximen koſtet, um die ganze Konſequenz und Willensfertigkeit, die er an das Böſe verſchwendete, dem Guten zuzuwenden. Hiermit gewann Schiller ein ungeheures Gebiet der Sinnlichkeit für die Kunſt gleichſam der Vernunft ab, durch die Vernunft.

Aber dieſer Gewinn kam noch auf anderem Wege.

Das war gewiß; wenn die Sittlichkeit ſich der Einbildungskraft bewähren ſoll, ſo kann ſie es nur durch Widerſtand gegen die Hemmungen der Sinnlichkeit und ſolche, die als ſinnliche auftreten. Die erſte Bedingung ihrer Erſcheinung alſo iſt die ſinnliche Natur. Ohne das Reich der Sinnlichkeit iſt die Sittlichkeit für die Erſcheinung gleich Null. Alſo die Sinnlichkeit kam hier zu ihrem vollen Recht. Hemmung der Sittlichkeit durch phyſiſche Nothwendigkeit in und außer dem Menſchen iſt Leidenſchaft und Leiden. Alſo Darſtellung der leidenden Natur iſt das erſte Geſetz der tragiſchen Kunſt, das zweite erſt die Darſtellung des moraliſchen Widerſtandes (natürlich letztrer nicht empiriſch ſondern philoſophiſch verſtanden). Dies war die Hauptausbeute des Aufſatzes über das Pathetiſche.

Den ſpäter verworfenen Theil über das Erhabene übergehe ich. Es iſt die Ausführung der Kant'ſchen Erklärung des Erhabenen. Der Begriff des Kontemplativen kommt auch bei Kant vor und Schiller theilte damit das Erhabene in ein kontemplativ und pathetiſch Erhabenes. Beide, Kant und Schiller, kommen hier über das ſubjektiv Erhabene im

*) Zuerſt in der neuen Thalia 1793, dem dritten Stück, als Theil des Aufſatzes: „Ueber das Erhabene" gedruckt.

wesentlichen nicht hinaus. Nur muß man nicht glauben, daß Schiller in dem Aufsatz über das Pathetische auch den ganzen Begriff des Tragischen erschöpfen wollte. In seinen früheren Aufsätzen kam er weit über das Pathetische hinaus.*)

Hatte Schiller das Tragische „aus der Natur der Vernunft völlig a priori legitimirt", so war Hoffnung vorhanden, daß es am Ende mit dem ganzen Reiche des Schönen gelingen werde. Der Stein der Weisen kann nicht mit mehr Sehnsucht und Eifer gesucht sein, als dieser Vernunftbegriff des Schönen. Es überkommt mich immer ein Gefühl der Bewunderung und Rührung, wenn ich den Brief vom 8. Februar 1793 an Körner lese. Er enthält eine der größten Thaten Schiller's.

Ja, mit Plato, mit Spinoza, mit den Vollkommenheitsmännern war es nicht schwer, das Schöne aus der Idee abzuleiten. Aber mit dem unerbittlichen Kant, der nichts als die objektive Zweckmäßigkeit der Natur und auch sie nur gleichsam als eine Gunst der Natur zugestand, (das ist das Goethe'sche:

„Denn was sie dir nicht offenbaren will,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben",)

mit Kant, der den Stein der Weisen allein in die praktische Vernunft, in die Gewißheit der Pflicht verlegte, da war es schwerer, einen Begriff

*) Mit Solger's vielgepriesener Ansicht, unser moralischer Werth bestehe darin, daß wir alles Wirken in uns als Wirken der Idee, des Göttlichen ansehen, ist keine unbefangene tragische Kunst möglich. Im religiösen Gebiet hat dieser moralische Werth seine Stelle, wiewohl er auch da zum Fanatismus, zu demselben Hochmuth führen kann, wie das Bewußtsein der freien Selbstbestimmung. Solger steht Kant näher, als er glaubte. Jene Ansicht ist in der Tragödie nur als Moment zu brauchen, den Schiller ganz richtig an den Schluß setzte. Der ästhetische Mensch ist ein freies Wesen, und alles Pathos, durch welches er eben auch das Göttlichste zu seinem freien unreflektirten Eigenthum macht, verlangt Selbstgefühl, das Gefühl der Stärke. Der Eindruck einer Solger'schen Tragödie würde moralische Zerknirschung und das Gefühl unsrer Schwäche, keine ästhetische Befreiung sein. Seine Einwände gleiten sämmtlich an Schiller's richtig verstandener Theorie ab. Ich muß mir die Ausführung der vielen von mir mit Bewußtsein ausgelassenen technischen und psychologischen Momente in Schiller's Theorie auf ein besonderes Werk: Schiller's Aesthetik versparen. In einer Biographie Schiller's durfte seine wichtigste Errungenschaft nur bezeichnet werden.

des Schönen zu finden, der innere unumstößliche Nothwendigkeit, ein wissenschaftliches Prinzip enthalte.

Wie rang Schiller Tage und Nächte danach und wie hilft der wackre Körner, der schon, bevor Kant's Kritik der Urtheilskraft erschienen war, in seinem Briefe vom 24. Oktober 1789 an eine Kritik der Ideale dachte, und die Frage aufwarf, ob das Ideal willkürlich oder nothwendig sei. Nachdem Körner Kant's Werk gelesen, schrieb er am 13. März 1791: „Kant spricht blos von der Wirkung der Schönheit auf das Subjekt. Die Verschiedenheit schöner und häßlicher Objekte, die in den Objekten selbst liegt, — — untersucht er nicht. Daß diese Untersuchung fruchtlos sein werde, behauptet er ohne Beweis." Das Jahr 1792 traf Schiller bereits tief in der Kant'schen Philosophie. Er wollte zugleich Locke, Hume, Leibnitz studiren. Bei seinem Aufenthalt in Dresden 1792 verabredeten die Freunde ästhetische Briefe. Sie wurden der That nach am 21. Dezember 1792 von Schiller eröffnet. Er schrieb Körner: den objektiven Begriff des Schönen, der sich eo ipso zu einem objektiven Grundsatz des Geschmacks qualifizire und an welchem Kant verzweifle, glaube er gefunden zu haben. In einem Gespräche — Körner hatte solche Form angepriesen — hoffte Schiller die Analyse des Schönen niederzulegen. Sein „Kallias" sollte eine förmliche Aesthetik werden. In den Tagen, als sie drüben im Konvent über Ludwig Capet's Kopf abstimmten, begann Schiller seine Untersuchungen niederzuschreiben. Er hatte sich mit den Schriften von Burke, Sulzer, Webb, Mengs, Winkelmann, Batteux, Wood, Mendelssohn und einigen Kompendien versehen, wünschte Kupfer nach Raphael, Korreggio zu haben, auch Architektur und Musik sollte berücksichtigt werden. Körner gab ihm umsichtige Rathschläge. Zunächst galt es, den Begriff des Schönen festzustellen. Schiller versuchte es mit der Vollkommenheit, die er als eine Form des Stoffes erkannte und definirte die Schönheit als Form dieser Form. Allein immer glaubte er noch der Zustimmung der Erfahrung beim einzelnen Geschmacksurtheil zu bedürfen. Bald entdeckte er indeß, daß es gar nicht darauf ankomme, daß etwas Schönes durch den von ihm aufzustellenden Begriff gefalle, was Körner irriger Weise immer wollte, sondern daß dieser Begriff in sich wissenschaftliche Nothwendigkeit habe. Er stand vor der Idee des Schönen.

Körner suchte aus der Einheit im Mannichfaltigen das Schöne zu

erklären und nahm die Lebenskraft als das dieſe Einheit ſchaffende an; wo wir Leben in den Objekten entdeckten, fänden wir Schönheit. Das war Schiller nicht logiſch genug. Schiller fragte: wodurch erkennt man dieſe Einheit des Mannichfaltigen? Durch einen Verſtandesbegriff. Kant ſagt mit Recht: das Schöne gefällt ohne Begriff.

Und nun nahm Schiller in dem merkwürdigen Briefe vom 8. Februar auf einmal die Feſtung im Sturme. Er hatte ſo geſchloſſen: die einzige nothwendige Gewißheit des Ueberſinnlichen ohne allen Beweis iſt nur in der praktiſchen Vernunft. Das Bewußtſein, ich bin frei (ſittlich aus mir ſelbſt zu beſtimmen), iſt nicht blos allgemein, ſondern nothwendig. Könnte alſo das Schönheitsurtheil ſich als auf dem Vermögen der praktiſchen Vernunft beruhend erweiſen laſſen, ſo wäre ſeine Evidenz ohne Beweis, ſeine innere Nothwendigkeit gerettet, die Würde der Kunſt und der Aeſthetik für alle Zeit geſichert, das Schöne zu gleichem Rang neben dem Guten und Wahren erhoben.

Hier war Schiller's erweiterter Freiheitsbegriff von höchſter Bedeutung.*)

„Ich vermuthe, Du wirſt aufzucken", ſchreibt Schiller am 8. Februar. In der theoretiſchen Vernunft iſt das Schöne nicht, denn es ſoll ohne Begriff gefallen, in der Vernunft ſoll es ſein, alſo kann es nur in der praktiſchen ſtecken (in dem Vermögen, welches nach Kant, Gott als innre Perſönlichkeit der Natur poſtulirte). Das (Kant'ſche) Vermögen der praktiſchen Vernunft iſt Selbſtbeſtimmung nach Pflicht. Es giebt aber eine reine Form der Selbſtbeſtimmung (wobei alſo der Inhalt ſelbſt des Guten nicht in Frage kommt), auch dieſe Form der Freiheit iſt nach Schiller Freiheit. Nun ſah Kant beim Schönheitsurtheil in der Natur ein Verſtandesgeſetz der Zweckmäßigkeit. Wie, wenn wir ein Freiheitsgeſetz darin ſähen? Wenn uns nur die Gegenſtände ſchön erſcheinen, welche gleichſam durch ſich ſelbſt beſtimmt erſcheinen, natürlich nicht durch ihren Willen, denn ſie haben keinen, nicht durch den Verſtand, das wäre Regel, ſondern durch ihr eigentliches Selbſt, durch ihre Natur. Die Natur des Dinges iſt gleichſam ſeine Perſon. Alſo Schönheit wird Freiheit in der Erſcheinung ſein.

Schiller ſchlug nun folgenden Weg ein. Er fragte: Iſt Freiheit in der

*) Vergl. Briefe über äſthetiſche Erziehung. Neunzehnter. Anmerkung.

Erſcheinung eins mit der Schönheit? Er trat ins Gebiet des Naturſchönen ein, und durchmuſterte das Thierreich. Die eigenthümliche, die Gattungs-Natur z. B. eines Roſſes darf nicht durch ſeine allgemeine Körpernatur beherrſcht werden, ſondern muß dieſe in allen Theilen beſtimmen. Das Naturſchöne iſt Autonomie des Organiſchen. Die Schwere, als das Hauptmerkmal der bloßen Materie, muß ganz in dem innern Beſtimmungsgrunde eines ſchönen Naturindividuums aufgehen. Er ſprach ſchon hier das tiefſinnige Wort aus, freilich ſei die (ſubjektive) Vernunft nöthig, um die Objektivität des Grundes, der Schönheit einzuſehen, aber dieſer ſubjektive Gebrauch hebe die Objektivität des Grundes nicht auf. Schiller nahm die Kant'ſche Erklärung von der Technik der Natur mit zu Hülfe, und ſchied nun das Vollkommene vom Schönen, indem er ſagte, das Vollkommene offenbare blos Technik, das Schöne Freiheit in der Technik, Regel und doch Regelfreiheit. „In der äſthetiſchen Welt iſt jedes Naturweſen ein freier Bürger, der mit dem edelſten gleiche Rechte hat und nicht einmal um des Ganzen willen gezwungen werden darf.“ Auch der Rock, den ich auf dem Leibe trage, fordert Freiheit.

Von der Naturſchönheit ſprang Schiller zur moraliſchen über. Cäſar gefällt uns mehr als Cato, Tom Jones mehr als Grandiſon. Da es die Sinnlichkeit iſt, welche im Betragen allein in die Erſcheinung fällt, ſo muß ſie den vollen Stempel der Freiheit tragen. Sie muß ausſehen, als ob ſie nicht durch das Vernunftgeſetz, ſondern aus ſich ſelbſt, aus ihrer Natur beſtimmt ſei. Das iſt nur möglich, wenn die Pflicht in Uebereinſtimmung mit der Neigung erſcheint, wenn ſie alſo zur Natur geworden iſt. So erſcheint ſittliche Grazie. Um dieſe Zeit (Mai 1793) ſchrieb Schiller „über Anmuth und Würde“ und über das Erhabene, wobei es ihm hauptſächlich auf die „pathetiſche Darſtellung“ ankam. Doch beobachtete er in beiden Aufſätzen über die eigentliche Entdeckung ein aufſparendes Schweigen und verſprach eine Analytik des Schönen.

In dieſem Frühjahr faßte er unter andern poetiſchen Planen den einer Theodicee. Es läßt ſich ohne Schwierigkeit erkennen, welche Empfindung dieſem Plane zu Grunde lag. Es ward ihm zu eng in den Schranken des Kant'ſchen Subjektivismus, in dem die Philoſophie ihn zu bleiben zwang und dem er, der nie Poſtulate wollte, wo er einmal den Boden der Vernunft betrat, nur auf den Flügeln der Dichtkunſt entfliehen konnte, um ſich mit ihm in die Natur und das ewig

Seiende zu werfen. Mit dieſem Subjektivismus, ſage ich. Denn jetzt ſchrieb er, die neuere Philoſophie ſei gegen die Leibnitz'ſche, die er obenhin kennen gelernt, viel poetiſcher und habe einen weit größeren Charakter. Jetzt fand er, bei einer Reviſion ſeiner Gedichte, daß in den Künſtlern zu ſeiner Verwundrung viel philoſophiſche Wahrheit ſei, aber ſeine Geſichtspunkte hätten ſich verändert, jetzt ſtrich er in den Göttern Griechenlands die Strophen, welche den Einen, den perſönlichen Gott ſeiner früheren Stimmung ewig nur ſein eignes Bild ſehen laſſen, und folgende Verſe durfte der Jünger Kant's nicht ſtehen laſſen:

„Was iſt neben dir der höchſte Geiſt
Derer, welche Sterbliche gebaren?
Nur der Würmer erſter, edelſter."

— — —

Deſſen Strahlen mich danieder ſchlagen,
Werk und Schöpfer des Verſtandes! Dir
Nachzuringen, gieb mir Flügel, Wagen
Dich zu wägen — oder nimm von mir
Nimm die ernſte, ſtrenge Göttin wieder
Die den Spiegel blendend vor mir hält,
Ihre ſanft're Schweſter ſende nieder,
Spare jene für die andre Welt.

So vorſichtig man ſein muß, Gedichte als vollſtändige Bekenntniſſe zu faſſen, ſo darf man aus dieſen Weglaſſungen, welche niemals bei Schiller wie bei dem alten Kant die Furcht diktirte, vielleicht ſchließen, daß in der neuen Theodicee ſowohl der Menſch als der Gott göttlicher und beide menſchlicher geworden wären. Denn Eine Idee, welche ſein Kunſtprinzip vertieft, wenn auch nicht, wie er im erſten Augenblick glaubte, ſeit den Künſtlern ganz verändert hatte, eine Idee hätte auch die Theodicee mit gewaltigem Leben durchdrungen, die Idee der Freiheit. Nicht der Würmer erſter, edelſter, ſondern der Geiſter einer, der durch den Weltgeiſt zur wundervollſten Unabhängigkeit, zum Gott der Erde geſchaffen war, hätte hier höchſt wahrſcheinlich den Ewigen geprieſen. Ich überlaſſe es der Phantaſie des Leſers, ſich auszumalen, wie Schiller ſein neues Kunſtprinzip: die Freiheit in der Erſcheinung, in ſeiner Götterſprache hineingeworfen hätte in die Natur, wie er das ganze Univerſum durchflogen wäre und das Verſtandesgeſetz der Erſcheinungswelt, in der Schwere, im Magnetismus, im Licht, mit den kühnſten Bildern verherrlicht

hätte, wie er zu dem Sternenhimmel droben und dem Vernunftgesetz im menschlichen Willen, welche Kant immer von Neuem zu frommer Bewundrung riefen, vor allem die schöne Gestalt als das unmittelbar beseligende Symbol des größten Weltgeheimnisses gestellt hätte. Was Schelling später dichtend philosophirte, es wäre wahrscheinlich seinem Kerne nach in der Hymne an das Licht und in dieser Theodicee enthalten gewesen. Schiller war innerlich über die „unübersehbare Kluft", welche Kant zwischen Freiheit und Natur, zwischen Vernunft und Verstand errichtet, hinaus. Und eine neue Schrift Kant's mußte ihm den Hauptunterschied, der von Anfang an zwischen ihnen bestand, ganz klar machen. Kant behauptete in seiner philosophischen Religionslehre, in welcher er das Dogma in reine Mythologie auflöste, daß der Mensch einen natürlichen Hang zum radikalen Bösen habe, der böse Wille ward in die Person verlegt, der unversöhnlichste Widerstreit, eine starre Zweiheit im menschlichen Willen, der allerdings schon versteckt in dem Guten ohne Wahl lag, war ausgesprochen. Diese Behauptung empörte Schiller, und alle seine folgenden Aufsätze gehen darauf hin, ohne die Würde des Sittlichen, ohne die Würde der Kunst zu verletzen, diese Zweiheit aufzuheben. In der That ist der Dualismus, um in der Schulsprache zu reden, bei Schiller nichts anders, als die nothwendige Dialektik der Gegensätze, die von Kant ausgesprochen waren. Schiller kam bei der Einheit beider in der „schönen Sittlichkeit" an, es war dieselbe Formel, wie die des englischen Moralphilosophen, aber welchen Inhalt, welche Fülle hatte bei Schiller das Schöne und das Sittliche gewonnen!

Schiller's philosophische Arbeit war mit den nachgewiesenen Entdeckungen eigentlich zu Ende. Er hatte, indem er aus dem Gebiet der praktischen Vernunft die Bestimmung des Schönen hernahm, gleichsam die algebraische Formel gefunden, mit welcher sich rechnen ließ. Er schaute im Naturschönen das Objekt als Subjekt, noch ehe an Schelling's Philosophie gedacht war und Schiller muß von dieser Seite geradezu als der Begründer der neuen Aesthetik angesehen werden, wenn auch die eigentliche Operation seines Fortschritts nur — in einem Briefe an Körner zu Tage liegt.

Es gliederte sich ihm sofort mit seiner Theorie des Naturschönen die Lehre vom Kunstschönen ab (20. Juni 1793). Er unterschied Schönes des Stoffes, das Naturschöne, und Schönes der Darstellung,

das Kunstschöne. Das Idealschöne erklärte er als schöne Vorstellung von einem schönen Dinge. Bei jedem Kunstwerke muß sich der Stoff in der Form, der Körper in der Idee, die Wirklichkeit in der Erscheinung verlieren. Objektivität ist das höchste Gesetz der künstlerischen Darstellung. Hiermit waren die tiefgreifenden Bestimmungen des Realen und Idealen, die Tilgung des Stoffes durch die Form, kurz eine Reihe von ewigen Grundsätzen eröffnet, die später in den Briefen über ästhetische Erziehung und den anhängenden Aufsätzen in verarbeiteter Gestalt, zum Theil mit Aufnahme der Fichte'schen Terminologie auftreten.

Eine prinzipielle Analyse des Schönen gab Schiller nie, und wie mir scheint, mit dem richtigen Takt, daß eine bloße Definition ohne eine vollständige Wissenschaft doch nichts geleistet hätte. Er beschränkte sich darauf, mit seiner algebraischen Formel sein Bewußtsein zu beruhigen, sie auf die ästhetische Erziehung anzuwenden, er bestimmte daraus, es war ja eigentlich nur die Bestätigung früherer Anschauungen, die Haltung und Aufgabe des Künstlers, den ästhetischen Zustand, die ästhetische Stimmung, den ästhetischen Menschen. Die Freiheit als eine Wirkung der Natur zu fassen, ward ihm an einer Stelle der Briefe mit klaren Worten, an andern Stellen in vielfach neuen Hüllen möglich. Er wandte die Begriffe vom physischen, ästhetischen, moralischen und durch das neuerfüllte Schöne zum wahren Menschen erst wiedergeschaffenen Menschen auf die Epochen der Geschichte an. Er entwaffnete, während Kant den Trieb zum Bösen schuf, diesen Zorn Gottes, wenn man so sagen darf, durch die Annahme eines Spieltriebs, der in Wahrheit, Freiheit und Sinnlichkeit, Geist und Natur versöhnte. Er faßte endlich ohne eine Erklärung damit zu beabsichtigen, den Gegenstand des Spieltriebs als „lebende Gestalt", als den nach seiner Entwicklung von Leben, von Gestalt entsprechendsten Ausdruck für das Schöne. Kurz, wir sehen überall Leben und Fruchtbarkeit an dem mächtigen Strom erblühen, den er aus der Vernunft in die Kunst geleitet hatte.

Die Hauptthaten, die einzigen, deren er mit dem Kant'schen System fähig war, hatte er binnen zwei Jahren verrichtet. Er griff immer eifriger wieder zum Wallenstein. Wir sahen ihn 1794 im Frühjahr daran arbeiten. Mit der wiederkehrenden Gesundheit regte sich der künstlerische Schöpfungsdrang. Literarische Unternehmungen und Humboldt's Umgang halten ihn noch eine Zeitlang danieder. Aber

bald werden wir ihn das Unerhörte leiſten ſehen. Während die Philoſophen, wie Reinhold, Kant ſeine Theorie-bewunderten, während Fichte (September 1794) ſagte, daß, wenn die Einheit, welche in Schiller's Gefühl herrſche, in ſein Syſtem komme, von keinem andern Kopf ſo viel, ja von ihm ſchlechterdings eine neue Epoche zu erwarten ſei, während junger Nachwuchs, leider zu flüchtig ſeine tiefſinnigen Sätze aufnahm, trat er, alle Kräfte befeuernd, Goethe zu neuem Schaffen aufrufend, in neuer Jugend mit Kunſtwerken vor die Augen der erſtaunten Welt, welche die durch ſein Syſtem geforderte Würde der Kunſt im Spiel eroberten.

# V.

## Bekanntſchaften.

„Was ich Gutes haben mag, ſchreibt Schiller an die Gräfin Schimmelmann, iſt durch einige vortreffliche Menſchen in mich gepflanzt worden; ein günſtiges Geſchick führte mir dieſelben in den entſcheidenden Perioden meines Lebens entgegen, meine Bekanntſchaften ſind auch die Geſchichte meines Lebens.“ Aus der Sprache der Beſcheidenheit in die Sprache der Wahrheit überſetzt lauten vorſtehende Worte etwas anders. Das günſtige Schickſal Schiller's war zum allergrößeſten Theil ſeine That. Er beſaß die ſeltene Kunſt, zur entſcheidenden Zeit verwandte Geiſter in ſeine Bahn zu zwingen.

Eine in dieſem Sinne entſcheidende Zeit war für ihn der Sommer von 1794. Denn dieſer Sommer verband ihn aufs engſte mit Wilhelm von Humboldt, brachte ihn mit Fichte in nahe Berührung und begründete ſeine Freundſchaft mit Goethe.

Wilhelm von Humboldt ſcheint blos eine Gattung zu repräſentiren. Und doch ſteht er bei näherem Blick ſo einzig da, daß man hinzuſetzen muß: er allein iſt bis jetzt dieſe Gattung. Humboldt war ein Märker, ſtammend von edlem begüterten Geſchlecht, geboren in Potsdam den 22. Juni 1767. Wenn Varnhagen ſagt, Humboldt's Geiſt und Charakter habe ſich unabhängig von ſeinem Lebenslauf gebildet, ſo erkennt man in ſeiner Entwickelung doch ſein Geburtsland, doch ſeine Zeit. Der Preuße aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen hat in ihm alle Vollendung erreicht, welche man ohne Genie erſten Ranges erreichen kann, ja welche vielleicht nur ohne ſolches Genie zu erreichen iſt. Denn Humboldt's Größe liegt nicht in der Energie, ſondern im Umfang ſeiner

Begabung. Eine ganze Gattung norddeutscher Naturen theilt mit ihm „die logische Erziehung", er erhob sich darüber; eine ganze Gattung theilt mit ihm bei aller Verstandesschärfe den Zug tiefer Sehnsucht und weiß sie unter der spröden Hülle von Scherz und Verneinung zu verstecken, aber bei ihm wurde sie die Quelle von Ideen. Viele haben sich durch ähnliche Vielseitigkeit der Welt bemerklich gemacht, Humboldt hat sie Alle übertroffen, denn Humboldt vollbrachte das Unglaubliche, er war zugleich ein preußischer und ein ästhetischer Staatsmann. Bei der nüchternsten Kenntniß der Menschen und der tiefsten Erkenntniß des Menschen nahm er, ein Staatsmann „von perikleischer Hoheit des Sinnes", in das praktische Gebiet die Ideen hinüber, welche er in den üppigen Feiertagen einer ganz ausgekosteten Muße, in dem Umgang mit den Griechen und unsern Dichtern sich zu eigen gemacht hatte. Ein Diplomat, von dem Talleyrand sagt: que c'était un des hommes d'état, dont l'Europe de mon temps n'en a pas complé trois ou quatre, war der Schöpfer der Sprachphilosophie, der Uebersetzer des Agamemnon, der Begründer der Berliner Universität und der erste Minister der ganzen modernen Zeit, welcher die Künste als volkserziehende Mächte behandelt wissen wollte.

Das Geheimniß dieser Größe kann man in Schiller's Briefen über ästhetische Erziehung lesen. Die Fertigkeit, aus dem Sinnlichen ins Vernünftige und aus dem Vernünftigen ins Sinnliche überzugehen, eine Fertigkeit, auf welcher alle wahrhafte Praxis beruht, hatte sich Humboldt anerzogen. Eine Rüstigkeit solcher Art, kühl, klar, schlagfertig und eben so warm, ernst und tief begeistert, dabei doch keine Schranke eitel versteckend, muß sich, wenn man Varnhagen's Meisterskizze deuten darf, schon in seiner Körperlichkeit ausgesprochen haben. Humboldt war hager, nicht muskulös, aber von um so stärkerer Nervenkraft, hoch, in den Schultern vorgebogen. Die zurückweichende Stirn, die heraustretenden Forscheraugen, die zarte Bläße des ruhigen Gesichts, die sanftschneidende Sprache, um so sanfter, da ein organischer Tik ihn zwang, das Sch wie S auszusprechen, — es ist das Bild einer immer strebenden, beobachtenden und doch in sich gebundenen Persönlichkeit. Humboldt hätte, abgesehen von der gymnastischen Durchbildung des Körpers, in der Zeit seiner Wirksamkeit aus den Reihen der modernen Menschheit heraus-

treten können, um sich, der einzelne Deutsche mit dem besten Athener zu messen.

Als Schiller zum ersten Mal mit ihm in Berührung kam, war Humboldt ein sehr junger Mann. Aber die Namen seiner Freunde Campe, Forster, Jacobi und Friedrich August Wolf markirten das ungemeine Gebiet, welches für das Gebäude seiner Bildung bereit lag. Jedem dieser so sehr verschiedenen Männer folgte er auf sein Eigenthum, jedem mit ganzer Seele und mit den nöthigen Kenntnissen. Und doch behielt er bei jedem sich selbst, Forster und Jacobi gegenüber blieb er Kantianer, Wolf gegenüber blieb er modern genug, um neben Pindar und Aeschylus auch Schiller's Don Carlos und seine Künstler zu bewundern.

Durch seine Herzensschicksale sich wenigstens aus der Ferne mit Schiller berührend, lernte er im Dezember 1789 in Weimar endlich den Dichter persönlich kennen. Er fand seine Erwartungen noch übertroffen. Noch in demselben Monat besuchte ihn Humboldt in Jena. Aber Schiller war damals nicht leicht zu erobern, Humboldt nie leicht zu erkennen. Er hatte die flüchtige Beweglichkeit des Glücklichen, die Glätte des Sorglosen, nicht einmal den ausgesprochenen Drang nach einem Beruf, denn seine juristische Laufbahn in Berlin hatte er aufgegeben. Schiller bedurfte eines unfertigen Freundes nicht und an Humboldt glaubte er die schlimmste Unfertigkeit zu bemerken, eine angeborne Fläche. Daß Humboldt noch kein Schriftsteller sei, ward Schiller gewahr, als ihm Humboldt Arbeiten zusandte. Ein Bruchstück aus dem Aufsatz: „über die Grenzen der Staatswirksamkeit" ging erst nach einer grausamen Operation in die Thalia über.

Aber Humboldt war nicht der Mann, vor Korrekturen zu zittern. Er lebte des Gedankens, daß, wer sich und seine Kräfte nach allen Richtungen hin bilde, schon die Aufgabe des Menschen erfülle. Es war, nur auf die Spitze gestellt, dieselbe Ansicht, nach welcher Schiller und Goethe ihr Leben gestalteten. Es war die Auffassung der Kultur als eines großen Lebendigen, in welchem Alles Frucht ist und Alles Samen. Man hat Humboldt deshalb getadelt. Als wenn zu befürchten stände, daß solch ein Lebensgrundsatz, der schon eine geistige Größe voraussetzt, zum Schaden des allgemeinen Besten auch allgemein werden würde. Wer sich so isoliren *kann* wie Humboldt, der darf sich isoliren.

In dieſer Iſolirung, in der einſamen Muße ſeines Landgutes Burgörner, reifte er, mit ſeiner Karoline über Aeſchylus ſinnend, und mit Wolf philologiſche Briefe tauſchend, Schiller's Freundſchaft entgegen.

So lange dieſer als kümmerlich Geneſender ſich mit der Aufnahme des Kant'ſchen Syſtems befaßte, bot ihm Jena des Umgangs genug. An Kantianern war dort kein Mangel. Man aß mit Kant zu Mittag und butterbrotete mit Kant zu Abend. Der Magiſter Heinrich von Gros übertraf alle bisherigen Freunde an Klarheit und Scharfſinn. Aber jemehr Schiller als produktiver Aeſthetiker auftrat, deſto mehr fehlte ihm ſein Körner, der zu dem Denker auch den Aeſthetiker mitbrachte. Er wollte auch in den Umgangsformen den ganzen Menſchen ausgeprägt ſehen, ja er verlangte, wie wir wiſſen, in Augenblicken ſelbſt nach einer milderen, ſchonenderen Natur, als Körner war, nach einem Freunde, der nicht blos fortwährend den Dichter in ihm aufforderte, ſondern vor Allem die nach einem Unendlichen rückſichts- und ſelbſtlos vordringende Gedankenthätigkeit in ihm förderte und anerkannte. Er fand ihn endlich in Humboldt.

Im April 1793 hatte ſich Humboldt vorübergehend in Jena gezeigt und dort die Reſultate, zu denen Schiller's Unterſuchungen über das Schöne gediehen waren, mit Wärme in ſich aufgenommen. Zwar fand er den Begriff Schiller's noch nicht ganz erſchöpfend. Aber die hohe Stufe, auf welche durch dieſen Begriff das Schöne geſtellt wurde, mußte für Humboldt etwas Beſtätigendes und Begeiſterndes haben. Noch eben hatte er ſeinem Wolf geſchrieben, daß er über dem Studium ſeiner geliebten Hellenen auch den Schatten von Luſt, ein thätiges Leben in Geſchäften zu ergreifen, verloren habe. Jetzt war der Werth ſolcher Studien auch auf dem Vernunftwege geſichert. Aus dem neuen Geſichtspunkt mußte nun erſt das erworbene Material geprüft werden. Auch Humboldt's Neigung hatte ſich längſt für das ſtrengere Schöne entſchieden. Er genoß gern, aber die Gegenſtände ſeines Genuſſes waren ernſt und groß. Pindar, Aeſchylus, Thucydides waren ſeine Lieblinge. Und wo er ſinnlich genoß, da mußte ihm der Genuß wenigſtens Beobachtungen zinſen. Nichts intereſſirte Humboldt neben den Griechen mehr, als das Verhältniß der beiden Geſchlechter. Aus der Natur der geiſtigen Zeugung, aus der Wechſelwirkung von Empfänglichkeit und Selbſtthätig-

keit suchte er über das eigenthümliche Wesen der griechischen Dichtung und über die Hervorbringung des Schönen Ideen zu gewinnen.

Schon damals lud Schiller ihn ein, ganz nach Jena zu ziehen. Humboldt, ohnehin unfähig, solchem Wunsch aus Schiller's Munde zu widerstehen, sah, daß allein hier und bei diesem Dichter die Ringschule sei, in welcher das deutsche Hellenenthum, das Ziel auch seiner Sehnsucht, Rüstkraft gewinnen müsse. Tief erregt ging er nach Dresden, auch noch in Körner's Seele das Bild Schiller's und der Idee des Schönen zu suchen und zog sich dann, mit den Bedenken Körner's bereichert, in die Einsamkeit seines Gutes Burgörner zurück. Er wiederholte ernst und emsig Kant's Kritiken und so vorbereitet kam er im Februar 1794 mit seiner angebeteten Karoline und seinem Knaben nach Jena. Fichte, der Historiker Woltmann wurden hier erwartet. In dem Kreise der Schütz, Hufeland, Gros bald eingelebt, trat Humboldt dem heimkehrenden Schiller entgegen.

Gleich nach den ersten Gesprächen erkannte dieser, was er an dem jetzigen Humboldt gewonnen. Er rühmte dem Dresdner Freunde die seltene Totalität seines Wesens und daß sich im Gespräche mit Humboldt alle seine Gedanken und Gefühle leichter entwickelten. Noch fand er freilich, daß Körner reichlich an Tiefe gewinne, was er auf der Oberfläche gegen Humboldt verliere. Aber Humboldt hatte um so größere Schätzung für fremde Tiefe. Er wäre nicht fähig gewesen, einen so genialen Uebergang zu machen, wie Schiller mit dem Begriffe des Schönen aus der Sphäre der Verstandeszweckmäßigkeit in die der Vernunftähnlichkeit gemacht hatte. Dieser eigentliche Ideenstoff, so verstehe ich Schiller's Aeußerung über Humboldt's Mangel an Stoff, mußte der scharfen Schneide seiner intellektuellen Kräfte damals noch zugeführt werden, um sich als belebendes Samenkorn in das reiche Material zu senken, welches Niemand mit mehr Beobachtung, mehr Studium sich zusammen getragen, als Humboldt. Hiezu drängte die ganze Zusammensetzung seiner Seelenkräfte. Humboldt's Intelligenz war wesentlich der Verstand, immer theilend, scheidend, aus tausend Blättern gleichsam einen Tropfen Rosenöls destillirend und der tausende hiezu bedürftig. Seine Phantasie und sein höchstes Denkvermögen waren am wenigsten thätig. Da aber seine Einsicht und seine sittliche Kraft auf Allseitigkeit drang, seine Empfindung ihn aufs reichste unterstützte, so mußte er immer be-

ſtrebt ſein, durch ein raſtloſes Aufnehmen, durch das genaueſte und umfaſſendſte Aneignen der breiteſten Erſcheinungswelt ſich gleichſam den Dienſt der fehlenden Geiſtesglieder zu erſetzen. So war ihm auch Schiller vor Allem eine Erſcheinung. Er reizte Schiller ſich fortwährend zu offenbaren, unmittelbar im Gedanken ſein Weſen herauszuſtellen. Das iſt die entſcheidende Wichtigkeit dieſer „Bekanntſchaft.“ Humboldt beſchleunigte den Gedankenprozeß Schiller's, indem er ihn unaufhörlich erneute.

Den größten Gegenſatz zu Humboldt bildete Fichte. Ganz nur energiſche Selbſtthätigkeit, konſequent, kühn, war er durch und durch eine männlich produktive Natur. Vom ſpekulativen Philoſophen kann man ſagen, er dürfe ohne Augen geboren werden. Der Gedanke iſt ſeine Welt. Einer andern bedarf er nicht. Vielleicht von keinem Philoſophen gilt dies mehr, als von Fichte. Schiller hatte ihn auf der Schwäbiſchen Reiſe in Tübingen kennen gelernt. Wie hätten zwei ſo verwandte Geiſter ſich nicht mächtig ergreifen ſollen! Fichte hatte gerade den erſten Grundgedanken ſeiner Lehre gefaßt und rang nach Geſtaltung und Verſtändniß der Welt aus ſeinem Mittelpunkte. Er führte den Kant'ſchen Subjektivismus zur reinſten Konſequenz hindurch. Das eigentlich und allein Gewiſſe war nach Kant doch nur das Ich, die Perſönlichkeit. Aber Kant faßte die Perſönlichkeit als beſchränkt menſchliche und ſchwankte zwiſchen dieſem Gewiſſen und einem Ungewiſſen, indem er die göttliche Perſönlichkeit poſtulirte. Fichte erhob ſich zuerſt in die Sphäre des reinen Denkens, indem er das allein Gewiſſe zum alleinigen Grunde des Wiſſens machte und nicht mehr vom menſchlichen und göttlichen Ich ſprach, einem Unterſchiede, der blos fürs Leben ſei, ſondern das abſolute Ich zum Prinzip ſeiner Philoſophie machte. Für ſolche That, in ihrer Art ebenſo genial, wie Schiller's Wiederverſöhnung der Sinnlichkeit mit der Vernunft mußte Schiller die allertiefſte Schätzung haben. Er ließ ſich nicht durch Fichte's harte und abſtrakte Form zurückſchrecken, an ihm den großen Inhalt zu ſuchen und ſich ſoviel davon anzueignen, als er ſeiner Natur nach vermochte. Fichte's Einfluß zwang ihn, ſich mit den ſchärfſten Waffen des prinzipiellen Denkens zu rüſten, durch dieſen Einfluß wurde er veranlaßt, noch einmal die Kant'ſchen Kritiken durchzuarbeiten, und unter ihm wurden ſeine äſthetiſchen Briefe umgeſchmolzen. Dennoch ſtellte Schiller ſich gerade Fichte gegenüber feſt auf die äſthetiſche Form ſeines Denkens. Der elfte Brief nahm das abſo-

lute Subjekt zwar auf, aber vor dem reinen Ich, für unphilosophische Leser so schwer zu denken, hatte er eine ästhetische Scheu. Das Sein und die Person, in der Gottheit ein und dasselbe, sind ihm die einfachsten Elemente des Menschen. Mündliche Aeußerungen Fichte's, daß das Ich durch seine Vorstellungen auch erschaffend sei, entfremdeten ihn bereits im Herbste 1794 dieser Lehre*), aber Körner's ungetheilte und bestimmte Bewunderung derselben erfüllte ihn, wie er an Humboldt merken läßt, mit erneuerter Achtung, die sich auch in dem Xenion auf Fichte und Nicolai wieder ausspricht:

Freilich tauchet der Mann kühn in die Tiefe des Meeres,
Wenn du auf leichtem Kahn schwankest und Häringe fängst.

Aber die Einheit des Systems, zu welcher ihn Fichte so gerne hätte gelangen sehen, mied Schiller, vielleicht eben durch Fichte's Darstellung überführt, daß er dann eine Wirkung aufgeben müsse, an der sein ganzes Herz hing, die Wirkung auf den empfindenden, auf den ganzen Menschen. Er begnügte sich, das bleibende Resultat jenes Idealismus, daß nichts von außen in den Geist hineingegossen werden kann, daß Alles, was das Seinige werden soll, zufolge einer ursprünglichen Antizipation in ihm sein müsse, sich zu befestigen und jenes Wort im zwölften Briefe, daß wir in alle Ewigkeit wir sind, dieser in allem Wechsel beharrende Geist ist der Lebensnerv seiner Kunst- und Lebensansichten geblieben**). Wie sicher und bewußt er aber seine Aufgabe faßte, nie den Boden des individuellen Denkens zu verlassen, das ergiebt sich aus dem Konzept eines merkwürdigen Briefes an Fichte vom 3. u. 4. August 1795, der überdies auf das wahrhaftige und männliche Verhältniß jener Geister das hellste Licht wirft. Schiller hatte einen Aufsatz Fichte's „über Geist und Buchstaben in der Philosophie", der für die Horen eingesandt war, mit herbem Tadel zurückgewiesen. Es kam zu Erörterungen und Fichte sprach unter anderm die Meinung aus, daß Schiller's philosophische Schriften dadurch so anstrengten und ermüdeten, daß sie die Einbildungskraft zwängen, zu denken. Sie würden gekauft, bewundert, aber weniger gelesen und gar nicht verstanden. In Bezug hierauf schrieb Schiller,

*) Briefwechsel mit Goethe. S. 26.

**) Daß „die Weltweisen" nicht Fichte, sondern die Popularphilosophen persifliren, sowie die Verwechslung Weishuhn's mit Fichte in Hoffmeister's größerem Werk, ist bereits von J. H. Fichte, Briefwechsel S. 7. nachgewiesen.

welcher damals durch die beschränkten und mißgünstigen Urtheile über die Horen noch besonders erregt war, „ich müßte eine ganz andere Meinung von dem deutschen Publikum haben, wenn ich in einer Sache, worüber meine Natur nach einer mühsamen und hartnäckigen Krise endlich mit sich einig geworden ist, sein Ansehen respektiren wollte. Es giebt nichts Roheres, als den Geschmack des jetzigen Publikums und an der Veränderung dieses elenden Geschmacks zu arbeiten, nicht meine Modelle von ihm zu nehmen, ist der ernstliche Plan meines Lebens. — Unabhängig von dem, was um mich herum gemeint und geliebkost wird, folge ich blos dem Zwange entweder meiner Natur oder meiner Vernunft ... wenn es gleich aus äußern Gründen, die ich noch mit mehr Schriftstellern gemein habe, mir nicht gleichgültig sein kann, ob mich ein großes oder kleines Publikum kauft, so habe ich mich wenigstens auf dem einzigen Wege darum beworben, der meiner Individualität und meinem Charakter entspricht, — nicht dadurch, daß ich mir durch Anschmiegung an den Geist der Zeit das Publikum zu gewinnen, sondern dadurch, daß ich es durch die lebhafte kühne Aufstellung meiner Vorstellungsart zu überraschen, anzuspannen, und zu erschüttern suchte. Daß ein Schriftsteller, der diesen Weg geht, nicht der Liebling seines Publikums werden kann, liegt in der Natur der Sache: denn man liebt nur, was einen in Freiheit setzt, nicht, was einen anspannt; aber er erhält dafür die Genugthuung, daß er von der Armseligkeit gehaßt, von der Eitelkeit beneidet, von Gemüthern, die eines Schwunges fähig sind, mit Begeisterung ergriffen und von knechtischen Seelen mit Furcht und Zittern angebetet wird." Fichte hatte Schiller's philosophischen Arbeiten kurze Dauer prophezeiht. Nach zehn Jahren, schrieb Schiller in nur zu sicherer Vorahnung seines Todes, werde er weder mehr lehren noch schreiben und mit seiner Philosophie so still durch das Publikum gehen, wie jetzt. Aber er werde, wenn neue Revolutionen über das philosophische Denken gegangen, in hundert und zweihundert Jahren zwar nicht mehr, aber auch nicht weniger gelesen werden, als jetzt. Warum? Weil in seinen Schriften sein ganzer Mensch lebend abgedrückt sei, während die Schriften Andrer, auch Fichte's, mit seinem System vergehen, und nur die Folgen, aber nicht der individuelle Effekt bleiben werde. Fichte hatte eine zu tiefe Verehrung vor Schiller's Charakter, als daß er, wenn auch der persönliche Verkehr eine Zeit lang aufhörte, sich dauernd dem Dichter hätte ent-

fremden können. An Schiller ſandte er bei dem Konflikt mit der Regierung, der 1799 ſeinen Abgang nach Berlin veranlaßte, ſeine Appellation an das Publikum zur Begutachtung, und ſie blieben freundlich verbunden, bis zu dem Augenblicke, wo Schiller „nicht mehr lehrte und ſchrieb.“

Zwiſchen Fichte und Humboldt ſehen wir Schiller ſich konſolidiren. Hielt Humboldt, der ganz individuelles Denken war, den Dichter in der Sphäre des Denkens feſt, ſo weit ein Schiller überall feſtzuhalten war, ſo trieb ihn Fichte's reines Denken eher zur Dichtung zurück. Ich glaube nicht, daß ich den Einfluß dieſer Männer zu hoch anſchlage. Ich glaube es deshalb nicht, weil die Schilderung, welche Humboldt von dem damaligen Weſen Schiller's entwirft, genügend beweiſt, wie Schiller ſich in dieſem Verkehr hingab, ja wie er ſich förmlich darin aufbrauchte. Wenn Humboldt immer darauf zurückkommt, die Ruhe und Milde Schiller's zu preiſen und daß der Gedanke im höchſten Sinne Schiller's eigentliches Element geweſen, ſo war dieſe Milde, wie dieſe raſtloſe Denkthätigkeit eben die Eigenſchaft desjenigen Schiller, welcher der Freund Humboldt's war. Das Bild, welches Humboldt in einem Briefe an Körner *) von unſerm Dichter gezeichnet hat, iſt bei weitem energiſcher, als das, welches er ſpäter öffentlich gab. „Niemand, erzählt er von Schiller, kann weniger zerſtreut, weniger unſtät, mit mehr Liebe bei einem Gegenſtande bis zur Erſchöpfung verweilen, mehr frei von der abgebrochenen Heftigkeit ſein, welche andre Nationen, da nur die Deutſchen die eigentliche Leidenſchaft kennen, Leidenſchaften zu nennen pflegen. Darin lag ſeine unendliche, ſich immer gleiche Liebenswürdigkeit, die, wenn ſie mit der Größe zuſammenſchmolz, ihn, da kein Menſch ſich immer gleich ſein kann, manchmal im Geſpräch ſo werden ließ, wie ich nie einen andern geſehen habe. — Es iſt unbegreiflich, wie unendlich kleiner immer alle Andern, die man ſonſt noch ſo ſehr liebt und ehrt, mir hierin gegen ihn vorkommen, wie beſchäftigt mit ihrem Ich, wie beſchränkt auf eine einzelne Sphäre, wie befangen auf irgend einer Seite, wie wenig begeiſtert für das augenblickliche Geſpräch und dadurch fruchtbar an neuem Stoff. Schiller hatte eine Superiorität, die, obgleich Niemand ſo billig und gerecht war, als er, obgleich vor keinem Richterſtuhl Niemand ſo ſehr ſein volles Recht empfing, doch eigentlich Alle,

*) Aus Weimar's Glanzzeit, von Diezmann. S. 30. ff.

die eine Empfindlichkeit dieſer Art haben, aufregen mußte. Er konnte Alle und richtig und allſeitig beurtheilen, ihn eigentlich keiner ganz, weil er auf einer ungleich weniger niedrigen Bahn wandelte, weil man ihn aus jedem einzelnen Kreiſe hätte verdrängen können und er noch immer im Durchſchauen aller gleich groß geblieben wäre, weil ſein gewöhnliches Leben vom Moment ſeines Erwachens bis zum Abend ſo war, daß er alles Gewöhnliche, womit ſich doch auch die Beſten viel und gern und angelegentlich beſchäftigen, wie Staub unter ſich ließ, und zwar nicht ſo, daß er irgend eine Beſchäftigung, ein Vergnügen, wenn es ſich darbot, abgewieſen hätte, immer nur dadurch, daß er jedes anders behandelte." Hier iſt die Wahrheit des Goethe'ſchen

Und hinter ihm, im weſenloſen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Ein größeres Bild, als Humboldt giebt, iſt nicht vor den männlichen Jahren Schiller's zu zeichnen. So groß zeichnet nicht die Beſcheidenheit, ſo zeichnet nur die eigne Größe. Aber das Bild zeigt uns kaum noch einen Menſchen von irdiſcher Signatur, es zeigt beinahe den reinen Dämon. Das Wort „dämoniſch" tritt um dieſe Zeit bei Schiller in den äſthetiſchen Briefen auf. Goethe bezeichnete damit einen ganzen Komplex von geheimnißvollen Wirkungen. Auch Schiller erfuhr dieſen Begriff an ſich, er mußte in manchen Momenten fühlen, daß nicht mehr er, daß eine Macht aus ihm ſprach, die ihn willenlos, wie jenes Schwert in der Hand Johanna's regierte. Einen ſolchen Stempel hatte ſchon die Art ſeines Geſprächs. Er ſprach nicht eigentlich ſchön, er hielt keinen Vortrag, wie Herder, er ſuchte nie nach einem bedeutenden Stoff. Aber bald ſpielte das Geſpräch um einen allgemeinen Geſichtspunkt. Nach wenigen Zwiſchenreden ſah man ſich mitten in einer anregenden Diskuſſion. Es bedurfte eines Worts von Humboldt, um jede ſchlummernde Idee zu wecken. Schiller wußte es nicht, daß ſie in ihm zuerſt erwachte, er ſchien des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieſer ſich auch bewußt blieb, allein von ihm die Idee zu empfangen. Schiller durfte dann in leichter Heiterkeit zu jeder ſich darbietenden Nebenbeziehung hinüberſchweifen, ſich und dem Andern die vollſte Freiheit gönnen, nicht er hielt den Faden, der Faden hielt ihn feſt. Immer gemeinſam ſchaffend und ſchmiedend hob er plötzlich das Reſultat zur bewundernden Ueberraſchung des Freundes im glücklichſten Ausdruck empor, aber noch nicht mit der Form

zufrieden, ließ er es muthig wieder in die Gluten ſinken. Und doch war es das Rechte. Humboldt hatte es mit raſchen Blicken erkannt, er zog es wieder hervor, er nöthigte den Freund zu klarer Sichtung, zur ſchärfſten Beſtimmtheit, Stunde nach Stunde verrann, endlich tief in der Nacht war man am Ziel. Und ſo ward jeder Abend beſchloſſen. Man ſah ſich täglich zweimal, auch die Frauen, innig vertraut, nahmen zuweilen an den Geſprächen Theil, man lebte wie eine Familie. Gewiß dieſes raſtloſe Schaffen und Herumwenden ſeines geiſtigen Beſitzes, dieſes fortwährende Improviſiren hat nicht wenig zu der Leichtigkeit, Freiheit und Kühnheit beigetragen, welche Schiller's ſpätere Werke auszeichnet. Aber auch die dauernden Gedanken, die wie mit dem Prägeſtock zu ewigem Werthe geſtempelt ſind, hat es erzeugen helfen. Ja, in dieſen Geſprächen, an denen wir bald noch einen Andern Theil nehmen ſehen, liegt die eigentliche Schmiede eines großen Theils unſres beſten geiſtigen Eigenthums. Es hat wohl etwas Ergreifendes, wenn man ſieht, wie dieſer Mann, mit dem Tod in der Bruſt, nicht Wetter und Wege ſcheut, um auch mit ſeinem Körner die gewonnenen Reſultate zu prüfen. Körner, von einer Familienreiſe zurückkehrend, war verhindert, nach Jena zu kommen, aber Schiller ſetzte es durch, daß er ihnen im Auguſt wenigſtens in Weißenfels ein Rendezvous gab und hier disputirten, während Hannibal vor den Thoren ſtand, dieſe Männer mit antiker Sorgloſigkeit anderthalb Tage lang über den Begriff des wahren Schönen und über den möglichen Weg, das deutſche Publikum zu dem Bewußtſein des ihm innewohnenden Idealmenſchen zu bringen. Wird man doch faſt an Luther's Disputationen erinnert! Spreche man doch bei Schiller nur nicht von einſeitigem Idealismus, von Entfremdung von der Wirklichkeit, es war eine großartige Politik des deutſchen Geiſtes, eine Politik, die Preußen ſpäter unter Stein und Humboldt nachahmte, ſich in dem Ewigen zu verſchanzen, um, da die ſchlechte Gegenwart unrettbar verloren war, die beſſere Zukunft zu retten. Das war die Politik Schiller's. Dahin gingen ſeine Pläne, das trieb ihn, nicht zu ruhn, bis er die Genoſſen ſich geeinigt, die leitenden Grundſätze von ihnen beſchworen wußte. Er irrte ſich anfangs im Mittel, er glaubte, wie wir ſehen werden, durch ein Journal ſeinen Zweck erreichen zu können: es war nur die thönerne Form, ſie zerfiel, aber aus ihr trat glänzend ein gediegener Kern hervor und dieſer Kern hieß: Schiller und Goethe.

# Neuntes Buch.

## Schiller und Goethe.

1795 bis 1799.

# I.

## Schiller und Goethe.

Das deutſche Volk hat einen wahren Schatz edler Freundſchaften zwiſchen großen Männern aufzuweiſen. Es iſt als hätte die Natur durch ein feſteres Faſergewebe dieſer Art unſerer Nation das Mark und die Dauer ſichern wollen, welche andern Nationen ihre ſtaatliche Einheit gewährt. Die Namen Melanchthon und Luther, Blücher und Gneiſenau werden ewig verbunden genannt. Aber wir bewundern dieſe Freundſchaften nicht in dem Maße, wie die Freundſchaft unſerer größten Dichter. Denn die Stärke bedarf der Beſonnenheit und die That des Rathes. Wir finden es natürlich, daß die gleichgeſtimmten Seelen der neuerwachten Dichtung, daß Klopſtock und Gieſeke, daß Leſſing und Kleiſt zuſammenhielten. Wir machen ihnen kein Verdienſt daraus. Warum rührt und ergreift uns ſo mächtig der Bund zwiſchen Schiller und Goethe? Darum, weil er eine Verſöhnung, darum, weil er ebenſo ſehr eine freie That war, als eine geheimnißvolle Wirkung der waltenden Ideen.

Ich will nicht das Allbekannte wiederholen, nicht erzählen, wie verſchieden ihr Aeußeres, ihre Nerven, ihre Organiſationen waren. Ich habe bereits angedeutet, worin ſie einig waren und wie ſchroff ſie ſich trotzdem gegenüberſtanden. Was führte ſie endlich zuſammen?

Schon in Mannheim hatte Schiller, wie meine Leſer wiſſen, den Gedanken, durch eine Verbindung aller Dichter eine geiſtige Nationaleinheit zu ſchaffen. Möſer's patriotiſche Phantaſieen hielten Goethe im Vaterlande feſt. Allein eine unmittelbare Wirkung nach dieſem Ziele hin, gaben beide als unausführbar auf. Dennoch blieb beiden das Stre-

ben nach Einigung. Abgesehen davon, daß Goethe seine Kunstverwandten um sich zu sammeln strebte, so äußerte sich dieses Streben noch im Jahre 1793 so naiv, daß, als ihn das Zusammenbrechen aller Verhältnisse und der Krieg in Süddeutschland in nächster Nähe erschütterte und verstimmte, er seinem Schwager Schlosser in Heidelberg unter den Augen gleichsam des Feindes, ruhig den Plan einer großen wissenschaftlichen Gesellschaft vorlegte. Schlosser lachte ihn aus. Nicht so spöttisch war man in Jena.

Seit mehreren Jahren trug sich Schiller mit einem ähnlichen Plan. Er dachte eine Zeitschrift zu gründen, welche alle ersten Schriftsteller Deutschlands und damit zugleich alle bessern Theile des Publikums an einander rücken sollte. Göschen hatte vorsichtig „ein großes vierzehntägiges Journal" abgelehnt. Allein bei seinem Besuch in der Heimath fand Schiller seinen Mann. Johann Georg Cotta, bei aller ruhigen Schlichtheit einer schwäbischen Natur, von großartigem Geschäftsblick, ging sofort auf Schiller's Unternehmen ein, zwar zuerst mit dem Ansinnen einer politischen Zeitung, welche als die Augsburger Allgemeine ins Leben trat, aber, als Schiller das ablehnte, mit der vollsten Bereitwilligkeit zu allen Opfern, welche der Maßstab des neuen Projekts verlangte. Schiller's Absehen ging auf ein Organ, das über den Tagesinteressen stand. Er hatte die Thalia, welche seit 1791 unter dem Titel „neue Thalia" erschien, 1793 aufgegeben. Nach seiner Rückkehr besprach er seinen neuen Plan mit den Jenenser Freunden, man musterte den Parnaß und hoffte drei Generationen von Klopstock bis zu den Schlegels herab zur Mitarbeiterschaft an den Horen heranzuziehen. Es fragte sich, ob Goethe einem Journal beitreten werde, das Schiller redigirte. Schiller hoffte es. Wie war ihm diese Hoffnung gekommen?

Hatten doch beide nichts und am wenigsten Schiller etwas zu einer Vereinigung gethan! Hatte doch das milde Zureden eines Dalberg nichts geholfen! Ein leises Band knüpfte sich zwar durch Schiller's Gattin, welche seit ihrer Kindheit Goethe bekannt und lieb war. Aber das konnte doch den Bund der Männer nicht schaffen. Es war eine tiefere Sympathie, die wir bei Goethe stärker und stärker walten sehen. Er kannte den Mangel seiner Natur. Er konnte, wie er 1793 an Fichte schrieb, „die Philosophen niemals entbehren und doch sich nie mit ihnen versöhnen." Jeder tiefere Geist muß sich irgendwo mit der Spekulation

berühren. Und Goethe ſuchte ſolche Berührung. Was trieb ihn ſonſt, Schiller 1790 im November in Jena zu beſuchen und mit ihm über Kant zu ſtreiten, bevor noch Schiller in Kant zu Hauſe war? Die Wahrnehmung, daß Goethe's Philoſophie zu viel betaſte und aus den Sinnen hole, was er ſelbſt aus der Seele ſchöpfe, hielt Schiller damals ab, über ſeine liebſten Gegenſtände mit ihm zu ſprechen. Ein Wort über Kunſt hätte die Freunde Moritzens vielleicht ſchon damals verſtändigt. Denn Körner, welchen Goethe ſo eben in Dresden beſucht hatte, war von deſſen Kunſtanſichten, die vor Allem auf Objektivität drangen, ganz erfüllt und Goethe disputirte eigentlich durch dieſe Vermittelung fortan mit Schiller, ohne daß er es wußte. Das erkannte Schiller auch nach jener Unterredung an, daß Goethe's Geiſt nach allen Direktionen forſche, daß er ſich auf dem mühſamſten Wege ein Ganzes zu erbauen trachte und „das, ſchrieb er, macht ihn mir zum großen Mann.“

Aber in Schiller's Natur ſchien ein unwiderſtehlicher Trieb zu liegen, das Gold der Charaktere durch die Schonungsloſigkeit zu erproben, mit der er ihnen entgegentrat. Die, welche behaupten, Schiller habe eine gewiſſe Klugheit beobachtet, um Goethe für ſein Journal zu gewinnen, kennen wohl ſchwerlich die bittre Stelle über Angelika Kaufmann in dem Aufſatz über das Erhabene von 1793. Schiller wußte es aus Goethe's Munde, wie zärtlich er dieſe Freundin ſchätzte. Mußte er gerade ſie und ſie allein als Beiſpiele des „bloßen Sinnenreizes“ in der Malerei anführen? Er ließ die Stelle ſpäter nach ſeiner Verbindung mit Goethe weg. Es war wohl natürlich, daß letzterer in Anmuth und Würde, dieſer graziöſen Petition der Natur an den Geiſt, ganz die nothwendige Anlehnung an die Kant'ſchen Ideen überſah und ſich dagegen an „gewiſſen harten Stellen“ ſtieß, die er direkt und doch wohl mit Unrecht auf ſich bezog. Freilich hatte Schiller wiederum über „das Genie und ſeine Unarten“, über dieſe „Günſtlinge der Natur“ als bloße „Naturerzeugniſſe“ in einer Anmerkung ſich ausgelaſſen, die, wenn ſie nicht auf Goethe bezogen ward, nur noch ſchlimmer ſich las, indem ihm dann ſelbſt das Genie, abſolute Naturbegabung, abgeſprochen wurde, welche er mit Moritz für das unbedingte Erforderniß jeder künſtleriſchen Organiſation hielt. Die Kluft zwiſchen ihren Denkweiſen erſchien Goethe ungeheuer und da jeder Menſch im Andern am erſten das bemerkt, was ihm ſelbſt mangelt, ſo hat auch ſpäter Goethe dieſe Kluft in die Formel

gefaßt, daß Schiller auf Seiten der Freiheit und er selbst auf Seiten der Natur gestanden habe. Gervinus hat bereits die Einseitigkeit und auch das Zutreffende solcher Formeln hervorgehoben. Die Kluft war groß, aber nicht unausfüllbar. Das zeigte die erste gründliche Begegnung.

Goethe hatte sich, verstimmt über das Toben der politischen Stürme, in halbspottender, halb trauernder Resignation nach Innen gekehrt und lebte im Winter auf 1794 in physikalische und ästhetische Studien vertieft, mit seinem treuen Anhänger Meyer einsame Tage. Originales und was des Verfassers des Egmont würdig gewesen wäre, hatte er lange nicht produzirt. Der Meister und Faust lagen längst begonnen und unterbrochen da und sahen ihn wie fremdgewordene Gebilde an. Meyer war eben kein Freund, der ihn mit energischem Ruck in eine neue Bahn hineinreißen konnte. Dagegen fand er aufmunternde Theilnahme bei Charlotte von Kalb, mit welcher er seit Jahren freundschaftlich verbunden war und interessirte sich mit ihr lebhaft für Fichte's Auftreten. Um sich anzuregen, ging er öfter nach Jena.

Hier begegnete ihm im Mai auf einem Spaziergange der eben heimgekehrte kranke Schiller. Der Anblick muß Goethe tief erschüttert haben. Er sprach es zu Meyer, der mit ihm war, aus, er glaube, daß Schiller keine vierzehn Tage mehr zu leben habe. Schiller erschien ihnen, wie das Bild des Gekreuzigten. In dem Munde eines Nebenbuhlers hat dieser Vergleich etwas ungemein Edles. Aber Goethe sollte bald erfahren, daß in dieser scheinbar verlöschenden Flamme Kraft genug sei, sie beide zu neuem Schaffen zu entzünden.

Wahrscheinlich in derselben Zeit wohnten die beiden Dichter einer Sitzung der vom Professor Batsch gegründeten naturforschenden Gesellschaft bei. Zufällig gingen Beide zugleich hinaus, ein Gespräch knüpfte sich an und Schiller, der sich immer für Naturwissenschaften interessirte, machte die Bemerkung, eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, sei für den Laien nicht eben erfreulich. „Ich erwiderte darauf, so erzählt Goethe, daß sie dem Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleiben und daß es doch wohl noch eine andre Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und einzeln vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber seine Zweifel nicht; er konnte nicht eingestehen, daß ein solches wie ich behauptete, schon aus

der Erfahrung hervorgehe. Wir gelangten zu seinem Hause; das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanze lebhaft vor und ließ mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das Alles mit großer Theilnahme, mit entschiedener Fassungskraft an; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte (ganz richtig): das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee! Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen; denn der Punkt der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen und sie sogar mit Augen sehe." Schiller, der die Freiheit Andrer im Gespräch so vollendet zu schonen wußte, antwortete darauf, wie „ein gebildeter Kantianer." Beide hielten sich für unüberwindlich. Es kam zu keinem Resultat. Aber der erste Schritt war geschehen. „Schiller's Anziehungskraft war groß, er hielt Alle fest, die sich ihm näherten." Nun forderte am 13. Juni Schiller in einem höchst formvollen Billet den großen Antipoden zur Theilnahme an den Horen auf, und legte den vorläufigen Prospekt für die Mitarbeiter bei. Goethe scheint über diese Annäherung überaus froh gewesen zu sein, denn schon am 21. antwortete er, er wolle mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft sein. Er theilte den Freunden Fritz von Stein, Jacobi, der Frau von Kalb (am 28. Juni) es wie ein Ereigniß mit, daß Schiller freundlicher und zutraulicher werde. Im Juli war Goethe wieder in Jena und jetzt erfolgte in einem „Gespräch" von Schiller's Art die erste Verständigung ihrer künstlerischen Ueberzeugungen. Zwischen ihren Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, das zeigte sich in ihrem auf ganz verschiedenem Wege errungenen Schönheitsbegriff. Denn Goethe faßte das Schöne als „Vollkommenheit mit Freiheit", er war von der Natur ausgegangen, und Schiller als „Freiheit in der Erscheinung mit technischer Vollkommenheit", er war von der praktischen Vernunft, als dem Gebiete der Freiheit ausgegangen. Goethe sandte sofort einen Aufsatz, in welchem er seinen Schönheitsbegriff auf organische Natur anwandte. Meyer, der sich in Dresden aufhielt, konnte Körner aus einem Briefe Goethe's mittheilen, daß dieser lange nicht solchen geistigen Genuß gehabt habe, wie bei Schiller in Jena. Goethe rechnete von diesen Tagen eine neue Epoche seines Lebens.

Nun ſchritt Schiller kühn und raſch, wie er war, in ſeinem herrlichen Briefe vom 25. Auguſt zur Beſieglung des Bundes. Mit edler Hingebung theilte er zwiſchen ihnen, ſich nur die Mängel, Goethe alle Tugenden gebend. Er pries die gleichgewogene Kraft und den beobachtenden Blick, „der ſo ſtill und rein auf den Dingen ruht.“ „Sie ſuchen, ſchrieb er, das Nothwendige der Natur, aber Sie ſuchen es auf dem ſchwerſten Wege, vor welchem jede ſchwächere Kraft ſich wohl hüten wird. — Von der einfachſten Organiſation ſteigen Sie, Schritt für Schritt, zu den mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltſte von allen, den Menſchen genetiſch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch daß Sie ihn der Natur gleichſam nacherſchaffen, ſuchen Sie in ſeine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie ſehr Ihr Geiſt das reiche Ganze ſeiner Vorſtellungen in einer ſchönen Einheit zuſammenhält.“ Er geht auf den Dichter Goethe über. Wäre, meint er, Goethe als Grieche oder Italiener geboren, ſo würde ſolch ein Prozeß nicht nöthig geweſen ſein, jetzt, von einer nordiſchen Natur erzogen, müſſe er von Innen heraus und gleichſam auf rationalem Wege ein Griechenland gebären. Das könne nicht wohl anders, als nach leitenden Begriffen geſchehen, ſo wenig ſich dieſe logiſche Richtung mit der äſthetiſchen vertrage, durch welche allein der Geiſt bilden könne. Aber auch hier leite Goethe ſein philoſophiſcher Inſtinkt, der mit den reinſten Reſultaten der ſpekulirenden Vernunft übereinſtimme. Und nun ſtellt er, das iſt für uns die wichtigſte Stelle des Briefes, den ſpekulativen und intuitiven Geiſt gegeneinander. „Beim erſten Anblick zwar ſcheint es, als könnte es keine größere Oppoſita geben, als den ſpekulirenden Geiſt, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannichfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erſte mit keuſchem und treuen Sinn die Erfahrung und ſucht der letzte mit ſelbſtthätiger freier Denkkraft das Geſetz, ſo kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geiſt nur mit Individuen und der ſpekulative nur mit Gattungen zu thun. Iſt aber der intuitive genialiſch und ſucht er in dem Empiriſchen den Charakter der Nothwendigkeit auf, ſo wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen und iſt der ſpekulative Geiſt genialiſch und verliert er, indem er ſich darüber erhebt, die Erfahrung

nicht, ſo wird er zwar immer neue Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen.“ *)

Hiermit hatte Schiller weit mehr gethan, als blos „die Summe von Goethe's Exiſtenz gezogen.“ Goethe verlangte in ſeiner herzlichen Antwort nun auch Schiller's Geiſtesgang kennen zu lernen. Eigentlich hatte er hierüber bereits genügende Auskunft. Denn Schiller hatte die beiden Ideale gezeichnet, denen ſie von ihrer beiderſeitigen Schranke aus nachzuringen hatten. Aber Schiller ging auch darauf ein, theilte ausdrücklich dem Freunde das intuitive Genie zu und behielt für ſich nur den beſcheidenen Titel einer Zwiſchenart zwiſchen dem Begriff und der Anſchauung. „Kann ich, ſchloß er, dieſer beiden Kräfte in ſo weit Meiſter werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen beſtimmen kann, ſo erwartet mich noch ein ſchönes Loos; leider aber, nachdem ich meine moraliſchen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine phyſiſchen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geiſtesrevolution werde ich ſchwerlich Zeit haben, in mir zu vollenden, aber ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zuſammenfällt, habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerthe aus dem Brande gerettet.“ Schiller ſandte einen Theil ſeiner äſthetiſchen Aufſätze (unter andern auch die Briefe an Körner vom Februar 1793 über den Begriff des Schönen) und Goethe verſprach den Wilhelm Meiſter. Schon begann er an Schiller's Art die Dinge anzuſehen, das größte Gefallen zu finden, und wenn es nicht in ſeiner Natur lag, eine Bewunderung auszuſprechen, die er noch nicht empfand, oder über ihr beiderſeitiges Weſen ſich mit ſolchem Scharfblick zu entfalten, den ſeltenen Ernſt, der in allem herrſche, was Schiller geſchrieben, erkannte er willig an und an gutem Willen ſtand er dem neuen Freunde nicht nach. Er mußte ihn jetzt in ſeinem Hauſe haben; unter ſeinen Sammlungen, Aug' in Auge mußte er ſein Weſen aufſchließen. Er lud Schiller zu längerem Beſuche ein. Dieſer, ſo krank er ſich fühlte, ſagte mit Freuden zu und die plötzliche und tägliche Anſchauung

*) Der Aufſatz über das Naive wurde in dieſem Sommer entworfen Offenbar ſind die Elemente dazu in dem Schluſſe des vorſtehenden Briefes zu ſuchen.

eines Lebens, das in tausenden von Steinen, Präparaten, Zeichnungen die Denkblätter einer erstaunlichen Thätigkeit, einer ununterbrochenen Berührung mit der Natur und den Mustern der alten Kunst aufzeigte, mußte ihm den ganzen Gegensatz zwischen seiner Familie von Begriffen „und diesem Königreiche" offenbaren, auf Augenblicke ihn sogar mit ungerechtem Widerwillen gegen die Spekulation erfüllen. Er „vermuthete" in einem Briefe an Körner vom 29. September, daß der Aufenthalt sehr viel auf ihn gewirkt habe.

Auch Wilhelm von Humboldt hatte gelegentlich an diesem Verkehr Theil genommen. Schiller brachte Goethe nicht blos sich, er brachte ihm noch zwei edle Freunde in Humboldt und Körner zu. Ich überlasse dem Leser die interessante Aufgabe, zwischen diesen Männern, Fichte, Schiller, Goethe, Humboldt Parallelen zu ziehen, die gewaltige Denkthätigkeit in den ersten, die ungemeine Rezeptivität in den letztern zu vergleichen. Sie bilden die reinste Skala vom höchsten Vernunftvermögen hinab durch die Einbildungskraft zur Empfindung und dem Verstande, und nimmt man Körner dazu als praktischen Menschen, der sich doch harmonisch zu vollenden strebte, so hat man so ziemlich die edelsten Grundtypen des deutschen Charakters erschöpft. Es wäre ungerecht, neben Goethe die Freundschaft jener Andern zu vergessen. Vollends zu weit aber geht die Behauptung Hoffmeister's, daß Schiller „in der Schule Humboldt's erst Goethe's Umgang entgegenreifte." Hat Goethe doch selbst und mit so entzückender Liebenswürdigkeit die Wahrheit gesagt. Er sandte dem Freunde 1797 ein Mineralienstück mit den Worten:

„Dem Herrn in der Wüste bracht
Der Satan einen Stein
Und sagte: Herr durch deine Macht
Laß es ein Brötchen sein.
Von vielen Steinen sendet dir
Der Freund ein Musterstück,
Ideen giebst du bald dafür
Ihm tausendfach zurück."

Das, was Schiller, nach Körners Meinung, noch fehlte, um wieder zum ruhigen Bilden zu gelangen, ein gewisses freies Schwelgen der Phantasie und ein gelassenes Aufnehmen der Erscheinungen ohne vorgreifende Selbstthätigkeit, das konnte durch die Anschauung von Goethe's

geiſtiger Werkſtätte befördert werden. Die Fülle von Erfahrung, die Art der Beobachtung, wie ſie Goethe beſaß, lenkte ihn zur Rezeptivität, aber wäre dieſe Milderung ſeiner Selbſtthätigkeit früher eingetreten, ſo wäre doch auch nicht die Ausbildung ſeines ſpekulativen Vermögens möglich geweſen. Und Schiller war es doch wieder, der nach Goethe's eignem Geſtändniß, dieſen bei ſeinen optiſchen Unterſuchungen zur Schematiſirung und zum Ordnen zwang, der ihn mahnen mußte, ſich aus dem verſchlingenden Strudel des Sammelns und Unterſuchens zum ſelbſtthätigen Bilden emporzuraffen, und deſſen Rath Goethe zur Vollendung ſeines Meiſter befolgte.

In Wahrheit, man verkennt das Weſen des künſtleriſchen Schaffens, man verkennt die Natur des Menſchen, wenn man ſolchen Einflüſſen eine ſchöpferiſche Tendenz beilegt. Sie ſind regulirend, ſpornend, bewahrend, die innere Quelle der Individualität iſt nicht chemiſch umzumiſchen, was Schiller aus ſich machte, lag in ihm ſelbſt. Welchen belebenden Einfluß beide auch auf einander übten, das Alles iſt doch unbedeutend gegen das noch nie bis dahin geſehene Vorbild, welches ſie für alle Zeiten dem deutſchen Volke mit ihrem Bunde gegeben haben. Mit Recht meint Gervinus, daß, wenn einmal die Einigung und gegenſeitige Anerkennung der Gegenſätze, welche in unſern Dichtern zur reinſten Erſcheinung kamen, in weiteſten Kreiſen und größeren Gebieten fortgeſchritten iſt, auch wir von jener Ausſöhnung eine neue Epoche zählen können. Die Reformation hat das geiſtige Leben der Nation zerriſſen und mußte es zerreißen, die Dichtkunſt hat es wieder geeinigt. Fragt den Ausländer nach Deutſchlands größtem Ruhm, er nennt Euch Schiller und Goethe. Ihr Bund iſt der erſte ſchüchterne Umriß einer neuen nationalen Geſtaltung. Der Genius des deutſchen Volkes war zu edel, um von der Noth abzuwarten, was allein der Macht der Ideen zu geben gebührte und ehe noch die größten feindlichen Stämme vor den Waffen Frankreichs ſich einten, verbrüderten ſich die größten, die entgegengeſetzteſten Dichter. Es war die altgermaniſche Sitte, die Barden gingen den Heeren voran.

Sie waren ſich vollkommen ebenbürtig. Schiller's Familie von Begriffen umſpannte das ganze Königreich Goethe's. Sie waren wirklich die zuletzt zuſammengetroffenen Gefährten einer langen Reiſe, einer Reiſe, die nicht blos von Sturm und Drang bis zu Schiller's Tode

ging, sondern von Homer bis in alle Zukunft. Darum hatten sie sich vom fern vergangenen und unendlich vorliegenden Wege so viel zu erzählen. Vor allem Schiller's Aufgabe war es, die feste Richtung desselben auszusprechen. Er that es mit den aesthetischen Briefen. Im Oktober 1794 sandte er den Anfang derselben an den Freund in Weimar. Das war endlich die Philosophie, welche Goethe als sein Theil erkannte. Wie einen köstlichen Trank schlürfte er sie, so gestand er, auf einen Zug hinunter. Es war wohl ein wenig zärtliche Freundschaft, wenn Schiller sagte, er habe Goethe's Bild in dem Künstler gezeichnet, den er fähig hielt, der Zeit im Spiele die Richtung aufs Edle zu geben. Das Bild zeichnet vielmehr das gemeinsame poetische Ideal, und wer wollte wagen, ein schöneres zu entwerfen.

„Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines besseren Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück, aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar, wie Agamemnon's Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von dem Verderbniß der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. — — Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichterkraft ihre Strahlen auf und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt."

Er gab Goethe jetzt noch einmal, was er einst in den Künstlern gegeben und in der Form der Reflexion erkannte Goethe als sein Bekenntniß wieder, was er in der früheren poetischen Form nicht hatte erkennen wollen. Dieses Bekenntniß und die weitere Ausführung von der herzustellenden Totalität des Menschen durch die Richtung, welche die Kunst seinen Sinnen geben kann, dies war das ihnen Gemeinsame, es war ihre poetische Natur, empor- und vorausgehoben über den Häuptern ihrer irdischen Existenzen. Dieses Gemeinsame konnte Schiller allenfalls auch aus Goethe's Dichtungen schöpfen, das feine Spiel der

Unterſchiede, an welche dieſes Gemeinſame in ihnen geknüpft war, vielleicht nur aus dem perſönlichen Umgang.

Das verleiht ſeiner Schilderung von dem Realiſten und Idealiſten im Aufſatz über naive und ſentimentale Dichter eine ſolche Wahrheit, ja er giebt ſelbſt in ſich das Beiſpiel einer Vereinigung beider Seiten, indem er jenen Unterſchied, den er aus der zweifachen Natur des Menſchen als Idealiſt ableitet, mit der reichſten Beobachtung des Realiſten ſchmückt. Wie er ſeinem Humboldt zur Erſcheinung ward, ſo ward ihm Goethe und vielleicht Niemand zuvor in dem Grade zu einer Erſcheinung. Glaubt man nicht Züge von Goethe's Weſen zu erkennen, wenn Schiller vom Realiſten ſagt: „auf Alles, was bedingungsweiſe exiſtirt, erſtreckt ſich der Kreis ſeines Wiſſens und Wirkens; aber nie bringt er es auch weiter als zu bedingten Erkenntniſſen, ... will daher der Realiſt in ſeinem Wiſſen zu etwas Unbedingtem gelangen, ſo muß er es auf dem nämlichen Wege verſuchen, auf dem die Natur ein Unendliches wird, nämlich auf dem Wege des Ganzen und in dem All der Erfahrung.“ Seine Moralität liegt in der Summe ſeines Lebens. Sein Wille fließt zwar nicht aus materialiſtiſchen Antrieben, aber doch aus der Natur, freilich aus der Natur, als nothwendigem Ganzen. Auf Würde und Größe wird er keinen Anſpruch machen können. Denn dieſe iſt nur der Preis der Selbſtändigkeit und Freiheit.*)

Und nun dagegen das Bild des Idealiſten. Im Wiſſen befriedigt ihn nicht die einzelne Erkenntniß, ſondern philoſophiſche Einſicht, in der moraliſchen Beurtheilung wird ihm die ſittliche That im Einzelnen, weniger die moraliſche Gleichförmigkeit im Ganzen gehören. „Der Idealiſt wird die Mängel ſeines Syſtems mit ſeinem Zuſtand bezahlen, aber er achtet dieſes Opfer nicht; der Realiſt büßt die Mängel des ſeinigen mit ſeiner perſönlichen Würde, aber er erfährt nichts von dieſem Opfer. Sein Syſtem bewährt ſich an Allem, wovon er Kundſchaft hat und wonach er ein Bedürfniß empfindet — was bekümmern ihn Güter, von denen er keine Ahnung und an die er

*) Schiller ſteht hier durchaus noch auf dem Standpunkt der Anmuth und Würde. Die Ableitung der Würde konnte Goethe damals in jenem Aufſatz nicht abgeſchreckt haben. Dagegen urtheilt Schiller über das Genie in dem Aufſatz über naive u. ſ. w. Dichtkunſt nach der Freundſchaft mit Goethe ganz anders, als früher, in der Anmerkung zu A. u. W.

keinen Glauben hat? Genug für ihn, er ist im Besitze, die Erde ist sein, und es ist Licht in seinem Verstande und Zufriedenheit in seiner Brust.

Der Idealist hat lange kein so gutes Schicksal. Nicht genug, daß er oft mit dem Glücke zerfällt, weil er versäumte, den Moment zu seinem Freunde zu machen; er zerfällt auch mit sich selbst; weder sein Wissen, noch sein Handeln kann ihm Genüge thun. Was er von sich fordert, ist ein Unendliches, aber beschränkt ist alles, was er leistet. Diese Strenge, die er gegen sich selbst beweist, verleugnet er auch nicht in seinem Betragen gegen Andre. Er ist zwar großmüthig, weil er sich, Anderen gegenüber, seines Individuums weniger erinnert; aber er ist öfters unbillig, weil er das Individuum ebenso leicht in Andern übersieht."

Schimmern hier nicht ganz bestimmte Züge aus unsrer Biographie hindurch? Aber mit dieser Selbsterkenntniß, und mit der Anschauung dessen, was an ihnen beiden das Endliche war, hatte er den ersten Schritt zur Ueberwindung seiner Schranke bereits gethan. Ein geschichtliches Gesetz sprach er aus vom ewigen Streit des Realismus und Idealismus, der Erfahrung und der Idee, des Bestehenden und des Fortschritts, ein Gesetz, dessen Entdeckung für Männer, wie Gervinus eingestandenermaßen das ganze Gebiet der Geschichte wie eine hochgehobene Fackel durchleuchtete. Beide Dichter wurden die ersten Bürger des neuen Staates, in welchem dieses Gesetz einst als wahres Duldungsedikt anerkannt sein wird.

Wir kehren aus dem Heiligthum dieses Bundes an seinen Eingang zurück. Er ist eng und beschränkt. Die Schattenseiten des Idealisten und Realisten treten hier stark hervor, und die beste Probe für den Ernst der Freundschaft war es, daß die gemeinsame Journalistik sie nicht zerstörte. Zum Glück hatten sich noch vorher tiefere Bande geknüpft. Die Lektüre des Wilhelm Meister, dessen Anfang Goethe im Dezember sandte, ward für Schiller eine reiche Quelle der Labung. Ein Gefühl geistiger und leiblicher Gesundheit überkam ihn, ein inniges Wohlsein. Dieses klare, volle, satte Leben, diese heitere, lebendige Darstellung machte ihn anfangs an seiner eigenen Kraft verzagen, verfeindete ihn in melancholischen Augenblicken mit der Philosophie, wo alles so strenge, so rigid, so abstrakt sei und „soviel, schrieb er an Goethe, ist gewiß, der Dichter ist der einzige wahre Mensch und der beste Philosoph nur eine

Karrikatur gegen ihn.“ Ein extremer Ausſpruch des Idealiſten, den er ſelbſt bald darauf zurücknahm, als Goethe das vollkommene Gleichgewicht zwiſchen Anſchauung und Abſtraktion pries, welches in Schiller's neuen Gedichten herrſche. Jetzt ließ Goethe den Don Carlos aufführen und bedauerte lebhaft, daß Schiller nicht zu der Vorſtellung herbeikam, jetzt trieb er ihn an, die Malteſer wo möglich noch zum Geburtstage der Herzogin zu vollenden. Aber ſo feſt ſich Schiller auch vornahm, das Stück wenigſtens bis zu Ende des Winters zu liefern, es waren innere und äußere Urſachen genug vorhanden, welche ihn zwangen, in den geſchmähten und doch geliebten Feſſeln der Reflexion auszuhalten.

## II.

### Die Horen.

Bei Schiller's journaliſtiſchen Unternehmungen drängt ſich immer der Gedanke an ſeine äußere Lage auf. Die Kopenhagener Penſion ging mit dem Jahre 1795 zu Ende. Zwar war Schiller durch eine Ausſicht, welche ſich ihm ſchon bei ſeinem Aufenthalte in der Heimath geboten hatte, über ſeine Zukunft beruhigt. Er ſollte nach Tübingen berufen werden. Aber als im Februar 1795 eine ſolche Berufung wirklich eintraf, lehnte er ſie, wohl zumeiſt im Hinblick auf Goethe's Annäherung ab und vertraute, wie er dem letzteren ſchrieb, ſeiner Feder und dem Himmel, der ihn noch nie verlaſſen habe. Wie ſehr war Goethe über dieſen Entſchluß erfreut! Die Berufung wurde im März nochmals unter günſtigen Bedingungen, unter Zuſicherung vollſter Freiheit wiederholt. Auch diesmal ohne beſſern Erfolg. Doch nahm Schiller die Gelegenheit wahr und machte ſich bei ſeinem Herzoge das Verſprechen aus, daß im Falle der Noth ſein Gehalt verdoppelt würde*). Er hoffte, daß dieſer Fall ſobald nicht eintreten werde. Er hielt ſeine Exiſtenz durch die Horen und durch ein zweites Unternehmen ſolcher Art, durch ſeinen Muſen-Almanach hinreichend geſichert.

„Unſer Journal, hatte er am 12. Juni 1794 an Körner geſchrieben, ſoll ein epochemachendes Werk ſein und Alles, was Geſchmack haben will, muß uns kaufen und leſen.“ Auf's Kaufen kam es ein wenig mit an. Der Privatproſpekt, welchen er den Mitarbeitern zuſandte, enthielt ſeine Spekulation. Er rechnete ſo: jeder Schriftſteller habe einen Theil

*) Es betrug immer noch 200 Thaler.

des Publikums, träten die vorzüglichsten Schriftsteller in eine Assoziation zusammen, so würde ihr gemeinsames Werk alle Theile des Publikums vereinigen. Schiller's Name als Redakteur hatte einen so guten Klang, daß auf die bloße Ankündigung der Horen sich die Subskriptionslisten füllten und selbst in den kleinsten Städten bis zu zwölf Exemplaren bestellt wurden. Die Zahl der Abonnenten stieg auf 2000. Die Zusagen, welche er von mehreren Schriftstellern empfing, waren ermuthigend. Sein Bündniß mit Goethe stand wie ein günstiger Stern über der großen Geburt. Selbst ein früherer Antipode, Engel, dann Matthisson, Fritz Jacobi, Herder, der alte Gleim, versprachen ihre Theilnahme, letzterer mit der Bitte sein Honorar den Armen zu schenken. Er hat nie einen Beitrag geliefert. Die unmittelbare Gegenwart Humboldt's und zweier so thätigen Köpfe wie Fichte's und Woltmann's, Woltmann's, der von der Philosophie der Geschichte bis zur Operette eine breite Fronte der Produktion darbot, stimmte trefflich in Schiller's Plan. Cotta zahlte für die Redaktion 1000 Thaler und gab dem Redakteur die Freiheit, bis zu 6 Louisd'or den Bogen zu honoriren. Als Schiller im Juni 1794 auch den Dresdener Freund zu thätiger Mitwirkung, ja zu dem Ausschusse heranzog, welcher über die einlaufenden Artikel zu Gericht sitzen sollte, schrieb er an ihn: „ich bin vor der Hand mit Stoff für die nächsten Jahre herrlich versehen." Nie hat sich ein Stoff schneller verflüchtigt.

Gegen Ende des Jahres komponirte Schiller die feierliche Ankündigung. Darin hieß es: „Die Horen, Eunomia, Dike und Irene waren es, welche die neugeboreue Venus in Cypern empfingen, sie mit göttlichen Gewändern bekleideten und so von ihren Händen geschmückt in den Kreis der Unsterblichen führten; eine reizende Dichtung, durch welche angedeutet wird, daß das Schöne schon in seiner Geburt sich unter Regeln fügen muß, und nur durch Gesetzmäßigkeit würdig werden kann, einen Platz im Olymp, Unsterblichkeit und einen moralischen Werth zu erhalten. In leichten Tänzen umkreisen diese Göttinnen die Welt, öffnen und schließen den Olymp und schirren die Sonnenpferde an, das belebende Licht durch die Schöpfung zu senden." Wohlanständigkeit und Ordnung (Eunomia), Gerechtigkeit (Dike) und Friede (Irene) waren die Parolen, die Vereinigung der politisch getheilten Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit, der stille Bau besserer Begriffe,

reinerer Grundsätze und edlerer Sitten der ausgesprochene Zweck. Von Freiheit stand kein Wort geschrieben. Von Politik und Religion sollte keins in die Horen kommen. Ein strahlendes Alphabeth von Mitarbeitern folgte dem Programm, darunter Seine Erzbischöfliche Gnaden, der Koadjutor von Mainz, Garve, Engel, Schütz, Jacobi, Fichte, Woltmann, Goethe, die beiden Humboldt's und Andere.

Aber wie öde sah es bereits jetzt hinter den Kulissen aus. Wenige Tage nach dieser vom 10. Dezember datirten Ankündigung schrieb Schiller an Körner: „Goethe will seine Elegien nicht gleich in's erste Stück geben, Herder will auch einige Stücke erst abwarten, Fichte ist von Vorlesungen überhäuft, Garve krank, Engel faul. Ich rufe also: Herr hilf oder ich sinke." Und fast schlimmer noch stand es um die eingegangenen Beiträge. Goethe hatte gewiß den besten Willen für das Journal. Aber wenn der Verfasser des Reineke die wohlthätige Absicht gehabt hätte, Schiller auf einmal von aller Journalistik zu heilen, er hätte es kaum geschickter anfangen können. Goethe hatte zu seinem Bedauern den Meister so eben an den Buchhändler Unger verkauft. Er gab also die Unterhaltungen der Ausgewanderten, und neben andern Kleinigkeiten später seine römischen Elegien. Er verstieß dämit sofort gegen die drei Hauptgrundsätze des Prospektus, mit den Unterhaltungen gegen das Versprechen, nicht zu politisiren und geistvoll zu unterhalten und mit den Elegien gegen das, was das Publikum Wohlanständigkeit nannte. Diese Venus hatten die Horen zum Glück nicht bekleidet. Selbst Karl August nahm daran ernstlichen Anstoß*). Schiller suchte von den Unterhaltungen wenigstens sogleich eine größere Partie zu bekommen. Umsonst. Er hatte Körner zu melden, daß „dieses Unglück gleich das erste Heft treffe." Um es kurz zu sagen, auch später gab Goethe als Schluß der Unterhaltungen das räthselhafte Märchen und als Schiller um Bruchstücke aus Faust bat, Uebersetzungen. Ein noch gefährlicherer Mitarbeiter

*) Vgl. seine Briefe an Schiller. No. 8. „Wenn sie vor dem Druck in den Händen mehrerer Freunde wären gegeben worden, so würde man vielleicht den Autor vermocht haben, einige zu rüstige Gedanken, die er wörtlich ausgedrückt hat, bloß errathen zu lassen ꝛc..... ich sollte doch glauben, daß alle diejenigen, welche durch den Nahmen, den ihnen das Schicksal verliehen hat, zu Vorstehern und Stammhaltern des litterarischen Volks gestempelt sind, diese Launen verbannen sollten. — Verzeihen Sie es meiner Empyri, wenn ich irre.

war Dalberg. Rücksichten hatten geboten, ihn einzuladen. Schiller hoffte, er werde verhindert sein. Aber „vom Koadjutor, hieß es bald, ist ein unendlich elender Aufsatz eingelaufen, den ich recht verlegen bin, wieder los zu sein.“ Schiller half sich, indem er der sonst beobachteten Anonymität zum Trotz Dalberg's Namen unter den Aufsatz brachte. Bei solcher Lage der Dinge mußte sich der Redakteur in der Noth nach frischeren Kräften umsehen. In Dresden lebte damals, mit Körner befreundet, der junge Friedrich Schlegel. Dessen Bruder August Wilhelm, zu jener Zeit als Hofmeister in Amsterdam weilend, hatte an Bürger's Journal Akademie der schönen Redekünste mitgearbeitet und sich als Uebersetzer und Kritiker vortheilhaft empfohlen. Beide Brüder geberdeten sich anfangs als Schiller's begeisterte Anhänger, wenn auch Friedrich sehr bald durch anmaßende Kritiken sich emanzipirte. Durch seine Vermittelung indessen ward wenigstens sein Bruder zu frischer Thätigkeit für die Horen herangezogen. Aeltere Anhänger, wie Erhard, Dr. Gros, der junge Magister Hölderlin, welcher schon 1792 Beiträge für die Thalia lieferte und im folgenden Jahr dem Dichter persönlich bekannt wurde, blieben Schiller's Fahne getreu. Und bald entwickelte auch der weibliche Genius eine erstaunliche Fruchtbarkeit. Sophie Mereau, die talentvolle Gattin des Professors Mereau trat um diese Zeit unserm Dichter näher, später gab Karoline von Beulwitz ihre Agnes von Lilien; Friederike Brun, Amalie von Imhof, Heinrich Meyer's begabte Schülerin in der Malerei, ferner Luise Brachmann mögen hier als Dichterinnen wenigstens erwähnt sein, wenn sie auch erst zu den Musen-Almanachen der folgenden Jahre beisteuerten. Der Dilettantismus wuchs zum Verwundern der beiden Dichter schnell empor. Dagegen zögerte die ernstere Wissenschaft. Kant antwortete erst nach Ablauf von beinahe einem Jahre und noch dazu halb ablehnend, da er mit richtigem Blicke das, worüber die Horen schweigen wollten, als das zeitbeliebteste bezeichnete. Wir wissen bereits, welche aufreibende Spannungen aus Fichte's Beiträgen hervorgingen und selbst Körner's und Humboldt's Schriftstellerei, die wenigstens der Routine entbehrte, heischte ein zartes, ein menschliches Anfassen. Es war eine stille, ungesehene Noth, wenn Schiller noch dazu für die Musen-Almanachs all den Kosegarten's, Langbein's, Schmidt's und Meyer's, Pfeffel's und Neuffer's, Steigentesch und Woltmann's ihre gereimte Ohnmacht korrigiren mußte.

Ueberall mußte geſchont, gehegt, ſogar ermuthigt werden*). Welche Energie gehörte dazu, um aller dieſer Plackereien Herr zu bleiben! Und doch war zuletzt alle Mühe verloren.

Das Unternehmen krankte an einem tiefen Widerſpruch. Es iſt immer ein Fehler, ſich das Publikum nicht als ein berechtigtes Ganze von geſundem Takte zu denken. Indem Schiller ſeine Briefe, ſeinen Aufſatz über das Naive und Aehnliches darbot, dachte er offenbar an Leſer, die „eines Schwunges fähig ſind.“ An welche dachte er, indem er mittelmäßige Romane aufnahm? Er fühlte den unſichern Grund, auf dem er ſtand. Um den äußern Erfolg ſeiner Zeitſchrift unbedingt zu ſichern, wurden vierteljährliche Rezenſionen bei der Redaktion der Literaturzeitung beſtellt und von Cotta beſonders bezahlt. „Die Rezenſenten, ſchrieb er in einem Anfall übermüthiger Laune an Goethe, werden Mitglieder unſerer Sozietät ſein, wir können alſo ſo weitläufig ſein, als wir wollen und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publikum doch Alles vormachen muß.“ Darin fand Goethe, der ſchon zwanzig Jahre „das Poſſenſpiel der Autoren“ kannte, Humboldt, Körner, kurz die ganze Mitarbeiterſchaft der Horen nichts Befremdendes. Die Biographen haben ſich vor dieſem ſchaudervollen Verbrechen ſo fromm bekreuzt, daß es klar iſt, welche unendlichen Fortſchritte unſere Moral in dieſem Punkte gemacht hat. Nur bedenke man mildeſt, daß damals die Sitten noch rauher waren und die Revalenta Arabica noch nicht allen Platz für Reklame allein in Anſpruch nahm. Aber war jenes Verfahren, das nicht verborgen bleiben konnte, bei ſolchem Programme klug?

Man thut den Journaliſten von damals jedenfalls ſchreiendes Unrecht, wenn man behauptet, daß bloßer Brodneid die Urſache der allgemeinen Anfeindung war, welche die Horen erfuhren. Das iſt ſchlechterdings nicht nachzuweiſen. Ganz unabhängige Stimmen, wie Funk, Thielmann, Erhard erklärten ihr Mißbehagen und als Schütz in ſeiner erſten Rezenſion unverſchämt in die Poſaune ſtieß, ſtimmte Körner in das Ziſchen ein, welches Hennings im Genius der Zeit ganz paſſend entgegenſetzte. Namentlich herrſchte gegen Goethe's Ausgewanderte eine wahre Erbitterung, Körner rief im Juni 1795 ſeufzend aus: „Wenn

*) Sein Brief an Meyer aus Bramſtedt vom 14. Sept. 1795.

das ſo decrescendo fortgeht.“ Dagegen erregten Schiller's Briefe, wo ſie verſtanden wurden, ebenſo gerechte Begeiſterung. Genz erkannte ihre politiſche Bedeutung, Sömmering zitirte Stellen daraus; freilich den Anhängern der Popularphiloſophie waren ſie zum Theil nichts als Kant'ſche Begriffe in Schwulſt gekleidet. In Halle, in Leipzig, in Gotha mehrten ſich die feindſeligen Urtheile. Wilhelm von Humboldt war im Juni 1795 ſeiner todtkranken Mutter zu Liebe von Jena nach dem Familiengute Tegel bei Berlin übergeſiedelt und hatte die nicht zu beneidende Aufgabe, die dortigen Urtheile für Schiller zu ſammeln. Dieſelbe Verdammung der Goethe'ſchen Ausgewanderten, dieſelben Weisſagungen über den ſchleunigen Horenuntergang. Entſchiedenes Glück machte nur Schiller's Belagerung von Antwerpen, die er zur Vervielfältigung der Materien in aller Eile, aber doch als Meiſter hiſtoriſcher Schilderung hingeworfen hatte. Doch auch dieſe Arbeit wurde wieder nicht ihm, ſondern Woltmann zugeſchrieben. Humboldt's Abhandlung über die Geſchlechter veranlaßte in der Camera obscura, einem Berliner Schmutzblatt, einen Angriff, deſſen Pointe darin beſtand, daß ein Mecklenburger Gaſt „die Horen“ als plattdeutſches Wort verſtand und nichts als „Horenkram“ in dem Schornahl entdecken konnte.

# III.

## Der Muſen-Almanach.

Schiller ließ ſich den Sprühregen, der ſich von allen Seiten über die unglücklichen Göttinnen ergoß, wenig anfechten. Er hatte einen Zaubermantel gefunden, durch den er ſich hoch über dieſe Miſere emporſchwang. Goethe war nach Karlsbad gegangen, Humboldt war in Tegel, alle abziehenden Elemente entfernt. „Ich lebe, ſchrieb er am 4. Juli an Körner, ganz kavalierement, denn ich mache Gedichte für meinen Muſen-Almanach. Närriſch genug komme ich mir damit vor.“ Der genannte Muſen-Almanach für 1796 ſollte in der Hofbuchhandlung von Michaelis in Neuſtrelitz erſcheinen.

Vom Juni bis September*) entſtanden unter ſchweren körperlichen Leiden: Poeſie des Lebens, die Macht des Geſanges, Pegaſus in der Dienſtbarkeit (im Joche), der Tanz, das Reich der Schatten (das Ideal und das Leben), Natur und Schule (der Genius), die Ideale, das verſchleierte Bild zu Sais, Würde der Frauen, deutſche Treue, Columbus, die Elegie (der Spaziergang), der Abend, die Theilung der Erde und andere kleinere Stücke, ein Füllhorn von edlen Schöpfungen, eben ſo bewundersweth durch ihre Orginalität, wie durch die Mannichfaltigkeit in einem nicht ſehr großen Gebiet. Denn von der Hoheit eines antiken Chors, damit möchte ich Würde der Frauen vergleichen, bis zum völligen Umſchlagen in einen ganz eigenen großſinnigen Humor, wie er in der Theilung der Erde, im Pegaſus ſo rührend waltet, iſt ein weiter Schritt, eine Stufenleiter, auf welcher alle edleren Vermögen der Seele bis zum höchſten ergriffen werden. Alle dieſe Werke, vom einfachſten Gemälde in antikem Odenmaße, wie „der Abend“ bis zur großen objek-

*) S. Schiller's Brief an A. W. Schlegel vom 9. Januar 1796.

tiven Elegie mit kulturgeſchichtlicher Färbung, oder vom epigrammatiſchen Columbus bis zum andächtig myſtiſchen „das Ideal und das Leben“, alle ſprechen als ächte Dichtungen an, weil ſie von der großen Perſönlichkeit des Dichters, deſſen heiligſtes Anliegen ſie enthalten, von dem reinſten und reichſten Gemüth, zugleich von jener Leidenſchaft umhüllt und getragen ſind, welche Humboldt vorzugsweiſe dem Deutſchen zutheilt.

Weg hier mit allen Vergleichen! Ein Choral iſt kein Frühlingslied und es iſt der ſchlechteſte Geſchmack, von der Violine Flötentöne zu verlangen. Weg hier mit einem Verhältniß vom Allgemeinen zum Beſondern. Das Beſondere würde ein großer Fehler ſein, wo es ſich in die Welt dieſer luftigen Gedankenweſen, in die hohe Feier einer in ſich ſelbſt verſinkenden Seele eindrängen wollte. Weg auch mit dem gemeinen Verſtande, der den leidenſchaftlichen Glauben an das Schöne nicht begreift, der nicht begreift, daß für die dichteriſche Verklärung dieſes Glaubens gerade der Widerſpruch gegen das Leben und gegen die gemeine Regel der einzig mögliche Ausdruck iſt. Nichts iſt falſcher, als Dichtungen, wie „das Ideal und das Leben“ philoſophiſche Gedichte zu nennen, wenn man darunter verſteht, daß Schiller blos philoſophiſche Wahrheiten mit ihnen habe lehren und verherrlichen wollen. Eben dadurch, daß dieſer extatiſche Preis im Gewand des freien Spiels auftritt, iſt der proſaiſche Vorwurf abgewehrt, als meinte der Dichter, ſolchen geweihten Moment als quietiſtiſche Maxime feſtzuhalten, und indem er die Geſtalt, den reinen Schein verherrlicht, dem Leben, aus dem alle Geſtalt quillt, ſein Recht zu nehmen. Nur als Geſtalt ſteht das Schöne der ſinnlichen Schwere gegenüber. Schiller's Leben zeigt auf jeder Seite, daß er, um dem heiligen Dienſt des Schönen ſich weihen zu können, zuerſt mit kräftiger Hand das Leben geſtaltete. Es iſt gerade, als behauptete man, Luther hätte die Lehre der Faulheit gegeben, weil er ſingt: Ein feſte Burg iſt unſer Gott. Die Schönſeligkeit der Romantiker von Schiller abzuleiten, mit Seitenblicken auf ſolche Gedichte, iſt der baarſte Unſinn. Schiller war ſo klar darüber, was in der Poeſie geſtattet war, daß er z. B. der theoretiſchen Uebertreibung, mit welcher Friedrich Schlegel das Griechenthum als das alleinſeligmachende Kunſtdogma pries, ſcharf und entſchieden den Krieg erklärte. Einem einſeitigen dichteriſchen Ausſpruch, das wußte er wohl, ſtehen zehn andere gegenüber, welche ſeine Einſeitigkeit aufheben.

Schon gegen Körner machte Schiller mit Recht geltend, daß Gedichte, wie das Ideal und das Leben, nicht seines philosophischen Systems zur Erklärung bedürften und wehe dem Gedichte, daß vorher der Lektüre einer Philosophie bedarf. Er fuhr, wie er sagt, am Ufer der Philosophie herum, wir schauen mit ihm in das Wunderland der Ideen, aber das leichte Fahrzeug des Sängers trägt uns in rhythmischen Wellen spielend dahin und ein großer Himmel überwölbt das Land der Wahrheit und das bewegliche Meer der Dichtung. Hegel stellte diese Gattung, worin nach Vischer's Ausspruch Schiller Regel und höchstes Muster ist, sogar zum Liede. Vischer hat das Epigramm als einzig benannten Punkt der ganzen unbenennbaren Gattung bezeichnet. Der Name Gedankenpoesie möchte kaum erschöpfend sein, denn es ist wie gesagt, zugleich die Leidenschaft einer erhabenen Seele, die Andacht, die Religion des Schönen, des Ideals darin enthalten. Am wenigsten kann man mit Hoffmeister einstimmen, der solche Gedichte verfehlte Aufgaben nennt, welche vortrefflich gelöst seien.

Es ist immer mißlich, Schiller gegen Goethe hervorzuheben. Und doch ist man durch die einseitige Kritik dazu gezwungen. In Wahrheit ist das Verfahren der beiden Dichter nicht schlagender zu charakterisiren, als indem man die Zueignung von Goethe mit einem Gedankengedicht Schiller's vergleicht. Goethe beginnt mit der bestimmtesten Situation, er malt den Morgen, den Nebel, das göttliche Weib, Alles ist sinnlicher, herrlicher Körper. Man fühlt, er wird die allegorische Figur erklären und siehe da, bald erfahren wir den ganz nackten Gedanken, daß er der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit empfange. Jeder Unbefangene wird dabei etwas wie einen Fall in die Sphäre des Verstandes erfahren. Etwas Aehnliches würde entstanden sein, wenn Schiller z. B. sein liebliches Räthsel, das Mädchen aus der Fremde demaskirt hätte. Aber Schiller hütete sich wohl. Er braucht eben die Allegorie als das, was sie ist, als Räthsel. Er geht auf einer schmalen Grenzlinie, aber er geht auf ihr mit staunenswerther Sicherheit. Nicht mehr Körper gestattet er seinen Gedanken im Ideal und Leben als der Aether dieser Dichtung tragen kann. Er weiß diese Gedanken mit wunderbarer Bewegung, Spannkraft und ätherischen Leibern so zu bekleiden, daß sie den mythischen Gestalten, diesen Leibern ohne Leib, eng verbrüdert sind und deshalb leicht und fließend in sie über-

gehen. Nie ist er wie Goethe zum Lehrgedicht herabgestiegen, nie im Drama, wie jener zur Allegorie. Bedauert man, daß solche Dichtungen nicht ins Volksbewußtsein übergehen können, so beklage man zuerst unsre ganze Bildung. Aber sie gehen wirklich ins Volksbewußtsein über, nur freilich als unsichtbare Kraft, die sie den Führern der Menge mittheilen. Ein Mann, wie Körner, fand doch nur in diesen Gedichten sein tiefstes Wesen angesprochen. Freilich gab Schiller seinem Humboldt die Weisung, wie solche Schöpfungen zu genießen sind. „Wenn Sie diesen Brief erhalten, lieber Freund, so entfernen sie Alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht.“ So schrieb er, das Reich der Schatten sendend. Und Humboldt, nachdem er gelesen, antwortet: „Jetzt, da ich vertraut mit ihm geworden bin, nahe ich mich ihm mit denselben Empfindungen, die Ihr Gespräch in Ihren geweihtesten Momenten in mir erweckt. Derselbe Ernst, dieselbe Würde, dieselbe aus einer Fülle der Kraft entsprungene Leichtigkeit, dieselbe Anmuth und vor Allem dieselbe Tendenz, dies Alles, wie zu einer fremden, überirdischen Natur in Eins zu verbinden, leuchtet daraus hervor.“ Wohl hatte Goethe Recht, von diesen Gedichten zu sagen: „sie sind nun, wie ich sie vormals von Ihnen hoffte; diese sonderbare Mischung von Anschauen und Abstraktion, die in Ihrer Natur ist, zeigt sich nunmehr in vollkommenem Gleichgewicht und alle übrigen poetischen Tugenden treten in schöner Ordnung auf.“ Jeder der Freunde hatte einen andern Liebling unter den neuen Gedichten, der praktische Körner Natur und Schule, Humboldt anfangs die Macht des Gesanges und Würde der Frauen, in denen er seine Ansicht über die Geschlechter so verklärt wiedergegeben fand, Goethe zog die Ideale vor, die sich am meisten der gangbaren subjektiven Stimmung nähern, und Alle bewunderten den Spaziergang. Körner pries die Herrschaft über die antiken Maße und Schiller meinte, diese Gewandtheit werde ihm bei den Chören zu Statten kommen, welche er in den Rittern von Malta anzuwenden denke.

Denn jetzt, so verzagt er vor diesen Proben gewesen, jetzt hatte er Muth bekommen. Jetzt fand er, daß die strenge Bestimmtheit der Gedanken, die Frucht seines sauren philosophischen Weges zur Leichtigkeit unerläßlich gewesen sei. Jetzt wollte er „das hohe Meer“ befahren. Er trug sich mit einer romantischen Erzählung, er schwankte zwischen Epos und Drama und fragte die Freunde um Rath, zu was von beiden er sich

bestimmen solle. Alle, Körner, Dalberg, Humboldt, riethen zum Drama. Humboldt schrieb, daß ihn dieses rastlose Vorwärtsstreben oft unendlich rühre. „Wer ein so reges geistiges Leben hat, scheint der Erde wenig mehr schuldig zu sein.“ Humboldt gab in seiner Antwort zugleich eine Analyse von Schiller's dichterischem Charakter, die eben so treffend, als liberal ist. Schiller, meint Humboldt, habe durch seine Richtung auf das Erhabene, welche doch, wie der Don Carlos beweise, keineswegs das zartere Spiel der Empfindungen ausschließe, einen eminenten Anspruch auf das heroische Drama. Hatte Körner geurtheilt, daß Schiller bis jetzt mehr auf charakteristische Einzelheiten, als auf die harmonische Vollbildung gesehen, so fand sich Humboldt mit einem anderen Ausspruche Körner's noch besser zusammen, indem er meinte, daß die zu energische Selbstthätigkeit Schiller's ihn von der ruhigen Aufnahme des Naturwahren abgehalten habe; daß deshalb den meisten seiner bisherigen Gestalten ein gewisser idealer Glanz beiwohne, der sie von Naturwesen unterscheide. Diese Debatte, welche immer Shakspere und die Griechen zum Hintergrunde nahm, führte auf den Unterschied zwischen Schiller und Goethe, und Schiller's Entgegnungen lehnten sich meistens an seinen Aufsatz über naive und sentimentale Dichter, welchen er als einen Uebergang zur erneuten Produktion ansah. Er erschien in den letzten Horenheften dieses und dem ersten des nächsten Jahres. Er war eine begriffliche Sicherstellung seiner so eigenthümlichen Dichternatur. Der Aufsatz ist nach seinem Geständniß an Humboldt mehr durch Instinkt geeinigt, als durch Prinzip, denn die ersten Stücke waren gedruckt, ehe die letzten durchdacht waren. Aber ein nicht chikanirender Leser, so bezeichnet Lessing treffend eine sehr große Gattung, wird die wahre Meinung Schiller's leicht zusammenfinden. Wenn man bei Eckermann liest, daß selbst Goethe in jenem Aufsatze das Naive nicht nach Gebühr hervorgehoben fand, so muß man fast zweifeln, daß dieser Goethe je mit Schiller Umgang gehabt habe. Denn Schiller stellt gleich auf den ersten Blättern den Satz auf, daß jedes Genie naiv sei. Aber allerdings gab es naivere Zeiten und giebt es naivere Zustände, als die Zeiten und Zustände moderner Kultur. Die größere Vertiefung des Bewußtseins scheint der sinnlichen Frische und Harmonie, welche die Dichtung fordert, zu widerstreben. Diese Betrachtung hat nicht blos Schiller, sondern auch Goethe beunruhigt. Denn beide hätten lieber aufgehört zu

dichten, wenn sie an der Möglichkeit, ein Ideal zu erfüllen, verzweifeln mußten.

Die Hauptfrage, welche Schiller an Humboldt richtete, war: In wie fern kann ich, bei dieser Entfernung von dem Geiste der griechischen Poesie noch Dichter sein und zwar besserer Dichter, als der Grad jener Entfernung zu erlauben scheint*). Er hatte die Schule der Griechen versäumt, er hatte Philosophie getrieben, und doch war er zum Dichter geworden, doch hatte er sich schneller, als Andre und aus den getrübten Quellen von Uebersetzungen des Griechischen Geistes bemächtigt. Noch mehr. Einen Ueberschuß bemerkte er bei allen neueren Dichtern, einen Ueberschuß an geistiger Tiefe. Gerade herausgesagt, ein Produkt sei immer ärmer an Geist, je mehr es Natur sei. Er fand auch geschichtlich in den Mustern diesen Spruch bestätigt. Wie viel inniger, tiefer und zarter sei Shakspere's Julie und Sophie Western gegen Helena, Penelope und andre Frauen des Alterthum's. Selbst Goethe's schöne Seele sei ihm noch lieber, als diese. Hierzu nehme man eine fast gleichzeitige Bemerkung in einem Briefe an Goethe, daß er in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zum höchsten und edelsten erkenne**), daß sie die einzige ästhetische Religion, die Religion der schönen Sittlichkeit, die Aufhebung des Gesetzes, des kategorischen Imperativs sei. Man sieht, Schiller war im vollen Besitze des eigentlichen Unterschiedes zwischen griechischem und christlichem Ideal und fühlte zugleich die höhere Einheit beider in der rein menschlichen Vollendung des christlichen Ideals. Goethe konnte nachher mit Recht sagen, daß der Unterschied von klassischer und romantischer Kunst von Schiller und ihm herrühre.

Humboldt kam der Lösung dieser Frage noch auf einem andern Wege zu Hülfe. Er faßte nicht blos die christliche Religion, sondern vor allem den germanischen Stammcharakter ins Auge. Die Griechen sagt er, haben Größe und Tiefe der Ideen, in späteren Zeiten auch

*) An Humboldt 26. Oktober 1795.

**) Vom 17. Aug. 1795. Wie wird Julian Schmidt solchen Stellen gegenüber die schwere Anklage aufrecht erhalten können, daß (Weimar und Jena S. 54) die beiden Dichter noch bis über das Ende des Jahrhunderts hinaus „einen wahrhaft Julianischen Haß" gegen das Christenthum gehabt haben!?

Scharfſinn und Räſonnement, aber nicht den fruchtbaren Geiſtesgehalt, in dem Mannichfaltigkeit und Tiefe ſich gattet. Dies iſt der Vorzug der neueren Nationen. „Das iſt, ſagt er, bei den Nationen anders. So iſt bei den Italienern und Engländern eine ausſchweifende Phantaſie, bei den erſteren eine üppige und ſinnliche (Arioſt), bei den letzteren eine mehr tiefe und ſchwärmende. Bei den Deutſchen iſt Geiſtes- und Empfindungsgehalt hervorſtechend, und in Anſehung des letzteren iſt Goethe, vorzüglich in ſeinen Theaterſtücken, die weder den Griechen, noch den Engländern nachgeahmt ſind, in Egmont, Fauſt, Taſſo vorzugsweiſe original. In Ihnen endlich, lieber Freund, iſt freilich der Gedankengehalt überwiegend, aber mit Unrecht würde man Sie darauf einſchränken. Wenn ich mir Ihre Eigenthümlichkeit ohne alle die mannichfachen Hinderniſſe, welche Zeit, Geſundheit, Studium und Sprache Ihnen entgegenſetzen, denke, ſo iſt Ihre Geiſtesform reiner und nothwendiger, als irgend eine andre geſtimmt.“ Nur, fährt Humboldt fort, ſchöpfe Schiller dieſe Nothwendigkeit der Form mehr aus der Vernunft und ſich, die Griechen mehr aus den Sinnen und der Natur, wie wohl auch ſeine Form zu den Sinnen ſpräche, die der Griechen auch auf einer Vernunftnothwendigkeit beruhe. Beides zu vereinen, ſei Schiller's Ideal, aber freilich müſſe es ihm unendlich ſchwer werden, ſich dieſem Ideale zu nähern. — Man muß bedenken, daß dies vor dem Wallenſtein geſagt war.

Nach ſolchen beruhigenden und ſpornenden Eröffnungen beſchloß Schiller, ſich dieſem Ideale mit allen Mitteln zu nähern. Er wollte dieſe ſo unentbehrlichen Sinnesmenſchen, die Griechen, an der Quelle ſtudiren. Er entdeckte Humboldt, er wolle Griechiſch lernen, er bat ihn um Rath und Unterweiſung. Humboldt, wohl wiſſend, daß Schiller Beſſeres zu thun habe, als Grammatik zu treiben, rieth wenigſtens ſehr bedingt zu. Der Plan kam nicht zur Ausführung. Denn ſchon drängte eben jene Vernunftnothwendigkeit, welche Humboldt an ihm gerühmt, den Dichter zu neuen Formen. Es iſt dies ohne Frage einer der wunderbarſten Prozeſſe in Schiller's ganzem Leben, und er läßt ſich ohne Gewaltſamkeit bloßlegen.

Schiller war in ſeiner Entwickelung der ſentimentalen Dichtung, welche er aus dem Gegenſatz des Bewußtſeins zur Natur herleitete, zu einer ganz neuen und eigenthümlichen Eintheilung der geſammten

modernen Poeſie gelangt, die, wenn einmal das Prinzip zugegeben wird, nicht anzufechten iſt.

Er unterſchied zunächſt Satire und Elegie. Die Satire hat es mit dem Widerſpruch zwiſchen dem Ideal und der Wirklichkeit, die Elegie mit der Aufhebung deſſelben zu thun. Die Elegie theilt ſich in eigentliche Elegie, welche die Sehnſucht nach Aufhebung deſſelben, und in Idylle, welche die Einheit oder die Verſöhnung beider Gegenſätze darſtellt. Wenn die Kunſt, ſo reflektirte der Dichter, vor Allem die Totalität des Menſchen im freien Spiel ſeiner Kräfte herzuſtellen hat, welches würde dann unter dieſen Dichtungsarten die höchſte ſein? Er antwortete: die Idylle; und zwar nicht die Idylle, welche die unzerriſſene Einheit des natürlichen Menſchen, ſondern die, welche die aus der Kultur wiederhergeſtellte Einheit darſtellt. Eine aus Kampf und Noth erlöſte ſelige Menſchheit, das iſt eigentlich der Gegenſtand des heroiſchen Idylls. Schiller ging folgerecht damit um, dieſes Höchſte zu leiſten.

Das Ideal und das Leben endete mit der Aufnahme des Herakles in den Olymp. Die Vermählung des Herakles mit Hebe würde der Inhalt ſeiner Idylle ſein. Die darauf bezügliche Briefſtelle läßt uns aufs tiefſte bedauern, daß dieſer Gedanke nicht zur Ausführung kam. „Denken Sie ſich, ſchreibt er an Humboldt, den Genuß, lieber Freund, in einer poetiſchen Darſtellung alles Stoffliche ausgelöſcht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen, — keinen Schatten, keine Schranke, nichts von dem Allen mehr zu ſehen. — Mir ſchwindelt ordentlich, wenn ich an dieſe Aufgabe — wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflöſung denke. Eine Scene im Olymp darzuſtellen, welcher höchſter aller Genüſſe! Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erſt ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaſchen iſt; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätheriſchen Theil meiner Natur noch auf einmal zuſammen, wenn er auch bei dieſer Gelegenheit rein ſollte aufgebraucht werden.“

Schiller führte ſeinen Vorſatz nicht aus. Es fragte ſich nun, welche Kunſtgattung iſt in Bezug auf reine Wirkung die nächſt höchſte? Bei welcher wird die Gemüthsfreiheit am meiſten geſchont und doch im Spiele der Kunſt die volle Anregung aller Seelenkräfte erreicht? Mit einem Wort, welche ſtellt den Widerſpruch zwiſchen Ideal und Wirklichkeit zugleich mit der freieſten Auflöſung deſſelben dar?

Schiller griff natürlich nach ſeiner Satire. Er hatte unterſchieden: die pathetiſche Satire, ihre höchſte Form die Tragödie, und die ſcherzhafte Satire, die Komödie. Die erſtere raubt uns durch die Erregung der gewaltigſten Affekte unſre Gemüthsfreiheit, die Komödie dagegen löſt den Widerſpruch zwiſchen Ideal und Wirklichkeit in Lachen auf, ſie kommt dem Begriff des heitern intereſſeloſen Spiels am nächſten, ſie läuft nicht Gefahr, das Gleichgewicht unſres Gemüths zu vernichten, indem ſie es herſtellen will.' „Zeigte es ſich, ſchreibt Schiller in eben demſelben Briefe, daß eine ſolche Behandlung der Idylle unausführbar wäre, ſo würde die Komödie das höchſte poetiſche Werk ſein, für welches ich ſie immer gehalten habe, bis ich anfing, an die Möglichkeit einer ſolchen Idylle zu glauben." Daß Schiller kein verſtockter Theoretiker war, daß er ſeine Anlagen nicht ſeinen Idealen zu Liebe verquälte, zeigt ſich am beſten darin, daß er mit ſolchen Anſichten faſt nur Tragödien geſchrieben hat. Aber er machte ſofort die anhaltendſten Studien zur Komödie. Er las, wie wir unter dem 30. November erfahren, aufs eifrigſte die römiſchen Satiriker, Juvenal, Perſius, überſetzte bald darauf ſeiner Frau die Adelphi und ſubſtituirte die Lektüre der römiſchen Komiker ſeiner ſonſtigen nächtlichen Romanlektüre, wozu ihn häufige Schlafloſigkeit verdammte. Mit Martial, ſchreibt er am 30. November, wird mich Ramler ſchon bekannt machen.

Mit ſolcher Konſequenz folgte Schiller damals den Reſultaten ſeiner Spekulation. Wie gut kamen ihm ſolche Studien bald zu Statten! Zwar nicht zu einer Komödie in ſeinem Sinn, aber doch zu einer Satire, die der höchſten Komödie nahe kam. Es war jetzt eben ſo ſchwer, die Satire nicht zu ſchreiben, als ſie im ungehäſſigen Sinne der ächten Komödie zu ſchreiben.

# IV.

## Die Xenien.

Den Horen hatte der Sommer nichts als ſchwere Wetterwolken gebracht. Schiller meinte bereits am 21. Auguſt, die tadelnden Urtheile ſeien zu übereinſtimmend, als daß man ſie verachten und ignoriren könne. Er begann mit dem neunten Heft ſeine Dichtungen zu bieten. Umſonſt. Der Kredit war einmal verſcherzt. Das Gute wurde ignorirt, das Mittelmäßige unbändig geprieſen. Je unverdienter mancher Tadel war, um ſo mehr reizte der verdiente. Ein Aufſatz von Herder: Homer, ein Günſtling der Zeit, in welchem die ebendamals wie ein Komet am Himmel der Philologie aufgehenden Prolegomena F. A. Wolf's ausgebeutet, ignorirt und angepfänkelt waren, zog ihnen einen heftigen Ausfall von „Wolf's ſchwerer Kavallerie“ in der Allg. Literaturzeitung zu. Andre weniger berechtigte Anfeindungen erſchienen in den Halle'ſchen Annalen der Philoſophie und der Leipziger Geſchmacksherberge, in Weiße's neuer Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. Hier ließ ſich eine abſprechende Kritik vierzig Seiten lang über Schiller's äſthetiſche Briefe vernehmen. Am gröbſten und platteſten aber trat Leſſing's alter ſteifgeſeſſener Wachtmeiſter, Nicolai, der von ſeinem großen Feldherrn nur das Räuſpern und das Spuken abgeguckt hatte, in ſeiner ewigen Reiſebibliothek gegen die Briefe auf. Er ſprach von den vielen „philoſophiſchen Querköpfen, welche mit einer Menge tiefſinnig ſein ſollender Schriften voll tranſcendentaler Hirngeſpinnſte die deutſche Literatur verderben.“ Es war nur ein Schnitt mehr in dem langen Kerbholz ſeiner Sünden, welches er bei den beiden Dichtern zu hängen hatte. Es iſt bekannt, wie der übrigens kreuzbrave Mann

den Werther und die Räuber bei ihrem Eintritt in die Welt empfangen hatte. Schiller wollte es allen Andern nachsehen, „dem letzten und platteſten Geſellen, ſchrieb er an Körner, ſchenke ich es doch nicht.“ Körner und Humboldt riethen, wenigſtens nicht in den Horen zu erwidern. Aber Schiller war nicht mehr zu zügeln. Er ſtellte im zehnten Heft eine kleine „Haſenjagd“ an, geißelte in dem Aufſatz über die ſentimentalen Dichter unter den Rubriken von Platitüde und Ueberſpannung nicht blos im Allgemeinen die unberufenen Kritiker, die ihr „dürftiges Individuum zum Repräſentanten des allgemeinen Gefühls aufſtellen und im Schweiß ihres Angeſichts — über das Schöne richten“, ſondern ehrte noch beſonders Nicolai's dicken Mann mit einer ſehr deutlichen Anſpielung und verglich die Kritiker an den obengenannten Journalen bei Erwähnung Molière's in einer Anmerkung mit einer überaus unvermutheten Wendung der Molière'ſchen Magd, nur daß die Deutſche mit weniger Recht und Geſchick als jene in der Geſindeſtube der deutſchen Literatur räſonnire.

Die Jagd war eröffnet, die Netze geſtellt, die Bogen der Dioskuren geſpannt. Denn auch Goethe war ſeit September der Meinung, man müſſe zu Ende des Jahres unter den Rezenſenten und Autoren Hoffnung und Furcht verbreiten und über die Gegner der Horen ein Gericht anſtellen. Dieſes Gericht wurden die Xenien.

Es iſt begreiflich, daß ausländiſche Leſer den Xenien kaum gerecht werden können. Und doch ſind ſie, ſchon als literariſche That betrachtet, eine der merkwürdigſten, welche die Geſchichte der Poeſie aufzuweiſen hat. Sie haben in keiner Literatur irgend eines Volkes ihres Gleichen. Jede Nation hat ihre Satiriker, Shakſpere hat die vollendetſte Komik mit der größten tragiſchen Kraft vereinigt. Aber nie geſchah es, daß dieſelben Dichter, welche das höchſte Geſetz des Schönen mit den Waffen des Spottes an ſeinen Verächtern ſtraften, dieſes Geſetz gleich darauf durch die edelſten Kunſtwerke erfüllten. Man kann nicht vorſichtig genug in dem Vergleich des deutſchen Literaturgenius mit dem anderer Nationen ſein. Der Idealiſt iſt immer unberechenbar. Welche Kühnheit liegt zumal von Schiller's Seite darin, in dem Augenblicke, wo er nach längerer Pauſe wieder das erſte größere Kunſtwerk vor den Augen der Welt ausſtellen wollte, wo ſein erſter Muſen-Almanach in die Welt ging und Beifall fand, die Hauptſtimmen der Kritik auf Tod und Leben

herauszufordern, eine ganze Nation von Autoren zu geißeln und sie eben durch die Gewalt seiner Dichtung zu murrend verzweifelter Bewunderung zu zwingen.

Der Gedanke zu den Xenien*) ging höchst wahrscheinlich nicht, wie bisher behauptet ist, von Goethe, sondern von Schiller aus. Er studirte die römischen Satiriker, er erwähnt des Martial schon am 30. November **). Man wird versucht, anzunehmen, daß er Goethe sein Exemplar des Martial, vielleicht sogar damit zugleich seinen Einfall zukommen ließ. Nur so gewinnt die Antwort Goethe's vom 23. Dezember ihr richtiges Deutsch. Goethe schreibt: „Den Einfall, auf alle Zeitschriften Epigramme, jedes in einem einzigen Distichо zu machen, wie die Xenien des Martial sind, der mir dieser Tage zugekommen ist, müssen wir kultiviren und eine solche Sammlung in Ihren Musen-Almanach des nächsten Jahres bringen." Und sie kultivirten den Einfall. Goethe sandte alsbald ein Dutzend zur Probe und freute sich, daß sie bei Schiller Eingang fanden. Und Schiller, von seiner Idee, die er sofort als eine gemeinsame ansah, kaum minder entzückt, als Poins von seinem Plan mit den Steifleinen, hatte schon der Tollheit eine Methode ausgefunden, er erkannte sogleich die Kraft der Parodie, der satirischen Gruppe, der pathetischen Einkleidung. Er musterte mit kriegskundigem Blicke die feindlichen Parteien und ihre Führer. Von den einzelnen Zeitschriften wollte er behende zu einzelnen Werken, zu ganzen Richtungen aufsteigen.

---

*) Xenia, Gastgeschenke gab bei den Alten der Wirth seinen Gästen zum Abschiede mit, anfangs waren es gute Bissen in natura, dann in zierlicher Nachbildung, später bloße Devisen in Epigrammen. Im 13. Buche der Epigramme des römischen Dichters M. Valerius Martialis fanden Schiller und Goethe ihre Vorbilder. Schiller übersetzte mehrere dieser Epigramme. Vergl. Xenienmanuskript 8, 52.

**) Humboldt-Schiller's Briefwechsel. S. 334. Diese wichtige Stelle ist von sämmtlichen Darstellern des Xeniensturms übersehen. So gleichgültig es im Grunde ist, wem der erste Einfall gehörte, so gebührt doch Jedem das Seine. Die Stelle aus Schiller's Briefe vom 29. Dezember 1795: „Der Gedanke mit den Xenien ist prächtig und muß ausgeführt werden", beweist nichts gegen meine Annahme. Denn jetzt war der Gedanke durch Goethe's Aufnahme schon ein gemeinsamer. Daß aber in dem Goethe-Schiller'schen Briefwechsel nicht jeder Zettel abgedruckt ist, ergiebt sich schon aus den Ergänzungen in Riemer's Mittheilungen.

Es war die alte Fehde, die, von den Göttern Griechenlands her glimmend, nun ausgefochten wurde. Alles, was die Freiheit und Würde der Kunst aus stofflichen Gründen entehrte, verdammte oder angriff, kam auf die Proskriptionsliste. Es war vorbei mit der alten guten arkadischen Zeit, von der Gleim sang:

„Wie war's einmal so schön auf unserm Helikon!
Als Klopstock noch Homer, Uz noch Anakreon ꝛc."

Sie kamen alle in die satirische Mühle, die Frommen und Ueberspannten, Stolbergs und Lavater; die Philister, die Nützlichkeitsfreunde, obenan Nicolai und Zacharias Becker; dann die Narren der Graekomanie, Friedrich Schlegel; die unberufenen Kritiker, Reichardt und abermals Friedrich Schlegel*); die Narren der Gallomanie, Kramer und Eulogius Schneider, Karoline Schlegel, frühere Böhmer; die Pedanten der Sprache, Kampe; die seichten Ueberallesschwätzer, Racknitz; die grobsinnlichen und die moralisirenden Aesthetiker, Ramdohr und Sulzer; die philosophischen Nachbeter, die Rührstücke, das deutsche Reich, die gelehrten Gesellschaften und noch manche ehrwürdige Mütze, die der Schlafmütze oder der Narrenkappe ähnlich sah. Schiller schrieb im guten Geist des Humors: „sobald wir uns nur selbst nicht ganz schonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen!"

Goethe tauchte sich in den polemischen Strom seiner „Götter, Helden und Wieland." Mit einem von Laune und mephistopheliſcher Ironie schwellenden Herzen ging er zu Anfang des Januar nach Jena. Nun begann die hohe Jagd. Für Beide hatte die ganze Idee den Reiz des Unerhörten und den höheren Reiz der gemeinsamen Ausführung. Goethe hatte sich schon darüber gefreut, daß man ihn als Verfasser von Schiller's Theilung der Welt angesehen. Das beweise am besten, daß sie immer mehr ihre Manier ablegten und welche schöne Breite, meinte er, können wir einnehmen, wenn wir mit einer Hand zusammen halten und mit der

*) Friedrich Schlegel hatte in dem Journal Deutschland den ersten Musen-Almanach Schiller's kritisirt, er sprach dem Gedicht Würde der Frauen fast allen poetischen Werth ab. Jedoch gewinne es, meinte der Kritiker, wenn man die Rhythmen in Gedanken vertausche und das Ganze strophenweise rückwärts lese. An einer andern Stelle sagt er von Schiller: die einmal zerrüttete Gesundheit der Einbildungskraft ist unheilbar.

andern so weit ausreichen, als die Natur uns erlaubt hat. Jetzt hielten sie so zusammen. Beide beschlossen, nie ihr besondres Eigenthumsrecht an den Xenien auseinander zu setzen. Jetzt improvisirte Schiller noch in ganz andrer Weise, als mit seinem Humboldt. Es ist bezweifelt worden, ob ein solches Hin- und Herwerfen des Gedankenballs, von dem Goethe erzählt, von einem Geiste zum andern möglich ist. Bei solchem Produkte gewiß. Der Eine bezeichnete das Ziel und reichte den Pfeil, der Andre schoß; der Eine machte den Hexameter, der Andre schweißte die Pointe an, und jeder freute sich der sprühenden Genialität des Andern. Jeder folgte dem Freunde mit Lust auf die Fährte seiner Antipathieen, so strafte Goethe Reichardt und Schiller zürnte Newton und Lichtenberg. Sie waren froh wie Fischer, die das weit ausgespannte Netz zusammenziehen und schon fühlten sie in der Hand die Schwere und das lustige Zappeln in den Maschen. Im Januar ging noch ein gewaltiger Hecht ins Garn. Der Kapellmeister Reichardt, Goethe's Gast und Komponist seiner Klaudine im Winter 1788, hatte sich Schiller durch sein anmaßendes und aufdringliches Wesen damals unausstehlich gemacht. Er hatte in mehreren Journalen anonym seine Hand im Spiele. In seinem Journal Deutschland griff er Goethe's Elegien vom stofflich moralischen, dessen Unterhaltungen vom französirenden Standpunkt an und rügte, daß sie gegen das Programm der Horen, nicht zu politisiren, gröblich verstießen. Schiller meldete dem nach Weimar zurückgekehrten Freunde die schwarze That. Goethe, der solch ein öffentliches Anbellen einer im Grunde edlen Sache von einem Anhänger und Verpflichteten als einen Treubruch ansah, schrieb, sich auf ein Schiller'sches Xenion (die Maske von den Fuchsschwänzen) beziehend*): Hat er sich emancipirt, so soll er mit einer Ladung von Karneval-Gypsdrapeen auf seinen Büffelrock begrüßt werden, daß man ihn für einen Perückenmacher halten soll. Es ging zwischen den beiden Duumvirn her, wie im Julius Cäsar: Auch euer Bruder muß sterben, Lepidus. Ihr willigt drein? — „Ich willige drein." Zeichne ihn, Antonius.

Schon stieg die Zahl der Xenien in die Hunderte, ja bald nahm man Tausend in Aussicht. Der Haß wurde thätiger, „wilde und gottlose Satire", „genialische Impudenz" wie Schiller den beiden Freunden ver-

*) Xenienmanuskript S. 54.

rieth, aber zugleich ſtellte ſich auch die Liebe und der Ernſt ein, wie es in der reizenden „Affiche“ heißt:

Stille kneteten wir Salpeter, Kohlen und Schwefel,
Bohrten Röhren, gefall' nun auch das Feuerwerk euch.

Zur Abwechſelung.

Einige ſteigen als leuchtende Kugeln und andere zünden,
Manche auch werfen wir nur ſpielend das Aug' zu erfreun.

Es entſtand allmählich ein luftiger Bau, ein Xenienkukuksheim, gebaut aus Autorenſeelchen und gekittet mit ſinnigen Sprüchen. Schon ſah man, daß dies mehr als ein Anhängſel zum neuen Almanach, daß dies ein eignes Büchlein werden müſſe. Als ſolches ſollten die Epigramme in die Welt gehen. Aber ſo bunt, wie es entſtanden, konnte das Ganze nicht ſtehen bleiben. Schiller mußte ſortiren und gruppiren. Nach mühſamen Verſuchen kehrte er zum anfänglichen Plane zurück. Alles Kriminelle wurde ſorgfältig ausgeſchieden. Die Muſen ſollten keine Scharfrichter ſein. 200 ernſtere und 414 ſpielende oder ſtachlichte Xenien wurden ausgeſucht. Größere Gedichte, wie Goethe's Idyll (Alexis und Dora), Schiller's Klage der Ceres und Anderes, mit den ernſten Epigrammen, wurde vorangeſtellt, die neckenden Xenien machten als ſatiriſches Nachſpiel den zweiten Theil aus. So erſchien der verhängnißvolle Muſen-Almanach mit einer unſchuldigen Terpſichore als Vignette im Herbſte auf dem Markt. Die Wirkung war ungeheuer. Schnell war die Auflage von 2000 Exemplaren vergriffen, eine zweite, eine dritte folgten ihr auf dem Fuße. Die Getroffenen wütheten, die Geſtreiften ſeufzten, die Mitſchuldigen verdrehten die Augen, die Schadenfrohen lachten, das ganze leſende Deutſchland war in Aufruhr. Beſſerte die Satire auch nicht und wer wollte das von ihr verlangen, ſo hatte ſie doch gleich dem Künſtler in Schiller's Briefen die Trennung zwiſchen dem Ideal und ſeinen Feinden ſcharf und in klaſſiſcher Form ausgeſprochen. Das wußten Männer wie die beiden Humboldt's, Wolf, Körner zu ſchätzen. Und ſelbſt einige der Getroffenen trugen nicht unverſöhnlich nach.

Die Xenien haben in neuerer Zeit die Federn und den Scharfſinn mehrerer Schriftſteller in Bewegung geſetzt*). Gervinus hat die Ver-

*) Ein Hauptverdienſt um die Darſtellung des ganzen Xenienkampfs hat ſich

ſuche ermuthigt, jedem Dichter ſein Eigenthum zurückzugeben. Goethe hat das als Philiſterei bezeichnet und doch war er ſelber ein Chorizont. Er fand Schiller's tabulae votivae ſehr ſchön und geſtand, daß er den Thierkreis immer mit Bewunderung leſe. Das von Maltzahn herausgegebene Xenienmanuſkript, dann ein Exemplar, worin Schiller's Frau die Verfaſſer mit Chiffern bezeichnet hat, haben wenigſtens bei Vielen die Trennung ermöglicht. Hoffmeiſter nennt Schiller mit Recht unſern größeſten Epigrammatiker und ohne Zweifel gehören ihm nicht blos die ſchlagendſten Xenien, ſondern auch die Mehrzahl der Masken. Er führt die Todtenerſcheinungen, das Gericht über die Freier in ſeinem Briefe vom 31. Januar ein und wollte mit einer Komödie von Epigrammen ſchließen. Die Ausſchreitungen, wenn man bei einer Satire von ſolchen reden darf, kommen auf Rechnung beider Dichter. Denn hier iſt der Zulaſſende noch ſchuldiger, als der leidenſchaftlichere Thäter.*)

Will man den Xenien gerecht werden, ſo darf man ſie nicht nach einzelnen Witzen durchſuchen. Ihr Werth beſteht in der Anmuth und raſchen Beweglichkeit ihrer Formen, in der originellen Anwendung der Maske. Mit reizender Leichtigkeit, erfriſchend wie Bergluft, wie hell

---

Eduard Boas, mit ſeinem Buche Schiller und Goethe im Xenienkampf (1851) erworben.

*) Zu ſolchen Ausſchreitungen rechnet man, mit bittern Anklagen gegen Schiller, die Xenien auf Forſter; ich will nur das eine hier anführen: Forſter iſt vorgeſtellt als durch die Unterwelt rufend:

O ich Thor, ich raſender Thor und raſend ein Jeder,
Der, auf des Weibes Rath horchend, den Freiheitsbaum pflanzt.

Man hat kein Recht, dieſe Ausfälle aus blos perſönlichen Motiven abzuleiten. Huber hatte ſein Verhältniß zu Dora aufgelöſt und Thereſe Forſter nach deſſen Tode geheirathet. Die Freunde waren darüber erzürnt. Das iſt wahr. Aber man ſah Thereſe ſehr allgemein als die Urſache von Forſter's Unglück an. Ihr eigner Vater urtheilt darüber ſehr hart. Es iſt ferner eine Thatſache, welche aus Sömmering's Leben von R. Wagner S. 265, 266 klar erhellt, daß Forſter gänzlich an der franzöſiſchen Sache verzweifelte. Wie ſein ungedruckter Brief an Gleim (in der Gleim'ſchen Sammlung) ergiebt, klagte er ſogar den deutſchen Freunden vor. Man bedenke, daß die Xenien den verzweifelnden Enthuſiaſten verſpotten. Erſcheint es hart, daß ein Todter getroffen wird, ſo bedenke man auch, daß der Todte nicht mehr getroffen wurde, wohl aber in ihm die ganze Schaar verzweifelnder Enthuſiaſten.

niederrauſchender Sonnenregen, weht es uns ſogleich aus dem Eingange an. Der Vorhang geht auf. Die Xenien, als neckiſch geflügeltes Volk im Wagen, ſchwärmen eilend zur Leipziger Meſſe. Ein „äſthetiſcher Thorſchreiber“ hält ſie an:

Halt, Paſſagiere, wer ſeid ihr? Weß Standes und Charakters?
Niemand paſſiret hier durch, bis er den Paß mir gezeigt.

Die Xenien entgegnen unverzagt:

Diſtichen ſind wir. Wir geben uns nicht für mehr, noch für minder,
Sperre du immer, wir ziehn über den Schlagbaum hinweg.

Ein barſcher „Viſitator“ naht:

Oeffnet die Koffers. Ihr habt doch nichts Contrebandes geladen?
Gegen die Kirche? den Staat? Nichts von franzöſiſchem Gut?

Das leichte Geſindel antwortet:

Koffers führen wir nicht. Wir führen nicht mehr, als zwei Taſchen
Tragen, und die, wie bekannt, ſind bei Poeten nicht ſchwer.

Und wieder ein Schlagbaum: „der Mann mit dem Klingelbeutel“:

Meſſieurs! Es iſt der Gebrauch, wer dieſe Straße bereiſet,
Legt für die Dummen was, für die Gebrechlichen aus.

Die Xenien ſpeiſen den Zudringlichen mit einem Helf Gott ab und weiſen auf die Gedichte des erſten Theils:

Das verwünſchte Gebettel! Es haben die vorderen Kutſchen
Reichlich für uns mit bezahlt. Geben nichts. Kutſcher fahr zu.

Nun verwandelt ſich die Scene. Das artige Pack iſt auf der Meſſe, es hat keine Waaren, es ſtellt eine Glücksbude auf.

Hier iſt Meſſe; geſchwind, packt aus und ſchmücket die Bude.
Kommt Autoren und zieht; jeder verſuche ſein Glück.

Die Autoren kommen bäuriſch zweifelnd, aber doch neugierig heran, ſie ſchimpfen auf die Boutiken ſolcher Art, in denen es meiſtens Nieten gebe. Aber ſie ziehen. Lavater zieht:

Der Prophet:

Schade, daß die Natur nur Einen Menſchen aus dir ſchuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Nach einer flüchtigen Muſterung der Autoren verwandeln ſich die Xenien in ein Feuerwerk, dann in eine Schaar Füchſe mit brennenden Schwänzen, die papierne Saat der Philiſter zu verderben. Auch die Füchſe verſchwinden wieder. Die Xenien entfalten die Flügel und

ſchweben, geführt vom Dichter, zum alten mythiſchen Himmel empor. Grauend thut ſich der Thierkreis auf. Aber ſelbſt am Himmel ſtehen als Thiere: deutſche Autoren. So wechſeln ſie fort und fort die Geſtalt, ſtreifen, dieſe weltumkreiſenden Horenkinder, von Perſon zu Perſon, von Ort zu Ort, hier einen Schlag, dort einen Naſenſtüber verſetzend, da flüchtig und neckiſch ſtreichelnd und lobend, ein ernſthaftes Geſicht nur annehmend, um den Spaß zu würzen, ſie ſauſen von Fluß zu Fluß, und endlich fahren ſie mit dem als Odyſſeus maskirten Dichter in die Unterwelt. Achill (Leſſing) wird edel begrüßt:

Vormals im Leben ehrten wir dich, wie einen der Götter,
Nun du todt biſt, ſo herrſcht über die Geiſter dein Geiſt.

Aber Odyſſeus-Schiller drängt ſich durch die Reihen der Homeriden und Philoſophen hindurch, er ſucht den Herakles (Shakſpere). Endlich entdeckt er ihn:

Ringsum ſchrie, wie Vögelgeſchrei das Geſchrei der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.

Friedrich Schlegel hatte in einer Kritik des erſten Schiller'ſchen Muſen-Almanachs im Journal Deutſchland geſagt, daß Shakſpere's Darſtellung durchgängig manierirt ſei und den Eindruck der Verzweiflung hinterlaſſe. Deshalb heißt es:

„Pure Manier."

Schauerlich ſtand das Ungethüm da. Geſpannt war der Bogen
Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beſtändig in's Herz.

Und nun beginnt jener prachtvolle, allbekannte Dialog zwiſchen Shakſpere und dem Dichter des Wallenſtein, ein prophetiſcher Prologus zu der neuen tragiſchen Laufbahn, in welchem Schiller, ſich von der Graekomanie eines Friedrich Schlegel ebenſo ſtrenge wie von der platten Realiſtik Schröder's und Kotzebue's ſcheidend, ſeine Stellung als Jünger Shakſpere's, der großen Natur und der Griechen nimmt. Zum Schluß ſteigt, äußerſt fein und anmuthig, noch eine Rakete, welche den Vorrath einer ganz neuen Batterie beleuchtet.

An die Freier:

Alles war ja nur Spiel: Ihr Freier lebt ja noch Alle,
Hier iſt der Bogen und hier iſt zu dem Ringen der Platz.

Aber die Freier hüteten ſich wohl, den ſchwer zu ſpannenden Bogen aufzuheben. Sie griffen, als ſie von der erſten Betäubung zu ſich kamen,

in blinder Wuth nach Sand, der in die leere Luft perſtob, die meiſten nach Koth und Steinen. Es zeigte ſich, wie Schiller bemerkt, daß die Polizei eben ſo ſchlecht war, als der Geſchmack. Denn in Ländern, wo die Preſſe doch ſonſt ſo ängſtlich überwacht war, hätten ſo gemeine und pöbelhafte Entgegnungen Maßregeln zur Aufrechthaltung des öffentlichen Anſtands hervorufen müſſen. Das Schlimmſte, was unſre Dichter gewagt hatten, war etwa auf Nikolai:

Empiriſcher Querkopf.

Armer empiriſcher Teufel! Du kennſt nicht einmal das Dumme
In dir ſelber, es iſt ach! a priori ſo dumm.

und auf Reichardt:

Kunſtgriff.

Schreib die Journale nur anonym, ſo kannſt du mit vollen
Backen deine Muſik loben, es merkt es kein Menſch.

Aber die Antixenien, und es ſchoß eine ganze Literatur ſolcher Erwiderungen hervor, konnten Schiller zu der Bemerkung veranlaſſen: „wer es noch nicht merkt, daß die Xenien ein poetiſches Produkt ſind, dem iſt nicht zu helfen. Reinlicher konnte die Grobheit und die Beleidigung von dem Geiſt und dem Humor nicht abdeſtillirt werden.“ Die bitterſten und beißendſten Antixenien waren die Gegengeſchenke an die Sudelköche in Jena und Weimar; die gemeinſten die Ochſiade und der Mücken-Almanach. Goethe's Verhältniß zur Vulpius wurde, man kann ſich denken wie, ausgebeutet; in einer proſaiſchen Erwiderung ein nichtsnutziges Geklätſch über Schiller's Amtsverhältniß, über ſeine Beziehung zu Goethe und zur herzoglichen Chatulle erhoben, ſeine Krankheit erlogen genannt, damit er nicht zu leſen brauche u. ſ. w. Schiller behauptete wie Goethe ſeine ruhige Faſſung*). Nur als Reichardt die

*) Was von mehreren unſrer Literarhiſtoriker erzählt wird, als ob Schiller gern die Polizei zu Hülfe gerufen hätte, iſt ganz aus der Luft gegriffen; die Anſicht von Gervinus (V. 457.), daß Schiller ſpäter die „ganze xeniale Thätigkeit bereut habe“ ſtammt, wo ſie auch noch ſonſt vorkomme, allein aus Oemler's Lügenbuch: Schiller, oder Scenen und Charakterzüge aus ſeinem ſpäteren Leben. S. 35. Von demſelben Oemler, welcher erzählt, daß Goethe zur Zeit von Schiller's Ankunft in Weimar geweſen, rührt auch die Nachricht her, daß Schiller ihn „das arrogante Genie“ genannt habe, Alles Dinge, welche ſeitdem in manchen Büchern ſpuken.

beiden Freunde zu trennen ſuchte, indem er Schiller als den Haupturheber und Verfaſſer der Xenien angriff, und erklärte, Schiller ſei ein feigherziger ehrloſer Lügner, wenn er ſeine Beſchuldigungen nicht beweiſe, da verlangte Schiller von dem Freunde, ihre Solidarität aufrecht zu erhalten und ſandte ihm den Entwurf einer Erwiderung. Goethe indeſſen zog die Sache hin und bald kam auch Schiller auf den einmal angenommenen Grundſatz zurück, ein konſequentes Schweigen zu beobachten. Goethe, ſo empfindlich in Sachen ſeiner Optik, behielt hier eine wahrhaft olympiſche Ruhe. „Es iſt luſtig zu ſehen, ſchreibt er, was dieſe Menſchenart eigentlich geärgert hat, wie wenig ſie auch nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Menſch wohne, dem es nur immer Ernſt um ſich und die Sache iſt.“ Das Publikum erwartete einen neuen Xenien-Almanach für's nächſte Jahr. Zelter in Berlin wettete ſechs Flaſchen Champagner dagegen. Er gewann die Wette.

# V.

## Trennungen.

Die Xenien haben uns ſchnell über ganze Monate hinweggeführt. Aber ſie entſtanden, zumal der Dichter ihnen nur die Rechte augenblicklicher Einfälle geſtattete, mit ſehr ernſten Unterbrechungen, welche durch größere Pläne, durch bange Sorgen geboten wurden. Schiller dachte zu Anfang des Jahres 1796 noch an die Ausführung der Maltheſer, zu welcher Humboldt gerathen hatte. Im März war er für den Wallenſtein entſchieden. Um dieſelbe Zeit bekam er das Elend eines Krieges im deutſchen Vaterlande aufs erſchütterndſte aus der wirklichen Welt zu empfinden.

Die franzöſiſchen Heere waren unter Jourdan und Moreau nach Süddeutſchland vorgedrungen. Schiller zitterte für die Seinen in der Heimath. Er erfuhr, daß auf der Solitude das kaiſerliche Hauptſpital eingerichtet, daß dort ein Lazarethfieber ausgebrochen ſei, welches mit ſolcher Gewalt der Anſteckung wüthe, daß Niemand außer den Aerzten ſich von Stuttgart aus dorthin getraue. Bald kam die ängſtigende Nachricht, daß Nannette daran erkrankt ſei. Schiller wußte, was das zu bedeuten habe. In jedem Augenblicke fürchtete er, das Schlimmſte zu erfahren. Zwar bemühte ſich Goethe mit rührender Sorgfalt, den umdüſterten Sinn des Freundes zu erhellen. Er drang darauf, daß beide Gatten zu Ende des März auf längere Zeit nach Weimar kamen, wo Iffland, welcher mit dem Mannheimer Dalberg ebenfalls zerfallen war, einen Cyklus von Gaſtrollen gab*). Er ließ für Schiller, da das Theater

*) Dieſen Cyklus verherrlichte Böttiger in einem eigenen Buche, welches die Veranlaſſung von Tieck's bekannter Perſifflage im geſtiefelten Kater wurde.

keine Logen hatte, eine beſondere Loge bauen, damit der Freund ungeſtört bleibe und wenn er nicht wohl ſei, ſich vor Niemand einen Zwang aufzuerlegen brauche. Der Egmont wurde gegeben. Schiller mußte das Stück bearbeiten und Goethe ließ ihn ſo frei damit ſchalten, daß es faſt ein gemeinſames Werk wurde.

Aber während ſolcher Zerſtreuungen ſah Schiller angſtvoll in die Ferne. Der Brief mit dem ſchwarzen Siegel kam. Der Vater ſchrieb unterm 23. März, daß Nannette der Krankheit erlegen ſei. „Ihr Loos, fügte der fromme Alte hinzu, kann nicht anders, als glücklich ſein, denn ihr Leben iſt die reine Unſchuld geweſen.“ Ein ſo herrliches Geſchöpf! Auch geiſtig dem Bruder ſo verwandt! Seine Einwilligung in ihren höchſten Wunſch hatte ihre letzten Lebensmonate noch mit einem Freudenſchimmer erhellt. Unter ſeinen Augen hatte ſie in Weimar die Bühne betreten ſollen. Schiller war von dieſem Schlage aufs tiefſte erſchüttert. Und was war noch Alles zu fürchten! Denn auch die Schweſter Luiſe war erkrankt, der Vater jetzt bettlägerig an der Gicht, die ſchwächliche Mutter trug die ganze Laſt des häuslichen Jammers allein. Schiller kannte ſeine Sohnespflicht. Selbſt ſich aufzumachen, war ſein erſter Gedanke. Aber er war ja ſeit einem Jahre kaum aus dem Hauſe gekommen, er wäre, ſelbſt wenn er die Reiſe aushielt, dort unfehlbar zuſammengebrochen und hätte die Sorge nur vermehrt. Er dachte an ſeine Schweſter in Meiningen, aber auch dieſe war gerade jetzt nicht geſund.

Im April kam Körner mit ſeiner Familie nach Jena. Wie hatte ſich Schiller auf dieſen Beſuch gefreut, wo zum erſten Male die Väter, im zarteſten Verhältniß glücklich, ſich auch an dem Verein ihrer Kinder erlaben wollten. Denn auch Theodor Körner*) war damals mit in Jena. Was hatte Schiller Alles mitzutheilen, die Xenien, der Plan zum Wallenſtein! Und wie ſchwer ward es ihm nun, heiter zu ſcheinen. Dennoch hatte er die Kraft, damit die Gäſte nicht um ihre Freude kämen, ihnen das ganze Elend, das auf ihm laſtete, zu verſchweigen, bis ſie wieder geſchieden waren.

Inzwiſchen hatte er Chriſtophinen flehentlich gebeten, die Reiſe zu

*) Damals noch den Namen Karl führend, den er ſpäter ſelbſt in Theodor veränderte.

den Eltern, wenn es irgend möglich sei, zu unternehmen, zugleich fest beschlossen, im andern Falle sich, es geschehe was da wolle, im Mai selber hinaus zu wagen, um die Seinen aus dem Bereiche der Anstekkung hinweg nach Stuttgart zu schaffen. Glücklicherweise war Christophine wohl genug, und das hieß so viel als freudig entschlossen, dem Bruder eine Pflicht abzunehmen, die sie so sehr für ihre eigene hielt. Sie sparte ihm damit wahrscheinlich das Leben. Schiller versah sie reichlich mit Geld zur Reise und mit Anweisungen auf Cotta für alles Weitere. Bald konnte er wenigstens etwas freier athmen. Luise genas. Christophine blieb den Sommer über bei den Ihrigen, und ward bei einem Ueberfall der Franzosen durch Muth und Geistesgegenwart der Schutzengel des Hauses. Der arme Vater freilich schmachtete an einer hartnäckigen Krankheit qualvoll dem Tode entgegen. So herzlich ihn die Kinder beweinten, sie konnten es für ihn nur als ein Glück ansehen, als er im September von seinen Leiden erlöst ward. Schiller suchte die Mutter mit diesem Gedanken zu trösten, und schrieb, indem er die Tugenden des edlen Vaters pries: „Ja wahrlich, es ist nichts Geringes, auf einem so langen und mühevollen Laufe so treu auszuhalten und so wie er noch im dreiundsiebzigsten Jahre mit einem so kindlichen, reinen Sinne von der Welt zu scheiden. Möchte ich, wenn es mich gleich alle seine Schmerzen kostete, so unschuldig von meinem Leben scheiden, als er von dem seinigen. Das Leben ist eine so schwere Prüfung und die Vortheile, die mir die Vorsehung in mancher Vergleichung mit ihm vergönnt haben mag, sind mit so vielen Gefahren für das Herz und den wahren Frieden verknüpft.“ Er bat die Mutter zugleich aufs liebreichste, zu wählen, wo sie fortan leben wolle, bei ihm, oder in Meiningen oder in Leonberg. Sie wählte, da sie eine Pension erwarten konnte und da sich für ihre Tochter Luise die Aussicht einer Heirath in dortiger Gegend bot, den letzteren Aufenthalt. Aber so weit sie örtlich vom Sohne entfernt war, er blieb ihr tröstend nahe mit Wort und That. Christophine kehrte erst, als Alles geordnet war, nach Meiningen zurück, gesegnet vom Danke des Bruders, als ob sie nur ihm ein Opfer gebracht und nicht eine eigene Pflicht erfüllt hätte.

Bei den trüben, oft lange ausbleibenden Nachrichten aus dem Vaterhause hatten sich Schiller Befürchtungen für das Glück seines eigenen Hauses mitgetheilt, als Lotte im Sommer ihr zweites Kind er-

wartete. Aber dieſe Sorge löſte ſich leichter. Am 12. Juli ward Lotte glücklich von einem Knaben entbunden. Schiller konnte nun ſeine kleine Familie anfangen zu zählen. „Der Schritt von eins zu zwei, ſchrieb er an Goethe, iſt viel größer, als ich dachte.“ War Goethe auch nicht perſönlich bei der Taufe zugegen, weil ihn dieſe Ceremonien verſtimmten, ſo übernahm er doch bei dem kleinen Ernſt gern die Pflichten der Gevatterſchaft.

Denſelben Dienſt leiſtete Schiller dem Freunde eben jetzt bei einem Geiſteskinde, dem Wilhelm Meiſter, den Goethe, wie er im Manuſkript vorrückte, nach Jena ſandte und mit den feinſten Bemerkungen zurückerhielt. Wie lebhaft erkannte er es an, daß Schiller ihn „aus ſeinen Grenzen heraustreibe!“ In Wahrheit, Schiller's Briefe ſind ein Muſter eingehender Kritik und doch erſieht man daraus, wie ganz anders er eine ſolche Aufgabe gelöſt hätte. Die tendenziöſen Nebenabſichten, wie die Behandlung des Schauſpielweſens, ſchränkte er ein, die Hauptidee, daß „Meiſter von einem leeren und unbeſtimmten Ideal in ein beſtimmtes thätiges Leben eintrete, ohne die idealiſirende Kraft einzubüßen“, dieſe wollte er beſtimmter und klarer ausgeführt ſehen. Schon die Formel der Lehrjahre, meinte er, könne unmöglich ein ſo reiches und volles Leben erſchöpfen. Er wollte Wilhelm äſthetiſch frei, oder, was in einem Zeitalter der Spekulation unerläßlich ſei, nicht ohne Hülfe jener würdigen Führerin (der Spekulation) frei werden laſſen. Denn nur die Philoſophie könne bei einem ſentimentalen Charakter das Philoſophiren unſchädlich machen. Drang doch auch Schiller, was wenig bekannt zu ſein ſcheint, ſpäter zuerſt beim Fauſt darauf, daß der Dichter ſeinen Helden in ein thätiges Leben einführe.

Der Leſer weiß, wie Goethe in beiden Fällen ſolche Rathſchläge benutzte. Für Schiller aber wurde es wahr, was er am 3. Juli an Körner geſchrieben. Er hoffte ſoviel für das Gleichgewicht ſeiner poetiſchen Empfänglichkeit und Selbſtthätigkeit aus dieſer Lektüre zu gewinnen, daß er ſich, auch wenn es ihn die nächſten drei Monate koſten ſolle, die Beurtheilung des Romans zu einem ordentlichen Geſchäft machen werde. Ja er war ſehr geneigt, ſich wieder aufs ungerechteſte zu unterſchätzen, ein Fehler des Idealiſten, von welchem ihn Körner am überzeugendſten heilte, da, wie Goethe hocherfreut ausſprach, Niemand

ſo ſinnig und wahrhaft produktiv über den Meiſter urtheilte, als Körner.

Die Redaktion der Xenien ging neben dieſem Verkehr im Auguſt ihren mühevollen Gang. Dann kam gegen den Herbſt, es mag auch dieſe Art von Sorge einmal erwähnt werden, die Verſendung des Almanachs in vielen Paketen, eine wahre Speditions- und Buchhalterarbeit, die Schiller, da der Almanach bei Göpferdt im Selbſtverlage gedruckt, und von Cotta wie es ſcheint nur die Firma geliehen wurde, ſelbſt übernehmen mußte. Er war in allen ſolchen Dingen ſehr genau und Papier, Druck, Kupfer wählte er mit der Sorgfalt eines durch und durch ordentlichen und praktiſchen Menſchen.

Der Xenienkampf mußte die beiden Dioskuren nach außen hin iſoliren. Eine ſolche Iſolirung eher zu ſuchen, als zu meiden, lag zwar in Schiller's Natur, aber noch mehr in ſeiner Größe und in der Kleinheit ſeiner dichtenden Zeitgenoſſen.

Der deutſche Parnaß bot damals einen traurigen Anblick dar. Bürger war 1794 geſtorben, Klopſtock kleinmeiſterte die deutſche Sprache, der alte Grenadier war Invalide, Claudius nach Humboldt's Ausdruck eine Null, die Stolberg's und der ganze Kreis an der Oſtſee ein Kreuz für alle in ihrem Sinne nicht chriſtliche Kunſt. Von Wieland urtheilte Schiller, daß man ihn unter die Poeten kaum mit mehr Recht zählen könne, als Voltaire und Pope, wenn auch ſeine Deutſchheit ihn zuweilen zum Dichter mache. Ueber die Xenien ſalbaderte der Freund des Ariſtophanes, wie ein Philiſter. Ein anderes Schauſpiel überlebter Kraft gab Herder. Wie bemüht waren die Freunde, ihn ſich zu erhalten! Er ging neben der wahren Größe die freudeloſen Wege des Grolls, der Nergelei. Er pries vor ihren Ohren alles Vermoderte und mäkelte an Allem, was ſie leiſteten. Er erhob die Gleim's und Gerſtenberg's bis zu den Sternen und ſagte Goethe über den Meiſter die kränkendſten Dinge. „Gegen Kant, ſchrieb Schiller nach Dresden, und die neueſten Philoſophen hat er das größte Gift auf dem Herzen, aber er wagt ſich nicht recht heraus, weil er unangenehme Wahrheiten fürchtet.“ Noch ſchlimmer ſah es um ſeinen Ruf aus, als er ſich in der Metakritik herauswagte. Er konnte Schiller ſeine „Kant'ſchen Sünden“ nicht vergeben und Goethe eher alle Sünden, als ſeine Größe und, wenn man Herder's Frau als ſein Echo anſehen darf, die Freundſchaft mit

Schiller. Herder's erhoben jetzt Jean Paul, der „dem Alten auf dem Topfberge" die seltene Kost der Vergötterung entgegenbrachte, als „den ersten Genius", und als das Wetter, wie öfter geschah, sich wandte, ward Goethe's natürliche Tochter als ein Licht gepriesen, neben welchem das Schiller'sche Irrlicht verschwinde.

Die beiden Dioskuren hätten gern den jüngern Nachwuchs an sich gezogen. Es gelang ihnen eigentlich mit Keinem. Goethe hatte wohl etwas von Schiller's Realisten in der oft genannten Abhandlung, er ließ Jeden das sein, wozu er gut war. Schiller, so liberal er über alle Anfänge urtheilte, hielt sich jeden dauernden Widerspruch gegen sein Ideal konsequent vom Leibe. Jean Paul's Hesperus entlockte ihm ein aufflackerndes Lob. Aber zur Manier durfte dergleichen nicht werden, als Edelwild solche „Bockshirsche" nicht gelten wollen, wenn auch selbst die Damen in Weimar Locken von Jean Paul's Pudel auf dem Herzen trugen. Nannte Schiller doch trotz Meister und Goethe den Romanschreiber nur den Halbbruder des Dichters und nannte selbst Goethe den Roman nur ein Pseudoepos. Jean Paul besuchte im Juni 1796 unsern Dichter. Er kam Schiller vor, wie einer, der aus dem Monde gefallen ist, voll guten Willens, die Dinge zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sie sieht. Ihm zeigte Schiller nicht jenes milde Antlitz, welches sein Humboldt sah. „Gestern, erzählt Jean Paul von jenem Besuche, trat ich vor den felsigten Schiller, an dem, wie an einer Klippe, alle Fremde zurückspringen. Seine Gestalt ist verworren, hartkräftig, voll Edelsteine, voll scharfer, schneidender Kräfte, aber ohne Liebe. Er spricht beinahe so vortrefflich, wie er schreibt." Sie hatten nie ein weiteres Verhältniß miteinander.

Besser schien es mit den Schlegel's zu gelingen. In demselben Monat kam August Wilhelm nach Jena, hauptsächlich auf Schiller's Anregung, der ihm mittheilte, daß bei Schützens Kränklichkeit eine Vakanz zu erwarten sei. Schiller hatte sich bereits in Briefen mannichfach mit Schlegel berührt. Wenn er auch nicht in dessen Theorie vom Rhythmus einstimmte, welche Schlegel aus einer physischen Quelle, Schiller aus dem „Beharren im Wechsel" hergeleitet wissen wollte, Schlegel war doch wenigstens kein Streckversmann, er hatte Talent, Formen nachzubilden. Schiller freute sich an der Uebersetzung des Shakspere'schen Julius Cäsar und pries ihn, daß er uns von Eschen-

niederrauſchender Sonnenregen, weht es uns ſogleich aus dem Eingange an. Der Vorhang geht auf. Die Xenien, als neckiſch geflügeltes Volk im Wagen, ſchwärmen eilend zur Leipziger Meſſe. Ein „äſthetiſcher Thorſchreiber“ hält ſie an:

Halt, Paſſagiere, wer ſeid ihr? Weß Standes und Charakters?
Niemand paſſiret hier durch, bis er den Paß mir gezeigt.

Die Xenien entgegnen unverzagt:

Diſtichen ſind wir. Wir geben uns nicht für mehr, noch für minder,
Sperre du immer, wir ziehn über den Schlagbaum hinweg.

Ein barſcher „Viſitator“ naht:

Oeffnet die Koffers. Ihr habt doch nichts Contrebandes geladen?
Gegen die Kirche? den Staat? Nichts von franzöſiſchem Gut?

Das leichte Geſindel antwortet:

Koffers führen wir nicht. Wir führen nicht mehr, als zwei Taſchen
Tragen, und die, wie bekannt, ſind bei Poeten nicht ſchwer.

Und wieder ein Schlagbaum: „der Mann mit dem Klingelbeutel“:

Meſſieurs! Es iſt der Gebrauch, wer dieſe Straße bereiſet,
Legt für die Dummen was, für die Gebrechlichen aus.

Die Xenien ſpeiſen den Zudringlichen mit einem Helf Gott ab und weiſen auf die Gedichte des erſten Theils:

Das verwünſchte Gebettel! Es haben die vorderen Kutſchen
Reichlich für uns mit bezahlt. Geben nichts. Kutſcher fahr zu.

Nun verwandelt ſich die Scene. Das artige Pack iſt auf der Meſſe, es hat keine Waaren, es ſtellt eine Glücksbude auf.

Hier iſt Meſſe; geſchwind, packt aus und ſchmücket die Bude.
Kommt Autoren und zieht; jeder verſuche ſein Glück.

Die Autoren kommen bäuriſch zweifelnd, aber doch neugierig heran, ſie ſchimpfen auf die Boutiken ſolcher Art, in denen es meiſtens Nieten gebe. Aber ſie ziehen. Lavater zieht:

Der Prophet:

Schade, daß die Natur nur Einen Menſchen aus dir ſchuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Nach einer flüchtigen Muſterung der Autoren verwandeln ſich die Xenien in ein Feuerwerk, dann in eine Schaar Füchſe mit brennenden Schwänzen, die papierne Saat der Philiſter zu verderben. Auch die Füchſe verſchwinden wieder. Die Xenien entfalten die Flügel und

ſchweben, geführt vom Dichter, zum alten mythiſchen Himmel empor. Grauend thut ſich der Thierkreis auf. Aber ſelbſt am Himmel ſtehen als Thiere: deutſche Autoren. So wechſeln ſie fort und fort die Geſtalt, ſtreifen, dieſe weltumkreiſenden Horenkinder, von Perſon zu Perſon, von Ort zu Ort, hier einen Schlag, dort einen Naſenſtüber verſetzend, da flüchtig und neckiſch ſtreichelnd und lobend, ein ernſthaftes Geſicht nur annehmend, um den Spaß zu würzen, ſie ſauſen von Fluß zu Fluß, und endlich fahren ſie mit dem als Odyſſeus maskirten Dichter in die Unterwelt. Achill (Leſſing) wird edel begrüßt:

Vormals im Leben ehrten wir dich, wie einen der Götter,
Nun du todt biſt, ſo herrſcht über die Geiſter dein Geiſt.

Aber Odyſſeus-Schiller drängt ſich durch die Reihen der Homeriden und Philoſophen hindurch, er ſucht den Herakles (Shakſpere). Endlich entdeckt er ihn:

Ringsum ſchrie, wie Vögelgeſchrei das Geſchrei der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.

Friedrich Schlegel hatte in einer Kritik des erſten Schiller'ſchen Muſen-Almanachs im Journal Deutſchland geſagt, daß Shakſpere's Darſtellung durchgängig manierirt ſei und den Eindruck der Verzweiflung hinterlaſſe. Deshalb heißt es:

„Pure Manier."

Schauerlich ſtand das Ungethüm da. Geſpannt war der Bogen
Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beſtändig in's Herz.

Und nun beginnt jener prachtvolle, allbekannte Dialog zwiſchen Shakſpere und dem Dichter des Wallenſtein, ein prophetiſcher Prologus zu der neuen tragiſchen Laufbahn, in welchem Schiller, ſich von der Graekomanie eines Friedrich Schlegel ebenſo ſtrenge wie von der platten Realiſtik Schröder's und Kotzebue's ſcheidend, ſeine Stellung als Jünger Shakſpere's, der großen Natur und der Griechen nimmt. Zum Schluß ſteigt, äußerſt fein und anmuthig, noch eine Rakete, welche den Vorrath einer ganz neuen Batterie beleuchtet.

An die Freier:

Alles war ja nur Spiel: Ihr Freier lebt ja noch Alle,
Hier iſt der Bogen und hier iſt zu dem Ringen der Platz.

Aber die Freier hüteten ſich wohl, den ſchwer zu ſpannenden Bogen aufzuheben. Sie griffen, als ſie von der erſten Betäubung zu ſich kamen,

in blinder Wuth nach Sand, der in die leere Luft perstob, die meisten nach Koth und Steinen. Es zeigte sich, wie Schiller bemerkt, daß die Polizei eben so schlecht war, als der Geschmack. Denn in Ländern, wo die Presse doch sonst so ängstlich überwacht war, hätten so gemeine und pöbelhafte Entgegnungen Maßregeln zur Aufrechthaltung des öffentlichen Anstands hervorufen müssen. Das Schlimmste, was unsre Dichter gewagt hatten, war etwa auf Nikolai:

Empirischer Querkopf.

Armer empirischer Teufel! Du kennst nicht einmal das Dumme
In dir selber, es ist ach! a priori so dumm.

und auf Reichardt:

Kunstgriff.

Schreib die Journale nur anonym, so kannst du mit vollen
Backen deine Musik loben, es merkt es kein Mensch.

Aber die Antixenien, und es schoß eine ganze Literatur solcher Erwiderungen hervor, konnten Schiller zu der Bemerkung veranlassen: „wer es noch nicht merkt, daß die Xenien ein poetisches Produkt sind, dem ist nicht zu helfen. Reinlicher konnte die Grobheit und die Beleidigung von dem Geist und dem Humor nicht abdestillirt werden.“ Die bittersten und beißendsten Antixenien waren die Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar; die gemeinsten die Ochsiade und der Mücken-Almanach. Goethe's Verhältniß zur Vulpius wurde, man kann sich denken wie, ausgebeutet; in einer prosaischen Erwiderung ein nichtsnutziges Geklätsch über Schiller's Amtsverhältniß, über seine Beziehung zu Goethe und zur herzoglichen Chatulle erhoben, seine Krankheit erlogen genannt, damit er nicht zu lesen brauche u. s. w. Schiller behauptete wie Goethe seine ruhige Fassung*). Nur als Reichardt die

*) Was von mehreren unsrer Literarhistoriker erzählt wird, als ob Schiller gern die Polizei zu Hülfe gerufen hätte, ist ganz aus der Luft gegriffen; die Ansicht von Gervinus (V. 457.), daß Schiller später die „ganze xeniale Thätigkeit bereut habe“ stammt, wo sie auch noch sonst vorkomme, allein aus Oemler's Lügenbuch: Schiller, oder Scenen und Charakterzüge aus seinem späteren Leben. S. 35. Von demselben Oemler, welcher erzählt, daß Goethe zur Zeit von Schiller's Ankunft in Weimar gewesen, rührt auch die Nachricht her, daß Schiller ihn „das arrogante Genie“ genannt habe, Alles Dinge, welche seitdem in manchen Büchern spuken.

beiden Freunde zu trennen ſuchte, indem er Schiller als den Haupturheber und Verfaſſer der Xenien angriff, und erklärte, Schiller ſei ein feigherziger ehrloſer Lügner, wenn er ſeine Beſchuldigungen nicht beweiſe, da verlangte Schiller von dem Freunde, ihre Solidarität aufrecht zu erhalten und ſandte ihm den Entwurf einer Erwiderung. Goethe indeſſen zog die Sache hin und bald kam auch Schiller auf den einmal angenommenen Grundſatz zurück, ein konſequentes Schweigen zu beobachten. Goethe, ſo empfindlich in Sachen ſeiner Optik, behielt hier eine wahrhaft olympiſche Ruhe. „Es iſt luſtig zu ſehen, ſchreibt er, was dieſe Menſchenart eigentlich geärgert hat, wie wenig ſie auch nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Menſch wohne, dem es nur immer Ernſt um ſich und die Sache iſt.“ Das Publikum erwartete einen neuen Xenien-Almanach für's nächſte Jahr. Zelter in Berlin wettete ſechs Flaſchen Champagner dagegen. Er gewann die Wette.

Schiller's als Goethe's wegen nach Thüringen. Hätte Schiller nur seinen Humboldt festhalten können! Dieser vielreisende Freund war im November 1796 nach Jena zur günstigsten Stunde zurückgekehrt. Schlegel's waren noch mit dem Schiller'schen Hause verbunden und Karoline von Beulwitz, jetzt Frau von Wolzogen war, Dank den französischen Heeren, durch deren Herandrängen das Ehepaar erst von Stuttgart, dann von Bauerbach vertrieben war, seit dem August mit ihrem Gatten in Jena. Wilhelm von Wolzogen war ein gewandter Weltmann geworden, mit reichen Kenntnissen im Bau- und Verwaltungsfach. Karoline sah endlich ihre geträumte Kolonie hier verwirklicht, und man genoß des Guten um so sorgloser, als man bestimmt auf einen baldigen Frieden hoffen konnte. Auch Alexander von Humboldt trat eine Zeitlang in diesen einzigen Kreis ein, rastlos thätig, der wahre Meister und Erbe des Goethe'schen Strebens, aus den einfachsten Organisationen sich das Ganze der Natur zu erbauen, aber noch so in den tiefen Bergwerken der einzelnen Beobachtungen vergraben, daß Schiller diesen Charakter geradezu nicht zu finden vermochte*). Lebte Schiller doch eben jetzt ganz in seiner eignen idealen Welt, und verlangte der Wallenstein doch den ganzen Menschen. Es ist eins der schönsten Zeugnisse für seine Empfänglichkeit, wie für sein großes neidloses Herz, daß er eben um diese Zeit an der neuen Schöpfung des Freundes, an Herrmann und Dorothea den innigsten Antheil nahm. Karoline von Wolzogen verweilt mit entzückter Erinnerung auf diesen Tagen, auf diesem „Ineinanderstrahlen" der beiden Dichterseelen.

Aber mit dem Frühjahr zerstob dieser Kongreß von königlichen Geistern. Wilhelm von Humboldt, voll Begier, nichts in der Welt zurückzulassen, was er nicht mit sich in Berührung gesetzt habe, wollte, wie er sich vornahm, zwei Jahre nach Italien gehen, und schied zu Ende des April zu Schiller's ahnungsvollem Bedauern, daß dieses Verhältniß

*) „Ueber Alexander habe ich noch kein rechtes Urtheil; ich fürchte aber, trotz seiner Talente und seiner rastlosen Thätigkeit wird er in seiner Wissenschaft nie etwas Großes leisten ꝛc." So schreibt Schiller an Körner (IV., 47). Sein Urtheil gründete sich hauptsächlich auf Humboldt's Werk über die Muskelfaser, worin, wie mich Sachverständige versichern, allerdings kein Funke des großen Sinnes sein soll, welcher den Verfasser des Kosmos unsterblich gemacht hat.

durch Entfernung und die verändernde Zeit als beschlossen anzusehen sei. Jetzt konnte Humboldt ihm noch förderlich sein, denn noch verhielt Schiller sich suchend in Form und Stoff, und zum Umgang fand er Humboldt recht eigentlich qualifizirt; nach zwei Jahren, so bestimmt setzte er sich seine Epochen, könne ihm Humboldt's Nähe nichts mehr nützen.

Eine Probe bestand diese Freundschaft, als Humboldt ihm im Frühjahr 1798 seine Schrift über Herrmann und Dorothea im Manuskript zur Beurtheilung sandte. Was sage ich! Es wäre für jeden weniger großen Sinn eine Probe gewesen, diese Verherrlichung Goethe's, welche ihn allein als würdigen Nebenbuhler des griechischen Epos pries. Für Schiller war der Aufsatz, kurz gesagt, blos nicht gut und wirksam genug und zu metaphysisch geschrieben. Für ihn blos ein Sporn, ein ähnliches Lob zu erlangen. Es giebt eine Region in dem geistigen Verbande solcher Männer, wo die Vermuthung noch hineindringen darf. Und so ist es mir immer als wahrscheinlich erschienen, daß Schiller, den Humboldt den modernsten aller Dichter genannt, es bei seiner Braut von Messina vor Allem darauf abgesehen hatte, dem Freunde in Rom den Ausspruch zu entlocken, daß auch Schiller „als Zeitgenosse des Sophokles einen Preis davon getragen habe." Aber so sehr Humboldt die Behandlung in antiker Form als Muster aufgestellt wissen wollte, so fiel doch ein Wort von „künstlichem" Stoff aus seinem Briefe heraus, welches für jeden, der Humboldt's Art, die Wahrheit mit Flötentönen zu sagen, kennt, genug bezeichnet. Eine Form aber, wie Schiller sie, an Shakespere sich anlehnend, in der Jungfrau und dem Tell aufnahm, konnte Humboldt nicht mehr vollkommen würdigen, da er auch später noch an dem Gedanken festhielt, daß der ganze Fortschritt, den unsre Tragödie machen könne, im Chor und in den Formen liege. Wie weit Humboldt aber auch im Einzelnen mit dem Freunde auseinander ging, die Ideen blieben auch sein Höchstes, seine Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller ist das schönste Denkmal ihrer Freundschaft. Sie sahen sich 1801 noch einmal flüchtig wieder.

Im März gingen auch Wolzogen's nach Weimar. Wilhelm hatte dort als Kammerherr und Kammerrath eine Stellung gefunden. Die trübste Aussicht für Schiller aber war, daß auch Goethe mit einer fast leidenschaftlichen Unruhe, als hätte er den zu anstrengenden Geistern sei-

ner Schöpferkraft entfliehen müſſen, ſich auf eine dritte Reiſe nach Italien vorbereitete, wohin ſein Meyer ihm 1794 vorausgegangen war. Der Freund in Jena ſah dieſe Reiſe als für Goethe's nächſte und höchſte Zwecke verloren an. Auch er ſtrebte aus ſeinen vier Wänden hinaus, ſie ſchienen ihm für die Kriegswelt des Wallenſtein zu enge zu werden, aber ſein höchſter Wunſch ging auf einen — Garten, wo er angeweht vom lebendigen Hauche des Himmels in ungeſtörter Stille ſeine Schöpfung vollenden könne.

# VI.

## Proteiſche Natur.

Schiller hatte ſchon jetzt den Plan, nach Weimar zu überſiedeln. Er ſuchte ein Gartenhaus mit heizbaren Zimmern und fragte bei Goethe an, ob er ihm das ſeine vermiethen wolle. Dieſer wäre recht gern darauf eingegangen, aber er gab zu bedenken, daß es nur ein Sommeraufenthalt für wenige Perſonen, auch für Schiller's Lebensweiſe nicht brauchbar ſei. Es war nun auf den Garten des Geheimerath Schmidt (in Weimar) abgeſehen, da indeſſen in Jena das Gartenhaus eines andern Schmidt, des verſtorbenen Profeſſors, zum Verkaufe ſtand, ſo rieth Goethe, letzteres zu wählen. Er mochte erwägen, daß Schiller denn doch immer noch als Profeſſor in Jena angeſtellt war. Nach einigem Hinundherſchreiben zwiſchen dem Pupillenkollegium, dem Senat und Schiller, ward ihm das kleine Beſitzthum für 1150 Thaler zugeſchlagen. Der Garten lag hoch am Rande eines Vorſprungs, zu deſſen Fuße ſich das kleine Flüßchen Leutra durch ein grünes Thal ſchlängelt, gegenüber erheben ſich kahle weißgraue Höhen, welche im röthlichen Spätlicht wie „ferne Zeit und goldne Sage" glänzen. Im nächſten Sommer entſtand aus der bisherigen Gartenhütte nach Süden zu ein Häuschen mit einer Zinne, auch ließ er ſich niedlich und reinlich in einer der beiden Hütten ein Bad mauern*). Von dem Häuschen aus hatte man einen prachtvollen Blick ins Saalthal, ſo daß man Stunden weit den ſchönen Strom, durch Gebüſch und Krümmungen

*) Schiller verbaute allmählich über 500 Thaler. (Diezmann, Glanzzeit S. 20.) Auf der andern Seite des Gartens ward eine maſſive Küche eingerichtet, welche oft zu Goethe's Verzweiflung den ganzen Garten mit Rauch und Fettgeruch erfüllte.

unterbrochen, heranfließen sah. Lotte konnte sich, wenn der Mond über den kühn geschwungenen Bergzügen heraufkam, an den großen Massen von Licht und Schatten nicht satt sehen, welche sich an dem weißlichen Sandfelsen bildeten.

Da schmückt er sich die schöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll von hier entgegen kam,
Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne
Verwechselt' er die Zeiten wundersam,
Nun sank der Mond und zu erneuter Wonne
Vom klaren Berg herüber schien die Sonne.

Am 2. Mai bezog Schiller sein Gartenhaus. Sein erster Abend auf eigenem Grund und Boden war von der fröhlichsten Vorbedeutung. Er freute sich der schönen Landschaft, die Sonne ging freundlich unter und die Nachtigallen schlugen.

In diesem Garten entstand ein Theil des Wallenstein und Schiller's Balladen. „Nach dem tollen Wagstück mit den Xenien, hatte Goethe geschrieben, während es Antixenien von allen Seiten regnete, müssen wir uns blos großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsre Proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten verwandeln." Der neue Musen-Almanach bot die beste Gelegenheit, diese Beschämung zu beginnen. Wir wissen, daß Schiller sich schon seit dem Sommer 1795 mit einer romantischen Erzählung trug. Ein Jahr später tritt in den Briefen ein ähnliches Vorhaben Goethe's mit „Hero und Leander" auf. Ueber den Vorzug von Epos und Drama, über das Wesen beider Gattungen, über das Hineinragen der einen in die andere wurde bis 1798 fortwährend zwischen den Dichtern verhandelt und schließlich ganz einfach das Resultat gewonnen, daß das Epos eine Begebenheit als vollkommen vergangen, das Drama als vollkommen gegenwärtig vorstelle. Aber während sie in Wallenstein, Herrmann und Dorothea in ihrer ganzen Selbständigkeit erfüllt wurden, erschienen diese beiden Gattungen zugleich in einer lyrischen Mittelform, in den schönen Balladen und Romanzen unsrer Dichter.

Am 2. Mai erbat sich Schiller den Text des Mozart'schen

Don Juan, um eine „Ballade" daraus zu machen. Goethe fand ihn zu einer „Romanze" sehr passend und erwartete einen guten Effekt davon. Es blieb indessen bei einem Fragment. Bald darauf kam Goethe nach Jena und hier scheinen die Genossen sich ihre Aufgabe gestellt, die Kraniche des Ibykus sogar zu einem Wettstreit bestimmt zu haben. Jetzt blühte mit den Rosen zugleich ein Flor herrlicher Schöpfungen empor. Bis zum 14. Juni, wie Schiller's Notizbuch ausweist, war der Taucher vollendet*), bis zum 17. der Handschuh, nach einer Anekdote in St. Foix, Essay sur Paris; bis zum 23. der Ring des Polykrates, nach Herodot III., 39—44; Ritter Toggenburg war bis zum 31. Juli vollendet, wie Goetzinger meint, nach einer Schweizer Sage, Lotte Schiller hatte dieselbe vielleicht an Ort und Stelle gehört. Die Kraniche des Ibykus, beendet am 14. August, wurden auf Goethe's Rath nach diesem Datum noch umgearbeitet, dem Phänomen der Kraniche größere Bedeutung gegeben, zartere Uebergänge gesucht. Hoffmeister vermuthet gewiß mit Recht, daß Schiller den Stoff Plutarch's Schrift über die Geschwätzigkeit entnommen habe, in welcher die Entdeckung des Mörders im Theater geschieht. Schon in den Künstlern heißt es:

Vom Eumenidenchor geschrecket
Zieht sich der Mord auch nie entdecket
Das Loos des Todes aus dem Lied.

Schiller sah sich dann schon nach seinem Ibykus weiter um und sandte Böttiger gelegentlich das Gedicht zur Begutachtung, ob kein Verstoß gegen das Alterthum darin vorkomme. Der Gang nach dem Eisenhammer machte bis 29. September den Beschluß. Schiller sprach von einem Balladenjahr, aber der nächste Sommer 1798 brachte vom 18.—26. August noch den Kampf mit dem Drachen, nach Vertot's Geschichte des Johanniterordens und bis zum 30. August die Bürgschaft, aus der Fabelsammlung des Hyginus geschöpft. Im Jahr 1801 entstand Hero und Leander, 1803 der Graf von Habsburg.

Die Ballade und die Romanze sind Abkömmlinge der alten Heldenlieder, die zuerst einzeln gesungen, dann zum Epos fortgebildet und zusammengefügt wurden. Lyrisches und Episches ist noch im Keime vereinigt. Episch ist vor Allem das Moment der Vergangenheit, aber der Dichter

*) Welche Quelle Schiller benutzte, ist unbekannt. Die Geschichte wird von einem sizilianischen Taucher Nikolaus Pesce (der Fisch) erzählt.

legt sich mit seiner Empfindung ganz in den Gegenstand, als ob derselbe zeitlich wie räumlich gegenwärtig wäre, die Zeichnung wird dem Ton untergeordnet, der ganze Hauch und Wurf wird subjektiv bewegt, der Gang übersteigt rasch die retardirenden Elemente und eilt zum Schlusse, der Rhythmus baut sich musikalisch in lyrischen Strophen. Es liegt durchaus etwas vom wandernden Sänger in den ausgebildeteren Stücken dieser Art. Der Sänger tritt in eine festliche geräuschvolle Versammlung, hier ist nicht Zeit sich staunend zu ergötzen, er führt rasch und mit wenigen scharfen, selbst trocknen Strichen in die Sache hinein, Alles kommt auf die bewegtere Mitte an, Phantasie und Gefühl sollen schnell und mehr oder weniger tief ergriffen werden. Die Fragen des Verstandes stehen in letzter Reihe.

Die Ballade ist italienischer Abkunft, aber erst England, der Norden gab dem verpflanzten Gewächs seine Kraft und seinen Charakter. Das Dunkle, Gewaltsame, Geheimnißvolle ist ihr eigen, sie liebt den dramatischen Gang und Dialog, das Erhabene, die tiefe innige Klage. Die Romanze, aus Spanien stammend, ist sonniger, heller, sie verhält sich nach Vischer's Ausdruck zu jener, wie Dur zu Moll.

Es ist natürlich, daß in der Kunstpoesie sich beide Arten ihrer nationalen Färbung entkleiden und ineinander übergehen. Diese ideellere Mittelart, welche an Gefühlsinnigkeit und Ton vielleicht verliert, was sie an dauernder Form durch klarere Zeichnung, bewußte Steigerung und kunstvollere Komposition gewinnt, haben Schiller und Goethe originell geschaffen. Durch sämmtliche episch-lyrische Dichtungen Schiller's geht eine dunkle Gewalt, entweder des Elementarischen oder Bestialischen, oder der Nemesis, des Schicksals, der Liebe. Dieser dunkle Ton und die dramatische Energie nähert sie den ursprünglichen Balladen, während die sinnliche Klarheit und Fülle, mit welcher selbst jene dunkelen Gewalten geschildert sind, dann auch das kräftige Auftreten des menschlichen Willens sie der Romanze nahe bringt. Ja, der Handschuh geht durch den pointenartigen Abschluß in die Anekdote über. Schiller hat in einer noch vorhandenen Abschrift seiner Gedichte, welche zu einer neuen Ausgabe bestimmt war, sämmtliche Gattungs-Bezeichnungen bis auf eine gestrichen und auch diese: [der Kampf mit dem Drachen], Romanze, wohl nur aus Versehen stehen lassen.*)

*) Für ein eingehendes Studium der Balladen ist zu empfehlen: Schiller's

Schiller's Balladen sind so tief in das Herz des Volkes gedrungen, daß keine Kritik sie daraus auf die Dauer verdrängen kann. Sie bedürfen zu einem ästhetischen Genusse keines Kommentars, und gewiß ist derjenige Kommentar der beste, welcher die mancherlei Ausstellungen von Hoffmeister und Andern widerlegt. Schiller's Balladen lassen keine Gespenster erscheinen und behandeln keine geschlechtlichen Probleme. Man wird mich nicht mißverstehen, wenn ich dies betone. Aber, da man das Deklamatorische daran getadelt hat, so ist doch auch hervorzuheben, daß dieser Schmuck nicht zu unschuldigeren und naiveren Wirkungen verwandt werden konnte. Es ist etwas so jungfräulich Edles in diesen Bildungen, etwas, wie das offene, lebensmuthige Antlitz eines Knaben. Sie sind spannend und ergreifend, ohne zu überreizen, sie sind allgemein gültig ohne Leerheit, voll natürlicher Wunder und doch voll Wunder, ein frei im Licht sprudelnder Quell, an dem das junge Volk sich erlaben mag. Und wie stimmt denn doch Zeichnung und Ton so einzig zusammen, wie einfach und ächt sind die tieferen Kunstmittel! Dieser Edelknecht „sanft und keck", der aus der Knappen zagendem Chor tritt, wie hebt ihn der Dichter in zartem Umriß von der Menge ab, stellt ihn einsam auf luftigem Felsenhang der brüllenden Wasserwelt gegenüber! Ein Aufbranden, ein Niederstrudeln, zwei gleich furchbare Akte eines Schauspiels, welches noch schrecklicheren Inhalt verbirgt, dann die Geberde des Jünglings, der sich Gott befiehlt und dann, blos im Schrei der versammelten Menge gezeichnet, sein Sprung in die Tiefe:

Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

Gewiß ist das Gemälde der bangen Pause, welche nun folgt und das

Und es wallet und siedet und brauset und zischt

bewundernswürdig, aber nicht minder solche Mitteltinten, wie:

Und sieh! aus dem finster fluthenden Schooß
Da hebet sich's schwanenweiß.

In den Lauten selbst ist etwas, wie abströmendes Wasser.

---

Gedichte, erläutert von Heinrich Viehoff. Stuttgart 1859. 3. Auflage. III. Theil.

Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß
Und es rudert mit Kraft und es rudert mit Fleiß
Und er ist's und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Solche Verse kann man hundertmal lesen und jedesmal erneut sich die Phantasie die Bilder in voller Erstlingsfrische, es ist ächte Kunst, klar und doch voll unergründlicher Tiefe, jede Strophe ist wie eine Rebe, daran Schönheiten wie edle Trauben hangen. Dem nun folgenden Berichte des Tauchers läßt sich nur der Traum des Clarence in Richard III. vergleichen. Aber die Verse:

Und unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsterniß da

lassen selbst den Meeresgrund Shakspere's als ein lichtes Asyl erscheinen.

Und wie weiß Schiller überall die Kontinuität der Handlung zu wahren! Er hatte über die Technik dieser Sachen das feinste Bewußtsein. Wie straff seine Eingänge, wie rechtzeitig seine Schlüsse! Nie zu viel Körper zum Geiste, nie zu viel Charakteristik zur Handlung. Schon Viehoff hat hervorgehoben, wie nothwendig seine Schilderungen zum Ganzen gehören. Wie weiß er mit einem einzigen Beiwort, mit einem ehrenden Lobe aus dem Munde des Volkes diese Gestalten an unser Herz zu legen:

Des Ibykus! Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame.

Ich will nur noch auf einen Gesichtspunkt aufmerksam machen, welcher bisher nicht beachtet ist. Den Ring und die Kraniche griff Körner an, weil sie mehr Begriffe (Schicksal und Nemesis), als höhere menschliche Natur in Handlung darstellten. Humboldt und Goethe vertheidigten sie, ja letzterer hielt sie für eine die Poesie erweiternde Gattung. Er wollte sie nicht mit denjenigen Gedichten, welche abstrakte Gedanken symbolisiren, verwechselt wissen*). Im Ring des Polykrates ist

*) Goethe hatte sicher nicht, wie Viehoff meint, Schiller's Ideendichtungen bei diesem Seitenblick im Auge, in denen er ja alle poetischen Tugenden in schönster Ordnung beisammen fand. Vielmehr dachte er an Schlegel, Gries und Herder.

ein allgemein menſchliches Gefühl, daß eigenſinniges äußeres Glück ein gefährliches Geſchenk ſei, auf ſeiner geſchichtlichen Spitze dargeſtellt. Die Empfindung, welche man im Freunde des Polykrates wachſen ſieht, erklärt ſich zuletzt als religiöſe Anſchauung eines ganzen Zeitalters. Es iſt eine hiſtoriſche Ballade. Ebenſo ſind die Kraniche die Darſtellung einer hiſtoriſchen Idee. Alle Völker haben die Vorſtellung ſolcher Nemeſis, der Dichter ſucht ſie dort auf, wo ſie in voller Kraft erſcheint. Mag doch der Mörder, wie Schiller ausdrücklich will, gar nicht von dem Chor ergriffen ſein. Das iſt mir, geſtehe ich, auch niemals in den Sinn gekommen. Aber zu der Anſchauung einer waltenden Nemeſis in der Erſcheinung der Kraniche gehörte der Boden des Griechenthums, und wo wäre dieſer beſſer zu zeichnen, als im Eumenidenchor, wo ſich der religiöſe Volksgenius mit dem künſtleriſchen vermählt. Hiſtoriſche Charakterbilder aus der Zeit der Kreuzzüge ſind der Kampf mit dem Drachen, der gute Ritter Toggenburg, den wir uns nicht durch Guſtav Schwab verkümmern laſſen werden, und ein prächtiges Stück aus der galanten Ritterzeit iſt der Handſchuh. Die nadoweſſiſche Todtenklage, anfangs Nadoweſſiers Todtenlied (aus Thomas Carver's Reiſe durch Nordamerika), ſchließt ſich als nationales Charakterbild dieſer Reihe an.

Das Reiterlied aus Wallenſteins Lager muß als wildes Soldatenbild, nicht als Lied gefaßt werden. Es iſt ein vollgültiges Zeugniß, daß Schiller der kräftigeren, männlichen Liedesform wie kein Anderer mächtig war. Daß Schiller ſich in ſeinen Balladen vom muſikaliſchen Element entfernte, das wollen wir als einen Gewinn preiſen, nicht als einen Verluſt beklagen. Denn Schiller hat eben dadurch dem Worte ſeine Selbſtändigkeit für die Rezitation erobert und bei dem entſetzlichen Mangel einer würdigen und gebildeten Repräſentation unſerer herrlichen Sprache, einem Mangel, der ſich in Kirchen und Schulen, in Theatern und auf der Tribüne in wahrhaft ohrenzerreißenden Beweiſen kundgiebt, iſt es eine wiewohl außerhalb des innern Kunſtwerthes liegende, aber nicht genug zu ſchätzende Gabe, welche er in dieſen kleineren Ganzen der äſthetiſchen Sprechbildung geboten hat. Wer etwa den Taucher und die Glocke von einer Sophie Schröder hat leſen hören, der hat erſt neu erfahren, welche „lebende Geſtalt“ dieſe Dichtungen enthalten. Manchem Leſer ſind Schiller's Balladen blos deshalb verleidet, weil er

die Deklamationskünste seiner ehrenwerthen Mitschüler von Tertia nicht vergessen kann.

Für die außerordentliche Umwandlungskraft Schiller's könnten noch Gedichte, wie die Begegnung, das Geheimniß (1797), die Erwartung, an Emma, ihre melodische Stimme erheben, Beweise genug, daß es in seiner freien Macht stand, den Boden der Ideen zu verlassen oder zu betreten. Unnachahmlich in dem leichten freien Wurf seiner Epigramme, wie der Votivtafeln, ächter Goldkörner der gnomischen Poesie, welche mit Vischer gewiß als rechtmäßiges Gebiet der Dichtkunst anzuerkennen ist, hat Schiller alle seine Vorzüge wie zu einer edlen Gemeine zusammengerufen in seinem Liede vom Bürgerleben, in seiner Glocke.

Den ersten Gedanken dazu faßte er in Rudolstadt 1788. Er besuchte öfter die Glockengießerei, welche sich in der Nähe der Stadt befand und gewann von dem Gusse eine lebendige Anschauung. Aber erst 1797, beinahe zehn Jahre später, als das Feuer des Lebens die Erze der Sorgen und Erfahrungen, des Menschen Theil, das er so redlich auf sich nahm, zu neuem Glockengute gereinigt hatte, begann in seinem Gemüthe die Glocke zu werden. „Dieses Gedicht, schrieb er am 7. Juli an Goethe, liegt mir sehr am Herzen", aber er meinte zugleich, daß es ihn mehrere Wochen kosten werde. Er orientirte sich aus Krünitzens Encyklopädie über die Technik und entnahm daraus unter Anderm auch das Motto: vivos voco, mortuos plango, fulgura frango, Lebende ruf' ich, Gestorbne beklag' ich und Blitze zertheil' ich; es befindet sich auf der großen Glocke im Münster zu Schaffhausen. Aber bald unterbrachen Störungen, Krankheit und die Redaktion des Musen-Almanachs die Arbeit, er fand gerathener, sie noch ruhen zu lassen, und erst 1799 gegen Ende des September, nachdem ein Aufenthalt in Rudolstadt ihm alte Zeiten und das Bild des Glockengusses erneut hatte, ward das Gedicht, werth der langen Zeit, die es gekostet, vollendet. Es erschien im Musen-Almanach von 1800, dem letzten, welchen Schiller herausgab. Je mehr seine dramatischen Schöpfungen die Konzentrirung seiner Kräfte in einem Punkt forderten, um so widerwärtiger ward ihm die Sorge für literarische Unternehmungen, die ihn mit zwanzig bis dreißig Versemachern in Deutschland zu verhandeln zwangen. Er hatte die Horen schon 1798 eingehen lassen. Am 26. Januar 1798 benachrichtigte er den Freund, daß er das Todesurtheil der drei Göttinnen Eunomia, Dike und Irene

förmlich unterſchrieben. Cotta hatte für den Jahrgang 1797 nur eben die Koſten wieder herausbekommen. Der nach den Xenien erſchienene Muſen-Almanach machte nicht das erwartete Glück, und ſo warf er endlich auch dieſe Bürde von ſich, froh, wie er an Körner ſchrieb, fortan mit keinem ſchlechteren Poeten zu thun zu haben, als er ſelber ſei.

Der Glocke läßt ſich in der geſammten Poeſie nichts an die Seite ſtellen. Vielleicht keine Dichtung iſt ſo tief in unſer edleres Bürgerthum eingedrungen, iſt ſo ſehr eine poetiſche Verklärung unſres Städtelebens. Wie oft wird ſie mimiſch mit lebenden Bildern, mit Romberg's Muſik dargeſtellt! Bewundernswürdig ſind die Hauptmomente des Guſſes ſelbſt in die Worte des Meiſters eingewebt, und, wie eingänglich der ſinnlichen Vorſtellung, das merkt man erſt, wenn man ſich mühſam mit einem Kommentare die ganze Prozedur vergegenwärtigt. Hier iſt die Forderung der Rezenſion von Bürger's Gedichten noch in einem andern Sinne erfüllt, der Dichter iſt nicht mehr er ſelbſt, es iſt das Bürgerthum, welches aus ihm ſingt, des arbeitenden Menſchen Wohl und Weh, zu dem er ſeine Bruſt erweitert hat. Alles was dieſes Bürgerthum ziert, Frömmigkeit, Zucht, Fleiß, Ordnung, der Freiheit Schutz, des Hauſes Ehre, klingt voller oder leiſer an, die kommenden und gehenden Geſchlechter, die Gefahr des Elementes, der Revolution, Alles was ſich ungezwungen in den Geſichtskreis des fleißigen ruhigen Bürgers, des Meiſters drängt, und an ſein Werk anſchließt, iſt in eben ſo einfach kernigen Weiſen, als geſteigerten Schilderungen eingewebt. Von Schiller's geſammter Lyrik aber gilt, was er von der Glocke ſagt:

Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll ſie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners ſchweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme ſein von oben,
Wie der Geſtirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.

# VII.

## Wallenſtein.

Der moderne Dramatiker ſteht äußerlich in großem Nachtheil gegen die Alten. Keine Mythendichtung, kaum die Sage bereitet ihm ſeine Fabel zu. Er ſteht in großem Nachtheil gegen Shakſpere. Ihm fehlt Shakſpere's Theater, auf welchem der Brite ohne die Gräben und Verhacke der Dekorationen die größte Handlung raſch durch fünf Akte jagen konnte. Selbſt ſeine Zuſchauer engen ihn ein, ſie kommen zu ſeinem Vorhange mit einer Phantaſie, welche jede Illuſion unter die Kontrolle der proſaiſchen Natürlichkeit ſtellt.

Vor Allem treffen dieſe Nachtheile das hiſtoriſche Drama. Seine Baſis iſt das öffentliche Leben, ſeine Fabel unendlich verzettelt, ſein Stoff der unförmlichſte. Bei dem Fiesko traten ſolche Schwierigkeiten weniger hervor, denn dort fluthete die Handlung in dem engen Bette einer Stadt, und dieſe Stadt war zugleich der Staat. Ganz ungeheuer waren ſie beim Wallenſtein.

Der weitläuftigſte Schauplatz, die verwickeltſten Verhältniſſe, zahlreiche Parteien; zerſtreute, von Rom nach Paris, von Wien nach Stockholm und Prag hinfließende Fäden, aus denen der ganze Knoten der Bewegung geſchürzt war. Ein Held und ſeine Armee, zwiſchen zwei Mächten ſtehend, welche ſich beide der Darſtellung verſagten, denn der Kaiſer ſaß in ſeiner Burg zu Wien, die Proteſtanten zerſplitterten ſich in einzelne Kriegsführer, in einzelne Bekenntniſſe, Lutheraner, Reformirte. Noch ſchwieriger war darzuſtellen, was ſich der Darſtellung gewaltſam aufdrängte. Der Herrſcher zeichnet ſich allein durch die, welche er beherrſcht. Seine Größe iſt relativ. Je bunter, roher, zuſammengeſetzter, ungebundener die Armee, um ſo größer der Feldherr, der ſie zügelt.

Um die grandioſe Kraft Wallenſtein's zu vergegenwärtigen, ward die Vergegenwärtigung ſeiner Armee bis zum gemeinen Soldaten hinab nöthig. Denn die Maſſe der Soldaten iſt es, welche zuletzt den Ausſchlag giebt. Ja, dieſe Vergegenwärtigung ward unentbehrlich, da um die Treue dieſer Soldaten ſich zuletzt das Gelingen oder Mißlingen des Verbrechens drehte, welches der Dichter allein zum Angelpunkt ſeiner Fabel machen konnte. Aber wie dies Alles in jene „Hahnengrube, in dieſes O von Holz" packen,

„Mit vier bis fünf zerfetzten ſchnöden Klingen
Zu lächerlichem Balgen ſchlecht geordnet"?

So viel der Dichter im Laufe der Jahre an ſeinem Werke gethan hatte, ſo gewiß er war, daß es ſchon jetzt mehr Form und Zweck beſaß, als irgend eins ſeiner früheren Stücke, dennoch klagte er noch im November 1796 dem Dresdener Freunde, daß es formlos und endlos vor ihm daliege. Die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges hatte ihm zwar die Geſtalt ſeines Helden in großem, grobem Umriß geliefert, aber, um die Armee zu zeichnen, mußte er vor Allem das Kolorit der Zeit tiefer aus den Quellen ſchöpfen. Seine Karlsbader Reiſe hatte ihm zwar einen Blick in das ernſte Böhmerland und auf die Phyſiognomie der öſterreichiſchen Soldateska vergönnt, aber das Detail jener aus aller Herren Ländern zuſammengefloſſenen Heeresmaſſe mußte ſchließlich doch aus Büchern zuſammengeleſen werden. Schwerlich hätte irgend ein andrer Dichter andre Organe in ſich gefunden, um ſolchem Stoffe beizukommen. Und doch war dies noch immer die leichtere Arbeit. Schwerer war es, aus dem Charakter Wallenſtein's einen tragiſchen Helden zu machen. Ich ſetze voraus, daß meine Leſer es zufrieden ſind, wenn ich Schiller's dreißigjährigen Krieg nicht an dieſer Stelle ausſchreibe. Wir kennen ihn aus der Geſchichte, dieſen verwegenen Charakter:

Den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
Die Stütze und den Schrecken ſeines Kaiſers
Des Glückes abentheuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunſt emporgetragen,
Der Ehre höchſte Staffeln raſch erſtieg
Und, ungeſättigt immer weiter ſtrebend,
Der unbezähmten Ehrſucht Opfer fiel.

So war der Wallenſtein der Geſchichte. Ohne Frage, ſo wenig vielleicht Schiller ſich deſſen ſelbſt bewußt ward, ſo ſehr er die vollendetere Technik, mit der er ſein Werk angriff, für Kälte gegen ſeinen Helden hielt, ohne Frage reizte „der große Verbrecher“ und ſein blutiger Untergang den Dichter des Karl Moor auch diesmal zur Darſtellung, wie ihn der Verbrecher am Fiesko gereizt hatte. Behauptete doch ſeine Theorie der Tragödie, daß die furchtbare Freiheit des Böſewichts zu Gemälden der erhabenſten Sittlichkeit am geeignetſten ſei. Aber war Wallenſtein auch wirklich ein tragiſcher Verbrecher? Hatte er ein Recht auf unſer Intereſſe? War in ihm eine ſittliche Kraft verhüllt? ja nur eine erhabene Kraft vorhanden? War es nicht blos ſein brutales Glück, das ihn erhoben, ſeine brutale Rachſucht, die ihn zum Abfall reizte, und ein plumper Irrthum, ein eitles Vertrauen in ſeine Armee, ein blindes Ungefähr, das ihn ſtürzte? Karl Moor und Fiesko hatten allen Glanz der Jugend, den einen verſuchte ſeine zügelloſe Empfindung, den andern ſein Genie der Intrigue, beide der ſie umgebende faule Zuſtand. Der erſte ſpiegelte ſich ein Richteramt vor, der zweite ſchwankte wenigſtens nach der Freiheit hinüber. Wallenſtein war ein finſtrer, ein bejahrter, verſchloſſener Mann, kalt, grauſam ſelbſt in ſeiner Großmuth; ſein Sternenglaube, ſein feierlicher Ernſt machten ihn lächerlich. Guſtav Adolf ſagte: Der Kaiſer hat drei Generale; einen Pfaffen, das iſt Tilly; einen Narren, das iſt Wallenſtein; und einen braven Soldaten, das iſt Pappenheim.

Aber hatte Wallenſtein kein hiſtoriſches Recht? Hat doch ſelbſt Richard III. ein ſolches. Gewiß. Aber Richard III. iſt als Schlußſtein an eine Reihe von Stücken angefügt; Shakſpere ſtellt ihn dar als die Ausgeburt und Strafe ſchrecklicher Geſchlechter, blutiger Thaten. Hätte Schiller in einem Cyklus von Dramen die Schuld des Kaiſers, die Intriguen der Jeſuiten, den eigenſinnigen Haß zwiſchen Lutheranern und Reformirten, die Berufung Wallenſtein's zu Dienſten, welche Verbrechen ſind, ſeine Abſetzung erſchöpfen können, wie leicht wäre das hiſtoriſche Recht dieſer neuen Geißel Gottes zu erweiſen geweſen!

Das wollte Schiller nicht und war ohne Zweifel weiſer, als Tieck, welcher bedauerte, daß Schiller keinen Cyklus geſchrieben. Bei weitem weiſer! Denn die Schwierigkeiten wären ohne Shakſpere's Theater und Shakſpere's Zuſchauer bei jedem Drama dieſes Cyklus genau dieſelben

geweſen, wie bei Wallenſtein, und — wo war das Ende? Doch nicht im Weſtphäliſchen Frieden? Gute Nacht dann, Poeſie!

Daß wir über Tieck's Vorſchlag nicht den Faden verlieren. Hiſtoriſch berechtigt alſo konnte Schiller ſeinen Helden nicht machen. Aber war denn der hiſtoriſche Wallenſtein ohne alle ſittlichen Zwecke, welche ihr Recht durch ſich ſelbſt erklären? Solche Zwecke ſind wenigſtens nicht nachzuweiſen. Aber hatte er keine Leidenſchaften? Es giebt zwei Leidenſchaften, welche das Diadem ihrer Berechtigung leuchtend an der Stirne tragen. Romeo iſt der Held der einen, Brutus der andern. Durch Liebe und Freiheit hatte Schiller doch alle ſeine Helden an unſer Herz geknüpft. Auch dieſe mächtigen Fürſprecher fehlten dem hiſtoriſchen Wallenſtein, und mit allem dieſen ſo viel von Schiller's eigenſtem Weſen, daß es ihm ſchien, als hätte er nie einen Stoff mehr außer ſich gehalten. Nur bei zwei Geſtalten, bei Max und Thekla ſchien er ſich mit mehr als der Liebe des Künſtlers betheiligt. Und doch war er an den Wallenſtein gefeſſelt, war ihm durch einen Zeitraum von ſieben Jahren treu geblieben. War das eine weniger zärtliche Freundſchaft des Dichters für ſeinen Helden, als einſt jene für Don Carlos in den Bauerbacher Tagen? Gewiß nicht, und ſo gewiß Shakſpere ſeinen Richard mit nicht geringerer Liebe an ſeinem großen Herzen getragen, als den liebenswürdigen Romeo, ſo gewiß ſuchte Schiller aus derſelben Empfindung heraus unabläſſig nach Mitteln, ſein eignes Intereſſe für ſeinen Helden dem Zuſchauer mittheilen zu können. Er prüfte dieſen Charakter immer von Neuem. Ein Realiſt wie Wallenſtein, ſchien ſo wenig für die Tragödie tauglich, aber Schiller liebte ſelbſt im Realiſten Wallenſtein noch den Realiſten Goethe. Er unterſuchte Wallenſtein's Leidenſchaften. Ehrſucht und Rachbegier ſind kalt und erkältend, denn ſie ſind ganz egoiſtiſch; wir wollen die Hexen des Macbeth, die ſtärkſte Verſuchung bei dem erſten, die ſchwerſte Kränkung bei der letzten als Entſchuldigung ſehen. Selbſt die Eiferſucht iſt nicht eine ſo abſchreckende Egoiſtin, als Rache, denn ſie entbrennt an der Flamme der Liebe.

Ich habe in Obigem den weſentlichen Inhalt einer Reihe von Schiller's Briefen an Körner, Humboldt, Goethe mitgetheilt. Fragen wir nun: welchen Ausweg fand Schiller aus ſo vielen Schwierigkeiten? Und wie verwandelte er die difficulté vaincue in die kühne Linie äſthetiſcher Freiheit?

Schiller fand eine Eigenſchaft im hiſtoriſchen Wallenſtein, in welcher ein Problem von allgemeinſter Gültigkeit verſteckt lag, eine Aufgabe, bei weitem größer und tiefſinniger, als die Darſtellung einer Leidenſchaft jemals ſein kann. Wallenſtein iſt in Schiller's Geſchichte, und natürlich nur nach dieſer kann hier die Frage ſein, ein unbegreiflicher Zauberer. Er hat Alles zum Abfall vorbereitet, aber er zögert mit der Ausführung, bis Gallas (im Stücke ſpielt Piccolomini den größten Theil ſeiner Rolle) ihn vollſtändig mit dem Netze des kaiſerlichen Verdachtes umſtellt hat, Wallenſtein muß einen Schritt thun, den er vielleicht niemals thun wollte. Hier griff Schiller ſein Thema, die dunkle Totalidee, welche, wie er ſagt, ihm jedesmal bei der Konzeption eines Werkes aufdämmerte.

Er gab ſeinem Helden eine dämoniſche Luſt an ſeiner genialen Macht, an dem Vermögen, dem Kaiſer, wenn er wollte, ſchaden zu können. Auch ſein Wallenſtein zaudert, er wiegt ſich in den Träumen der böſen That, in der Wolluſt des Willens, im Rauſche der Macht. Es iſt ihm eine Genugthuung, Queſtenberg zu zeigen, was er vermöchte. Er unterhandelt mit dem Feinde, aber er hält ſich die Wege offen. Vorſichtig auf der einen Seite, giebt er „nichts Schriftliches von ſich", er verpflichtet ſich zu Nichts, er verlangt dagegen, daß ſich die Generale ihm unbedingt mit ihrer Handſchrift verpflichten, nur, damit er die Unterſchrift nöthigenfalls dem Schweden zeigen könne. Er will ſich in dieſer Schwebe halten, bis die Sterne ſprechen. Aber als die Sterne zur That winken, als er auch dieſer Beſtätigung ſeines auserwählten Looſes ſich mit grauenhafter Luſt freut, da ſind ſie bereits die Sterne der Nothwendigkeit. Wallenſtein's Pläne ruhten in den Händen von Menſchen, und Menſchen ſind keine Maſchinen. Sie ſtehen im Banne des Zufalls, der Pflicht, des Bedürfniſſes. Er, der die Menſchen nie geachtet, er, der ſie als Mittel zum Zweck behandelt hat, der teufliſch mit Buttler's Rachſucht gerechnet hat, um ihn für den Nothfall ſicher zu haben, muß erfahren, daß dieſe Mittel ſelbſt Zwecke, daß ſie Perſönlichkeiten ſind. Sein Unterhändler iſt gefangen, ſein Vertrauter ein treuer Diener, ein ſchlauthätiger Freund des Kaiſers. Zurück zum Kaiſer kann Wallenſtein nicht mehr, er muß vorwärts zur That und mit dem vollen Bewußtſein dieſes Zwanges, mit dem Bewußtſein, daß das, was er thut, ſein Unglück iſt, verbindet er ſich mit den Schweden. Die Handlung iſt der

reinſte äſthetiſche Beweis, daß eigentlich der böſe Wille die wahre Schuld, daß die That ſchon die ſtrafende, die unvermeidliche Folge des böſen Willens iſt. Fürwahr ein Satz von eben ſo erhabener Einfachheit, als ſittlicher Tiefe.*)

Und der Dichter hätte ſomit ſeine Tragödie nur geſchrieben, damit die Vernunft dieſen Satz gewinne? Damit ſie ihn in ihr Geſetzbuch ſchreibe? mit ihm ſchon den böſen Willen verdamme? Nimmermehr. Der Dichter iſt zwar, als Intelligenz, Vertreter der Vernunft, aber als Künſtler iſt er Vertreter der Natur. Als Künſtler ſtellt er ſeinen Schuldigen vor ein Gericht der Geſchwornen, welche vor Allen Menſchen ſind, Menſchen mit Herz und Sinnen, und indem er als Intelligenz ſeinen Zuſchauern ein Geſetz übergiebt, nach welchem ſie richten, ruft er als Künſtler mit allen Mitteln der Vertheidigung Empfindungen in ſeinen Zuſchauern auf, welche ihnen das Gericht unmöglich machen. Jener Vernunftthätigkeit wird er ſich kaum bewußt werden, denn ſie gehört ihm als Nichtkünſtler; während er ſchafft, wird er nichts ſo ſehr als den Künſtler in ſich empfinden, den Künſtler, welcher beſtrebt iſt, auf jede Weiſe für ſeinen Helden zu intereſſiren.**)

Dieſes Verfahren beobachtete Schiller bei ſeinem Wallenſtein. Es gab dafür zwei Wege. Schiller ſchlug ſie beide ein. Zuerſt: er idealiſirte ſeinen Helden. Die Rachbegier iſt bei Schiller's Wallenſtein faſt ganz in den Hintergrund getreten, er ſpielt den Gekränkten nur vor Queſtenberg. Der Ehrgeiz nimmt den edlen Flug ſittlicher, für jeden Deutſchen

---

*) Tieck, dram. Blätter, I, 63, hat dieſes Problem ſehr wohl erkannt, hält aber die Darſtellung einer ſolchen „Lehre" für eine zu beſchränkte Aufgabe für die Poeſie. Ein großer Irrthum Tieck's, der ihn zum Dramatiker ſchon allein untauglich gemacht hätte. Gerade dieſe feſte, klare, faſt alltägliche „Lehre", wie er es nennt, hält den auseinander fließenden Stoff ſo plaſtiſch zuſammen, daß das Kunſtwerk eben auch dadurch leicht verſtändlich geworden iſt. Das Gehaltvollſte, was je über Schiller's Wallenſtein geſchrieben iſt, findet der Leſer in den Charakteriſtiken von R. Hieke, Rötſcher's Jahrbücher, 1848, 1849.

**) Dieſe Betrachtung, die jedem Tieferblickenden einleuchten muß, iſt bei allen brieflichen Aeußerungen Schiller's und Goethe's ernſtlich in Erwägung zu ziehen, wo von ihrem künſtleriſchen Schaffen die Rede iſt.

herzgewinnender Zwecke: Friedland will Reichsfürst werden, aber, um das Reich zu schirmen:

„Es soll im Reiche keine fremde Macht
Mir Wurzel fassen, und am wenigsten
Die Gothen sollen's, diese Hungerleider,
Die nach dem Segen unsres deutschen Landes
Mit Neidesblicken raubbegierig schauen.

Schiller gab seinem Helden ferner nicht blos cäsarische Hoheit, sondern auch cäsarische Liebefähigkeit. An den Idealisten, den Jüngling, an Max fesselte er diesen großartigen Realisten. Er gab ihm noch eine andre Größe. Zur äußersten Totalität, deren der Realist (nach Schiller's Entwickelung an bekannter Stelle) fähig ist, ließ er, wie wir sehen werden, mit Hülfe Goethe's, ganz bewußt seinen Helden sich erheben. Der Realist bestimmt sich nicht aus seiner Freiheit, sondern aus seiner Natur, aus den Umständen. Aber er erhebt sich über diese Schranke, wenn er sich aus der Nothwendigkeit der ganzen Natur bestimmt. So ergriff Wallenstein, wenn auch in der Form des Wahns die Natur als großes lebendiges Ganze, in welches durch die Sterne auch seine eigene Natur geheimnißvoll mit eingewebt ist. Und von hier aus betrat Schiller den zweiten Weg, auf welchem der Künstler für seinen Helden plädiren kann. Er machte ihn blind. Wir sehen einen Blinden seine Wege suchen. Das ist immer ein erschütternder Anblick. Jeder innige Glaube, und wär' es ein Wahn, hat seinen Freibrief. Sein Glaube an die Sterne, an das Schicksal, umstrickt den Herzog, sein Glaube, der ihn doch wieder als ein so einziges Heidenthum über die dogmatische Enge der Zeit erhob, und worin ihm selbst ein Melanchthon nichts nachgegeben hatte. Dieser Glaube kettete ihn mit ebenso rührender als erschreckender Unerschütterlichkeit an Octavio, an seinen Verräther. Dazu seine Machtstellung, gezeichnet in der vergötternden Anhänglichkeit seines Heeres, in der Besorgniß Questenberg's, dazu die verführerische Gelegenheit, endlich die sichtbare Noth, die ihn zum Abfall drängt. So konnte Schiller von der Kunst sagen:

Sie sieht den Menschen in des Lebens Drang
Und wälzt die größre Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu*).

*) Der tiefe und leicht zu mißdeutende Sinn dieser Worte ist also nicht

Die Grundsäulen des gewaltigen Baues standen nach der eben geschilderten Operation aufgerichtet. Indem der Dichter vorzugsweise aus dem Innern des Helden, aus seinem Glauben und seinem Spiel „mit dem Teufel“ die Handlung hervorgehen ließ, hob er den Stoff aus den Banden des Geschichtlichen heraus und schuf ganz wie im Fiesko eine Charaktertragödie. Aber eine Charaktertragödie von allgemeinster Gültigkeit. An dem eigenthümlichsten Menschen wurde das Wesen der Menschheit dargestellt, in dem Individuellsten ein Symbol von durchgreifendster Bedeutung. Und von dieser Seite steht dieses einzige Meisterwerk mit seiner vollendeten geschichtlichen Färbung, seinem „Pulvergeruch“ und seinem Lager, als ein Universum da, wie Prometheus, Faust, Hamlet. Wir müssen es dem Dichter nachsehen, daß er hier die dramatische Form zersprengte. Wir müssen das Lager und die Zweitheilung in die Piccolomini und Wallenstein's Tod mit in den Kauf nehmen. Wenn sich auch durch eine geschickte Regie einige hundert Verse hinauswerfen lassen, in einen Theaterabend ist es niemals zu bannen, es steht als ein ewiges Wahrzeichen da, daß es mit der Entwickelung unser äußern Bühne noch nicht am Ende ist und daß, wo große Gegenstände verlangt werden, diese wiederum größere Mittel verlangen. Aber man sollte an jedem Schillerfeste einmal die drei Stücke mit angemessenen Pausen hinter einander aufführen.

Eine Würdigung dieser Tragödie auf wenigen Blättern zu versuchen, würde mich ein wahrer Frevel dünken. Das Lager hat keine dramatische Handlung, aber konnte sich die Armee anders, als in diesem lässigen Lagergeplauder auf eine naive Weise darstellen? Carlyle hat trefflich hervorgehoben, wie jeder Soldat der Spiegel seines Regimentschefs ist. Die herrliche Realistik in den ersten

---

etwa: die Tragödie stellt einen Helden so dar, daß er schuldlos ins Unglück stürzt oder daß das Schicksal mehr als er selber an seinem Falle Schuld ist. Vielmehr: wenn das moralische Gesetz die Tendenz hat, die rohe unvermittelte That allein dem Willen des Menschen aufzubürden, so hat die Kunst die Tendenz, als Vertreterin der Natur so viel Schuld als möglich, womöglich alle Schuld von dem Helden auf die Umstände, seine Anlage, einen äußern Zwang abzuwälzen. Aus dem Zusammenfluß dieser beiden Tendenzen im Dichter aber entsteht eben die höhere Wahrheit der Tragödie, von welcher er selbst oft nicht einmal ein Bewußtsein hat.

Scenen der Piccolomini, in der Tafelſcene, die bewundernswürdige Weisheit in der Scene mit Wrangel hat ſchon Tieck gerühmt, und doch, ſo ſehr ich ſelbſt gerade dieſe Scenen in ihrem edlen Roſt der Hiſtorie als Shakſpere's Beſtem ebenbürtig preiſe, hätten dieſe Scenen das Werk volksthümlich machen können? Nach meinen Erfahrungen bezweifle ich das. Auch iſt der hereinleuchtende Idealismus, der erhöhte Ton, das Pathos, ſelbſt oft das nackte dürre Ausſprechen des Grundgedankens vielleicht gerade das einzige Mittel geweſen, der Organiſation des Werkes Klarheit und jene Höhe zu geben, in der es, mit Ariſtoteles zu reden, philoſophiſcher als die Geſchichte wurde. Ich darf nicht auf die Charakteriſtik eingehen. Wo wäre da ein Aufhören? In der Geſchichte ſpielt Wallenſtein dem Illo jenen Streich mit dem Grafentitel ohne alle Folgen. Wie trefflich hat der Dichter dieſen Zug benutzt! Wallenſtein ſpekulirt auf Buttler's Rachſucht, um ihn an ſich zu feſſeln. Und eben dieſe Rachſucht wird ſeine Mörderin. Darin iſt jene Konſequenz des tragiſchen Gerichts, mit welcher Laertes an dem Stoß des vergifteten Rapiers verendet: „meine Argliſt hat ſich auf mich gewandt.“ Und dieſer Staatsmann Octavio, dieſer maulfertige Slave Terzky, dieſer Schwede Wrangel, wie umgiebt alle dieſe Figuren ein gewiſſer Glanz der Weltbühne! Wo hatte der Dichter dieſe Politiker hergenommen? dieſen ächten Geſandtſchaftsmenſchen, Queſtenberg? Und jener Buttler, der Fataliſt iſt, wenn es eine Unthat gilt und auf ſeinen Willen ſtolz, wenn ſein Stolz beleidigt wird, er, der Wallenſtein im Kleinen, welch eine volle körnige Geſtalt! Trefflich hat Hieke nachgewieſen, daß, vielleicht gegen die Meinung des Dichters und durchaus gegen die Meinung Tiecks, Max und Thekla, die ächten Idealiſten der ſchönen Jugend, im Sturm der Konflikte nur verzweifeln können und in der Verzweiflung die Pflicht verletzen, welcher ſie ihre Neigung zum Opfer brachten. In Thekla aber iſt eben ein ſolches Gegentheil des kategoriſchen Imperatives dargeſtellt, wie Schiller es im ächten Chriſtenthum fand, wo die Pflicht zur Neigung geworden iſt. Die Engländer haben dieſen Charakter vollkommen verſtanden und gewürdigt. Hier iſt jene höchſte Gattung des Tragiſchen im kleineren Kreiſe erfüllt, welche Schiller in ſeiner Theorie als ſolche aufgeſtellt hatte. Ich kann auch den Schluß des Dramas nicht mit Tieck unbefriedigend finden. Jede andre Befriedigung wäre hier klein und gewaltſam geweſen. Und es iſt eine wahrhaft

ſtaunenswerthe Weisheit des Künſtlers, daß er, je machtloſer, je ärmer und einſamer Wallenſtein wird, den Helden mit lauter ganz gewöhnlichen Naturen umgiebt, ja, daß ſeine Mörder die ganz gemeine nackte Proſa des Bedürfniſſes vorſtellen. Denn ſie iſt der Tod aller wahren Größe, und gegen ſolche Menſchen wie Gordon, Illo, Terzky, umſtrahlt den fürſtlichen Mann bei ſeinem Fall noch einmal ein verklärendes Licht der Berechtigung, welches dieſen Fall nur um ſo erſchütternder wirken läßt.

Ich will nun in wenigen Strichen die äußere Geſchichte, die allmähliche Entſtehung des Wallenſtein und dann ſein Geſchick auf der Bühne zeichnen. Ich habe gelegentlich die Zeitpunkte berührt, in welchen das Süjet den Dichter beſchäftigte. Im Oktober 1796 wartete er noch auf eine gewaltige Hand, die ihn hineinwürfe. Und ſie kam. Noch während er am Plane arbeitete, denn von dem bereits ausgeführten konnte er faſt nichts brauchen, gerieth er aufs Neue in die Ausführung. Er beſtimmte ſich, die Armee in einem Prolog zu zeichnen. Für das Stück ſelbſt entſtand die alte Formfrage wieder, ob Vers ob Proſa. Er fragte die Freunde um Rath, Körner ſprach mit richtigem Blick für den Jambus, Humboldt für die Proſa und Schiller folgte dem letzteren. Er hatte den Freunden das Verſprechen abgenommen, jede fragmentariſche Mittheilung, auch wenn er dazu verſucht ſein könnte, ſtandhaft abzulehnen. Aber ſchon im Dezember ſchrieb Goethe an Heinrich Meyer, daß die Entſtehung dieſes Werkes höchſt merkwürdig ſei und was er davon kenne, viel Gutes hoffen laſſe. Im April wurde zur beſſeren Ueberſicht ein großes Scenarium entworfen. Beſondre Studien erforderte das aſtrologiſche Element. Hier mußte Körner helfen. Dieſer unermüdliche Freund exzerpirte fleißig einige Scharteken der Dresdner Bibliothek und Schiller lernte unter anderm von ihm, daß „der Himmel in zwölf Häuſer von gleicher Größe nach der Richtung, wie der Meridian den Horizont durchſchneide, eingetheilt werde“ und daß in den Ecken dieſer Häuſer die wahre Weisheit zu finden ſei. Schiller ſelbſt hatte einige tolle Produkte aus dieſem Fache in die Hand bekommen, ſo ein lateiniſches Geſpräch, aus dem Hebräiſchen überſetzt, zwiſchen einer Sophia und einem Philo über die Liebe, worin die halbe Mythologie in Verbindung mit der Aſtrologie vorgetragen wird. Begreiflich, daß Schiller aus ſolchen Quellen keinen rechten Ernſt zu der „aſtrologiſchen Fratze“ gewann.

Zwischendurch gab ihm die Lektüre des Sophokles, namentlich der Trachinierinnen und des Philoktet einen Leitstern, dessen er auf dem Ozean dieses historischen Stoffes vor allen Sternen bedurfte, nämlich die Lehre, daß Alles beim Drama auf die Erfindung der Fabel ankomme, eine Lehre, die er Anfang Mai in Aristoteles Poetik dahin theoretisch bestätigt fand, daß in der Tragödie die Verknüpfung der Begebenheiten die Hauptsache sei. Er freute sich, daß er diesen „Höllenrichter" schlechter Dramatiker nicht früher gelesen, da er nun schon aus einer Fülle von Erfahrungen und Grundbegriffen heraus dieser ganz empirischen Theorie entgegenkam. Er stimmte wie Lessing, in allen Stücken mit Aristoteles überein und ließ die „scheinbaren Widersprüche" sich nicht anfechten.

Im Mai 1797 theilte er Körner das Reiterlied, in demselben Monat Goethe, im Juni Körner den Prolog (das Lager) mit, und wünschte von letzterem zu wissen, wie es auf einen tüchtigen Soldaten, wie Thielmann, wirke. Goethe rieth zu einem Cyklus im Tieck'schen Sinne. Nun kamen die Balladen dem Drama in den Weg, Goethe nahm Abschied auf lange Zeit und reiste über Frankfurt, Stuttgart nach der Schweiz, zum unaussprechlichen Bedauern des Freundes. Im Oktober begann Schiller die dramatische Arbeit wieder. Er verwandelte jetzt seine Prosa in Jamben, und begriff kaum, daß er nicht gleich den Vers gewählt habe. Man sollte, schrieb er an Goethe, Alles, was sich über das Gemeine erheben soll, anfangs in Versen konzipiren. Ein Satz, den Goethe noch überbot, indem er sagte, alles Poetische sollte rhythmisch behandelt werden. Aber der Vers trieb auch hier zunächst ins Breite und der erste Akt war fast so lang geworden, als Goethe's Iphigenia. Im November kehrte Goethe, durch die politischen Zustände in Italien abgeschreckt, nach Weimar zurück, nachdem die längere Entfernung beiden Freunden den Werth ihrer Verbindung nur fühlbarer gemacht hatte. Die Krankheitstage, welche Schiller's Arbeit unterbrachen, zähle ich nicht mehr auf. Schlaflosigkeit, Krämpfe, Asthma, — jeden Tag glücklicher Schöpferkraft mußte er mit mehreren Tagen des Leidens erkaufen.

Zu Anfang des Jahres 1798 fehlten am zweiten Akt nur noch einige Scenen. Schon kamen Anfragen von den Theatern. Mit Hamburg, Berlin, Frankfurt wurde verhandelt. Die Berliner Bühne, an

welcher Iffland seit dem November 1796 als Direktor fungirte, erbot sich zu jedem beliebigen Honorar, wenn Schiller noch vor dem Drucke das Manuskript überlassen wolle. Im August las Schiller dem Freunde die beiden letzten Akte vor, so weit sie vollendet waren und stärkte sich an dessen Zustimmung. Aber Goethe mußte mit einem Blicke erkennen, daß das Werk für einen Theaterabend zu lang sei. Und so wurden im September nach manchen Konferenzen, zu denen Schiller persönlich nach Weimar ging, die fünf Akte in zwei Stücke abgetheilt. Der Prolog, (das Lager) sollte als Lustspiel voraufgehen, die Piccolomini, welche damals noch zwei Akte von Wallenstein's Tod umfaßten, den Knoten knüpfen, das dritte Stück die tragischen Folgen geben.

Goethe wünschte das Lager zur Eröffnung der theatralischen Wintervorstellungen und des durch den Baumeister Thouret renovirten Theatergebäudes aufzuführen. Zu diesem Behufe mußte das Stückchen beträchtlich erweitert werden. Goethe versuchte selber zu helfen, bekannte aber, daß er nichts beizusteuern vermöge*). Er übersandte Schiller indessen einen Band von Abraham a Sancta Clara's Schriften: „Reimb dich oder ich Liß dich" und besonders aus einem Traktat in demselben: „Auff! auff ihr Christen! das ist: Eine bewegliche Anfrischung der Christlichen Waffen wider den türkischen Blut-Egel" ist die Kapuzinerpredigt entstanden.

Am 18. Oktober 1798 wurde das Stück gegeben. Das Theater war überfüllt, die Zuschauer waren durch den festlichen Raum und eine lebhafte Ouvertüre heiter gestimmt, ein Prolog, von Vohs im Kostüme des Max gesprochen, weihte nicht nur den erneuten Schauplatz, sondern eine neue Aera des deutschen Dramas ein. Es hieß darin:

„Denn nur der große Gegenstand vermag . . .
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen.
Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

*) Goethe hat in der That nichts daran gedichtet, als ein Soldatenlied, welches Schiller um ein paar Strophen vermehrte, es ward beim Aufziehen des Vorhangs gesungen. Später blieb es fort. Hoffmeister Suppl. III. S. 215 ff. Und außerdem die beiden Verse:

„Ein Hauptmann, den ein Andrer erstach
Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach."

Und jetzt, an des Jahrhunderts ernstem Ende
Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn
Und um der Menschheit große Gegenstände
Um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen,
Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne,
Auch höhern Flug versuchen, ja sie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen."

Weihrauch spielte den Wachtmeister, Leißring und Hayde die Jäger, Genast den Kapuziner, Bohs den Kürassier. Die Schauspieler sprachen die gereimten Verse mit einer Leichtigkeit, als ob die Zeiten von Hans Sachs und Jakob Ayrer zurückgekehrt wären. Das Publikum ergötzte sich, die große Masse, meint Schiller, staunte und gaffte „das neue dramatische Monstrum" an, einige, unter diesen Karoline von Wolzogen, wurden wunderbar von dem Stücke ergriffen. Der Wallone erschien ihr, wie eine beinahe Homerische Gestalt, die das Edle des neuern Kriegslebens plastisch darstellte.*)

Schiller konnte mit erneutem Muthe an die Theatralisirung der beiden andern Theile gehen. Er hatte sich verpflichtet, beide Stücke zu Anfang des Jahres 1799 für die Aufführung herzustellen. Er hielt Wort, aber es kostete ihn die angestrengteste Arbeit. Iffland quälte und trieb ganz entsetzlich, Schlaflosigkeiten stellten sich zur unrechtesten Zeit ein. Aber Schiller konnte durch seinen Willen mehr als Andre. Zu Anfang Dezember warfen sich, nach Ueberwindung mancher andern Schwierigkeiten, noch besondre Bedenken über das astrologische Motiv auf. Schiller hatte dasselbe bisher nicht recht ernsthaft behandeln können. Er fand das astrologische Zimmer, in welchem das spectrum astrologicum vor den Augen des Zuschauers gemacht wurde, trocken, leer und unverständlich. Er suchte aus fünf verschlungenen oder im Kreise gestellten Buchstaben eine andre Art von abergläubischer Fratze zu ge-

*) Goethe schrieb in der Allgemeinen Zeitung von Posselt Relationen der Aufführung, um sie „Böttiger aus den Zähnen zu reißen." Knebel schreibt darüber an Böttiger: „Haben Sie die Anzeige von Schiller's Wallenstein in der Allg. Zeit. gemacht? Sie ist recht gut und das Stück hat dadurch Interesse für mich erhalten." Das Reiterlied war von Cotta's Kompagnon Zahn komponirt, alle andern Kompositionen hatte Schiller verworfen.

winnen. Er fragte Goethe um Rath, und dieser war, wiewohl anfangs durch Schiller's Ausführung der neuen Scene, in welcher ein fünffaches M das Orakel giebt, ebenfalls bestochen, nach einiger Ueberlegung für das astrologische Motiv, welches Schiller mit richtigem Instinkt zuerst gewählt hatte. Während Goethe zu gestehen pflegte, daß Schiller ihm seine Träume auslege, erklärte er diesmal Schiller's instinktiven Einfall aus seiner eigensten Natur heraus, indem er meinte, daß der Sternenglaube auf dem Gefühl eines ungeheuren Weltganzen beruhe, und daß dieses Gefühl nicht einmal Aberglaube, sondern so „leiblich und läßlich sei, als irgend ein Glaube." Schiller war für diese Aufklärung unsäglich dankbar, aber ein solcher Ernst, den keine Mühe bleicht, verzögerte die Vollendung immer aufs Neue. Iffland schlug ein weiteres Hinausschieben der Aufführung auf einen pekuniären Verlust von 2000 Thalern an. Der Dichter nahm gegen Weihnachten alle seine Kraft zusammen, stellte am 24. Dezember drei Kopisten an und mit Ausnahme der astrologischen Scene kam das Werk zu Stande. Die Piccolomini gingen an Iffland ab. „So ist, schrieb Schiller, schwerlich ein heiliger Abend auf dreißig Meilen in die Runde verbracht worden, so gehetzt nämlich und so qualvoll über der Angst, nicht fertig zu werden." Auch Goethe erhielt nun das Bühnenmanuskript, aber Schiller nahm es öfter zurück, um zu ändern und Verse hinauszuwerfen, so daß zuletzt folgender Mahnbrief bei ihm einsprang:

> Ueberbringer dieses stellt ein Detachement Husaren vor, das Ordre hat, sich der Piccolomini's, Vater und Sohn, wie es gehen will, zu bemächtigen, und wenn es derselben nicht habhaft werden kann, sie wenigstens stückweise einzulösen ꝛc.
>
> Weimar, 27. Dezember 1798.
>
> Melpomenische zum Wallenstein'schen Unwesen gnädigst verordnete Kommission.
>
> Goethe und Krms.

Am 4. Januar reiste Schiller zu längerem Aufenthalte mit seiner Familie nach Weimar, um eine erträgliche Darstellung der Piccolomini zu bewirken. Goethe hatte im Schlosse eine bequeme Wohnung für ihn einrichten lassen. Der Verkehr mit der Gesellschaft that dem Kranken wohl, er besuchte sogar die Redoute, war bei Hofe, und lebte wieder einmal „wie ein ordentlicher Mensch." Goethe bemühte sich um die

Aufführung aufs eifrigſte. Die Koſtüms wurden ſo hiſtoriſch wie möglich gehalten. Hut, Stiefel, Wamms, aus einer alten Rüſtkammer, gaben das ächthiſtoriſche Vorbild der Soldatenkoſtüme, für „die Perücke“ Queſtenberg's entdeckte Goethe zu ſeiner größten Freude das Original auf einem eiſernen Ofen im Jenaer Schloſſe, der die Jahreszahl von Wallenſtein's Abfall mit den unvergleichlichſten Figuren aus jener Zeit trug.

Die Leſeproben lehrten, daß es trotz der bereits vorangegangenen Vorſtellung des Don Carlos nicht leicht ſei, den Vers wieder einzuführen. Unter dieſen Zurüſtungen war der Geburtstag der Herzogin, der 30. Januar herangekommen. Aus Jena und Erfurt ſtrömten Fremde herbei, mit dem Hauptwunſch, Schiller zu ſehen. Schröder hatte Luſt gezeigt, den Wallenſtein zu übernehmen, im Prologe vom vorigen Jahr ward ein Sturm auf ſeinen Ehrgeiz gemacht, allein theatermüde wie er war, zog er es vor, ſeine Zuſage zurück zu nehmen. So ward denn Graff zu der Hauptrolle eingeſchult, Karoline Jagemann, ſeit 1796 von Mannheim her hier engagirt, war in ihrer idealen Erſcheinung ganz Wallenſtein's ſtarkes Mädchen, den Octavio gab Schall mittelmäßig, in der Rolle der Herzogin trat Amalie Malcolmi, ſpätere Madame Wolf, eine ganz junge Schauſpielerin, als ſeltenes Talent hervor. Vohs erntete als Max Beifall, war aber zu weich. Schiller fügte zu dem Mahle im 2. Akt noch einige Flaſchen Champagner hinzu, die er ſelbſt unter dem Mantel auf das Theater trug. Beinahe hätten ſie Unheil angerichtet; denn da Vohs, aufgeregt vom lebhaften Spiel, ſchnell einige Gläſer hinunterſtürzte, bekam er den Anflug eines Räuſchchens, ſo daß es gut war, daß der Akt ſchloß und er Zeit gewann, ſich wieder zu ſammeln. Die Vorſtellung leiſtete Alles, was mit dieſem Perſonal möglich war. Der Herzog ſandte am andern Morgen eine ausführliche Kritik derſelben an Goethe, beſchenkte Graff und Vohs, und Schiller belobte Graff in einem Billet. Uebrigens wurde das Stück nicht von Allen nach Verdienſt gewürdigt.*)

Der dritte Theil des Wallenſtein ging im März raſch von der

*) Karoline Herder ſchreibt an Knebel: „Die Piccolomini's ſind am 30. Januar mit großem Beifall aufgeführt worden, die ſuperben Kleidungen (Alles in Atlas) der damaligen Zeit haben dem hiſtoriſchen Stück ihren einzigen und ſeltnen Glanz verliehen.“

Hand. Die an Goethe mitgetheilten Akte las dieſer, wie er ſchrieb, mit wahrem Antheil und inniger Rührung. Er ſowohl wie Meyer konnten im Leſen keine Pauſe machen. Am 10. April ging Schiller abermals zur Vorſtellung des dritten Stückes nach Weimar. Sie hatte den glänzendſten Erfolg. Die Dichtung riß auch die Unempfindlichſten mit fort, es war darüber nur eine Stimme und in den nächſten acht Tagen ward von nichts Anderem geſprochen. Konnte die Weimariſche Aufführung nur als eine Theaterprobe für die übrigen Bühnen und die Bühne der Zukunft angeſehen werden, ſo zeigte ſich dagegen die volle Gewalt der kerndeutſchen Dichtung in Städten und Zeiten, wo die Kräfte von Perſonal und Publikum ihr gewachſen waren. Die Piccolomini's waren am 18. Februar in Berlin gegeben. Die erſte Vorſtellung dauerte vier Stunden. Sie konnte unmöglich mit dem Effekt eines geſchloſſenen Ganzen wirken*), aber ſie machte nach unbefangenen Zeugniſſen erſtaunliche Senſation. Iffland war ein trefflicher Octavio, Mattauſch als Max hatte zu wenig Ruhe und wie ein Kritiker ſagt: „keine Religion der Gefühle", aber das Fleck'ſche Ehepaar ſpielte meiſterhaft. Hier traf Schiller's reiner Kunſtſtyl auf die volle, natürliche Darſtellungskraft, welche ihm offenbar bei dem Gedanken vorgeſchwebt hatte, daß Schröder den Wallenſtein ſpielen müſſe. Madame Fleck hatte, wie ein Kritiker ſagt: „alle Lieblichkeit Thekla's und die feſte Beſtimmtheit ihrer ſchönen Stimme beſchrieb eben ſo ſiegreich den feinen Verſtand, als den hohen Sinn der Tochter Wallenſtein's. Die wahrhaft große Beſonnenheit, welche Thekla trotz dem heftigen Wollen ihres Herzens behält, ohne daß ſie ihr die geringſte Anſtrengung verurſacht, lag in ihrer Heiterkeit vor uns. An der Darſtellerin erſchien Alles, wie eine ſchöne Gabe der Natur, ganz wie es bei der Dargeſtellten der Fall iſt (!!)" **). Von Fleck

*) Madame Unger ſchreibt darüber an Meyer aus Bramſtedt: „Iffland verherrlicht die Rolle des älteren Piccolomini und ſagt die Jamben meiſterhaft, welches den andern Herrſchaften nicht ſo recht gelingen will, ſelbſt Fleck als Wallenſtein nicht ausgenommen, der bald zu viel, bald zu wenig ſkandirt. Das Stück ſpielt unter mehr als getheiltem Beifall mit aller Pracht des Aeußern bis nach zehn Uhr; und man kommt überladen von anſtrengendem Genuß und unbefriedigt mit dem Schluß, der die Geſchichte nicht endet, an Leib und Seele zerſchellt, zur Heimath zurück." Dieſe Stimme kann als Echo von Friedrich Schlegel, Reichardt und andren ihrer Freunde angeſehen werden.

**) Jahrbücher der Preuß. Monarchie. Märzheft 1799, S. 396, und Mai

ſagt derſelbe Kritiker, daß er oft den Vers opferte, aber ſeine Deklamation von einer „faſt ſchreckenden Wahrheit war“, und daß er namentlich „die Zweifelſucht des Helden trefflich darſtellte.“ Seine Leiſtung ſteigerte ſich noch bei der Aufführung von Wallenſtein's Tod am 17. Mai 1799. Die Schilderung, welche Tieck an verſchiedenen Stellen von Fleck's Wallenſtein entwirft, werden dem Leſer eine Charakteriſtik der Rolle nach derjenigen Seite, welche Tieck ſo ſehr zu ſehen fähig war, erſetzen. „So wie er auftrat, erzählt Tieck, war es dem Zuſchauer, als gehe eine unſichtbare, ſchützende Macht mit ihm; in jedem Worte berief ſich der tiefſinnige ſtolze Mann auf eine überirdiſche Herrlichkeit, die ihm nur allein zu Theil geworden war; ſo ſprach er ernſthaft und wahr nur zu ſich ſelbſt, zu jedem andern ließ er ſich herab und ſchaute auch während des Geſprächs mit jenem in ſeine Träume hinein. So fühlte man, daß der Feldherr wie in einem großen ſchauerlichen Wahnſinn lebe, und ſo oft er die Stimme erhob, um wirklich über Sterne und ihre Wirkung zu ſprechen, erfaßte den Zuhörer ein geheimnißvolles Grauen, denn gerade dieſe ſcheinbare Weisheit ſtand mit der Wirklichkeit in zu grellem Kontraſt. Bei der bekannten Erzählung ſeines Traumes verlor ſich ſein gewaltiges Auge mit einer vertraulichen Luſt in das Grauen der unſichtbaren Welt, ein unheimliches Lächeln triumphirte mit der Unfehlbarkeit des Zutreffens ſeiner Träume und Ahnungen, die Worte floſſen faſt mechaniſch, nur wie laut gedacht, über die Lippen, als ſei es überflüſſig noch auszuſprechen, daß der Reiter des Schecken verloren ſein mußte. Und kaum hatte Illo die Worte geſagt: das war ein Zufall, als mit den Worten:

„es giebt keinen Zufall
Und was uns blindes Ungefähr nur dünkt,
Gerade das ſteigt aus den tiefſten Quellen;

die ganze Rieſengröße ſeines Sternenglaubens ſich aufrichtete. Wie aus unmittelbarſter Offenbarung ſprach er:

„Verſiegelt hab ich's und verbrieft, daß er
Mein guter Engel iſt“,

und ſchloß dann wie verletzt und geſtört in höheren Anſchauungen:

„und nun kein Wort mehr“!

1799, S. 135, letztre Rezenſion iſt mit M. unterzeichnet, vielleicht von Meyer aus Bramſtedt geſchrieben. Sie iſt ſehr ausführlich.

Eben ſo ergreifend war Fleck in den Scenen, wo der Schmerz den ſtarken Mann anfaßt. Wenn er in höchſter Seelenbedrängniß ſagte:

„Max bleibe bei mir! — Geh nicht von mir Max"!

ſo war in dieſem milden, faſt gebrochenen Ton, ſo viel Geſchichte der ganzen innern Seele, ſo viel Poeſie in den wenigen Worten, daß hier wirklich kein Dichter, auch der große nicht, den großen Schauſpieler erreichen kann".

Der Erfolg des Wallenſtein war in jeder Beziehung für den Dichter ermuthigend. Iffland zahlte für die Stücke, das Lager führte er ſeltſamer Weiſe erſt November 1803 auf, 60 Friedrichsd'or; als das Werk im folgenden Jahre bei Cotta erſchien, wurden in kurzer Zeit 3500 Exemplare abgeſetzt, nach drei Monaten kam eine zweite, im Jahre 1801, trotz mehrerer Nachdrücke, eine dritte, 1803, 1804, 1805 je eine folgende Auflage. Es erſchien in franzöſiſcher Bearbeitung von Benj. Constant de Rebeque. Amsterdam 1809. Genève, Paschond 1809, in franzöſiſcher Ueberſetzung von F. Lefrançois. Paris et Strasb. 1832. In England hat Carlyle das Werk gewürdigt, Coleridge die Piccolomini und den Tod überſetzt (1800). Beide Stücke finden ſich auch in Coleridge's poetical and dramatic works. London, 1837.

Auch fürſtliche Huld ward dem Dichter zu Theil. Der König und die Königin von Preußen wollten den Wallenſtein ausdrücklich zum erſten Mal in Weimar ſpielen ſehen. Als ſie im Juli eintrafen, wurde das Stück gegeben, Schiller ward der Königin Luiſe vorgeſtellt und erzählte nachher, wie geiſt- und gefühlvoll ſie in den Sinn ſeiner Dichtungen eingegangen ſei. Die Herzogin Luiſe von Weimar beſchenkte Schiller's Frau mit einem ſilbernen Kaffeeſervice und ſo, ſchrieb er an Körner, „haben ſich die Muſen diesmal gut aufgeführt".

# Zehntes Buch.

## Der Dramatiker.

1799 bis 1805.

# I.

## Maria Stuart.

Schiller war durch den Erfolg des kühnſten Verſuches in ſeiner Bahn beſtätigt. Er beſchloß, die nächſten ſechs Jahre ausſchließlich dem Drama zu widmen. Es waren die letzten ſeines Lebens. Eine erhabene Ungeduld ergriff nun dieſen hohen Geiſt und trieb ihn von Schöpfung zu Schöpfung. Jedes Jahr zierte er mit einem Meiſterwerk. Wenn das eine ſich der Vollendung nahte, bangte er vor dem Augenblick, der ihm ſeine Freiheit zurückgab, und hatte keine Ruhe, als bis ihn die unruhigen Sorgen einer neuen Arbeit umfingen.

Es giebt kein höheres Glück, ſagt Goethe, als eine große Maſſe zu organiſiren. Wer will es nicht begreifen, daß der Verfaſſer des Wallenſtein von ſeinen Balladen, von der Lyrik mit Geringſchätzung ſprach! Daß aber auch das Gefühl einer unendlichen Leere ihn faſt erdrückte, als dieſe Maſſe von ihm abgewälzt war, daß er ſpäter äußerte, er würde bei reiferer Erfahrung nie jenes Sujet gewählt haben. Geſegnet ſei die glückliche Blindheit, der wir alſo das Drama verdanken. Aber ſo herzlich ſatt Schiller der Herrſcher, Helden, Soldaten war, ſo ſehr ſeine Neigung zu einem frei phantaſirten, einem leidenſchaftlichen Stoffe drängte, dem geſchichtlichen Boden und den daraus entſpringenden Schranken entfloh er auch mit ſeiner neuen Wahl nicht. Zu einer einfacheren Handlung mit wenigen Perſonen mahnte die reale Bühne und Goethe's Stimme, noch mehr die Geſetzmäßigkeit von Schiller's Natur, welche, an Ariſtoteles neuerdings durch die Lektüre einiger Stücke des Corneille und der Leſſing'ſchen Dramaturgie erinnert, „auf die beſte Benutzung der tragiſchen Form“ hinarbeitete. Schiller's Spruch über Leſſing mag über dem Eingang der neuen Arbeit ſtehen.

„Es iſt doch keine Frage, daß Leſſing unter allen Deutſchen ſeiner Zeit über das, was die Kunſt betrifft, am klarſten geweſen, am ſchärfſten und liberalſten gedacht und das Weſentliche, worauf es ankommt, am unverrücktеſten ins Auge gefaßt hat. Lieſt man nur ihn, ſo möchte man wirklich glauben, daß die gute Zeit des deutſchen Geſchmacks ſchon vorbei ſei, denn wie wenig Urtheile, die jetzt über die Kunſt gefällt werden, können ſich an die ſeinigen ſtellen.“ Sollte ſolch ein Wort diejenigen, welche ſoviel von Schiller's falſcher Theorie und falſcher Praxis zu erzählen wiſſen, nicht ein wenig ſtutzig machen?

Als Schiller dieſe Worte ſchrieb, am 4. Juni 1799, begann er „mit Luſt und Freude“ die Ausführung eines dramatiſchen Plans, der ſich ihm, nach ſechswöchentlichem Schwanken, als höchſt tauglich zu der Euripideiſchen Methode empfohlen hatte, welche in der vollſtändigſten Darſtellung des Zuſtandes beſtehe.

Es war die Maria Stuart. Wie wir wiſſen, eine alte Liebe. Schon in Bauerbach ſahen wir ihn mit dem Süjet beſchäftigt. Und ohne Zweifel hatte er es demſelben Geſchichtsſchreiber entnommen, welcher ihm für ſeinen Fiesko als Mitquelle gedient hatte. Vergleicht man Robertſon's Geſchichte von Schottland, Buch VI. VII. ff. in den betreffenden Partien mit dem erſten Akt von Schiller's Maria, ſo gewinnt Reinwald's Mittheilung, daß dieſer erſte Akt bereits in Bauerbach entworfen war, eben ſo hohe Wahrſcheinlichkeit, wie die Annahme, daß er mit dem Robertſon in der Hand entworfen war. So wenig rathſam es iſt, bei zwei Dichtern, welche denſelben Stoff benutzt haben, aus ähnlichen Reden ihrer beiderſeitigen Perſonen zu ſchließen, daß der eine Dichter vom andern etwas entlehnt habe, ſo ſicher iſt anzunehmen, daß der Dramatiker einen Geſchichtsſchreiber benutzt habe, deſſen Reflexionen ſich in dem Munde der dramatiſchen Perſonen wiederfinden. Ich habe Hume's history of England, Rapin de Thoryas, histoire d'Angleterre und Robertſon verglichen. Nur bei dem letztern finden ſich unter Andern folgende Reflexionen: „Wenn das Zeugniß Babington's und ſeiner Genoſſen ſo klar war, warum ſchonte Eliſabeth ihr Leben nicht für wenige Wochen und konfrontirte ſie mit der Maria?“ Und: „Naue und Curl waren beide am Leben, warum erſchienen ſie nicht zu Fotheringhay — warum ward die Königin auf Treu und Glauben derer verurtheilt, welche die Treue verrathen hatten?“ Der Leſer wird ſich der

faſt wörtlich gleichen Stellen aus der Rolle Maria's erinnern. Eine Briefſtelle belehrt uns ferner, daß Schiller den Rapin beſonders zur Schilderung des Lokalen und der juriſtiſchen Formen brauchbar fand. Daß er Hume's damals unendlich verbreitete Geſchichte benutzt hat, glaube ich aus der Behandlung des Verhältniſſes zwiſchen Maria und Melvil ſchließen zu können. Das Abendmahl, die prieſterlichen Weihen ſind ganz Schiller's Erfindung und wahrlich eine geniale Erfindung. Aber bei Hume ſpielt folgende rührende Scene, welche bei keinem andern der gangbaren Hiſtoriker ſo ergreifend ausgemalt iſt. Maria geht durch eine Halle hindurch zum Blutgerüſte. In dieſer Halle ſieht ſie ihren alten Hausmeiſter ſtehen, er wirft ſich ihr zu Füßen und bricht in Klagen, in Thränen aus. Maria tröſtet ihn aufs liebreichſte und edelſte, und „das Antlitz bethaut mit Thränen" ſagt ſie ihm mit einem Kuſſe Lebewohl. Endlich erfahren wir von Schiller ſelbſt, daß er auch eine Regierungsgeſchichte der Königin Eliſabeth und das Leben der Maria Stuart geleſen, welches Genz in ſeinem hiſtoriſchen Kalender nach dem Muſter von Schiller's hiſtoriſchen Aufſätzen geſchrieben hatte.

Der Leſer mag es für ſehr gleichgültig halten, ob wir die Quellen eines Dramas kennen, oder nicht, und er hat im Grunde vollkommen Recht. Zum Verſtändniß eines Kunſtwerks darf dergleichen gar nicht beitragen, ſoll es auch hier nicht. Aber es iſt ſo großes Geſchrei darüber erhoben, daß Schiller hier ganz von der Geſchichte abgewichen ſei. Von welcher Geſchichte? Von der, wie wir ſie kennen? aus Mignet? oder von der, wie er ſie kannte? Doch wohl nur von letzterer kann hier die Rede ſein. Und nun leſe man Robertſon, Hume, Rapin, Genz, man kann behaupten die erſten und beſten der Schriftſteller, welche bis damals dieſen Gegenſtand behandelt. Man wird mit Achtung, mit Bewunderung auf Eliſabeth's Regierungsantritt verweilen, und die Weisheit, auch ſelbſt wo ſie Komödie ſpielt, die Feſtigkeit, mit der ſie die Zügel der Herrſchaft hält, rühmen müſſen; aber man wird zuletzt im Prozeß der Maria ihre Heuchelei abſcheulich finden. Man wird auf der andern Seite Maria, die junge, ſchöne, im leicht verzeihenden Glauben erwachſene, die Wittwe, die aus dem milden Frankreich, aus einem üppigen Hofe nach dem freudeloſen Norden getrieben ward, bedauern, wenn Knox ſie mit ſeinen Predigten bis zu Thränen quält, man wird Darnley verabſcheuen, wenn er Rizzio in ihrer Gegenwart auf die brutalſte Weiſe,

mit Hülfe ſeiner rohen Freunde, ermordet, man wird ihren Racheſchwur begreiflich finden, ihren Haß gegen Darnley, man wird ihre Anſtiftung ſeiner Ermordung verdammen, und nachdem man mit ſchauderndem Intereſſe ihr verwirktes Geſchick verfolgt hat, bis wo ſie nach England flieht, bis wo ſie durch ihre Nähe, ihren Reiz und ihren Geiſt, durch ihre Freunde und Bewerber der Eliſabeth verhaßt geworden iſt, wird man zuletzt mit Erſchütterung den tiefen Fall von ſo viel Größe und Schönheit leſen, wenn dieſe Unglückliche, nach neunzehnjähriger Gefangenſchaft, ergraut, kränkelnd, nicht etwa mit der beſtialiſchen Stumpfheit verhärteter Verbrecher, ſondern mit der weichſten Empfindung, mit dem klarſten Sinn, mit einer heroiſchen Standhaftigkeit, zum Schaffot geht. Dies iſt die natürliche Empfindung der Hiſtoriker und ohne Zweifel auch Schiller's Empfindung geweſen. Und daraus iſt ſein Drama erwachſen, ein Gemälde der Leidenſchaft, geſpannt in den Rahmen der Geſchichte. Seine Charaktere ſind ſo geſchichtlich, wie Leſſing ſie nur gewünſcht, ſeine Zwiſchenhandlungen nicht freier erfunden, als Leſſing ſie erlaubt hätte, der hiſtoriſche Hintergrund, das Weſen der ſchottiſchen und engliſchen Antipathie, das Weſen des Katholizismus und Proteſtantismus iſt mit einer erſtaunlichen Kunſt, beide Bekenntniſſe ſind mit hoher Gerechtigkeit in ihrer Schranke, in ihrem Adel gezeichnet. Denn Paulet, der treue Pflichtmenſch, der Unterthan, und Shrewsbury haben den beſſern Geiſt des Proteſtantismus empfangen, ſo wie Melvil, der Unterthan, den beſſern Geiſt des Katholizismus. Es iſt ein wahrhaft herrlicher Zug, daß Melvil die Königin Maria abſolvirt und an Paulet's Gewiſſenhaftigkeit der Mordanſchlag der proteſtantiſchen Eliſabeth ſcheitert. Im Volke ſucht Schiller die Wahrheit der Bekenntniſſe und das Gewiſſen; auf den Höhen die Leidenſchaft und die Politik. Doch ich will auf dieſen leiſeren Umriſſen, aus deren Halbdunkel eine ganze Welt von geſchichtlicher Wahrheit an der Wiege der Reformation, auf der Höhe der römiſchen Kirchenmacht aufdämmert, nicht verweilen. Es liegt ja alles das ſo auf der Hand, daß man es greifen kann, jeſuitiſcher Fanatismus auf der einen, ſtaatskluge Heuchelei auf der andern Seite. Schiller hatte ein Bewußtſein von dieſem hiſtoriſchen Charakter ſeiner Arbeit. Er ſchrieb an Goethe, er habe den Stoff auch hiſtoriſch etwas reicher behandelt und Motive aufgenommen, die den nachdenkenden und inſtruir-

ten Leſer freuen könnten, die aber bei der Vorſtellung nicht nöthig ſeien.

Im gewöhnlichen Sinne ungeſchichtlich, das heißt, faktiſch unwahr und frei erfunden iſt Mortimer's Perſon, Leiceſter's Rolle, Shrewsbury's vermittelndes Auftreten, wiewohl von Hume ſeine Milde gegen Maria erwähnt wird.

Schiller nimmt die Aufrichtigkeit von Frankreichs Einmiſchung an, Rapin bezweifelt ſie. Daß Aubespine das Königreich nach dem Mordanfall verlaſſen muß, lieſt man nur bei Hume. Der Heirathsantrag des Königs von Frankreich iſt unhiſtoriſch ins Jahr 1587 geſetzt. Eben ſo hat die Begegnung der Königinnen nie ſtattgefunden; ob Eliſabeth Maria's Brief geleſen, laſſen die Hiſtoriker zweifelhaft, Schiller macht daraus ein treffliches Motiv.

In Betreff der Aufnahme des hiſtoriſchen Stoffes hat Julian Schmidt dem Dichter vorgeworfen, daß er der katholiſchen Königin das Intereſſe zugewandt, dagegen das nationale und proteſtantiſche Element bei Eliſabeth habe zurücktreten laſſen. Es ſei das eine „ungerechte Unparteilichkeit", erkläre ſich indeſſen aus der artiſtiſchen Bildung, welche den Schein über das Weſen ſetze.

Ich glaube gern, daß Julian Schmidt ein ſo guter dogmatiſcher und parteiiſcher Proteſtant iſt, wie Schiller und Goethe niemals waren, aber er iſt in Sachen Schiller's ein unglücklicher Kritiker. Schiller war wirklich zu ſehr der Wahrheit ergeben, zu groß, um den äußerſt feinen und ſchwierigen Begriff einer ungerechten Unparteilichkeit und gerechten Parteilichkeit in ſein ſittliches Bewußtſein zu verarbeiten. Er war eine durch und durch ehrliche Natur und ſeine eigentliche Lebensaufgabe war, nicht den Schein über das Weſen zu ſetzen, ſondern durch den Schein das Weſen darzuſtellen. Die Tragödie ward ihm recht eigentlich das Mittel dazu. Eine unerbittliche Gerechtigkeit, das zarteſte Pflichtgefühl, das ſtrengſte Gewiſſen zeichnet ſeine Dramen vom erſten bis zum letzten aus. Ich beneide den nicht um ſeine ſittliche Bildung, welcher verlangt, der Dichter ſolle in der Tragödie eine Vorliebe für ein Bekenntniß auf Koſten der Unparteilichkeit zeigen und den nicht um ſeine äſthetiſche Bildung, welcher verlangt, daß Schiller der Maria Stuart gegenüber die Eliſabeth zur tragiſchen Heldin hätte machen ſollen. Shakſpere war nie ein ſchlechterer Dichter, als da, wo

er im Heinrich VI. den Franzoſen gegenüber den enragirten Engländer ſpielt, denn man begreift nicht, wie dieſe Hanswurſte von Franzoſen mit der liderlichen Pucelle den Engländern gefährlich werden können.

Der Proteſtantismus hat ſeine Berechtigung vor dem verfälſchten Chriſtenthum. Der proteſtantiſche Menſch hat keine Berechtigung vor dem katholiſchen Menſchen. Die letzte Aufgabe des Tragikers iſt aber nicht den Proteſtantismus, ſondern den Menſchen im Verhältniß zur höchſten Sittlichkeit darzuſtellen, und Shakſpere behandelt den Bruder Lorenzo eben ſo wohl mit Liebe, als er den hartherzigen Prieſter im fünften Akt des Hamlet durch Laertes an das, was menſchlich iſt, erinnern läßt. Daß Eliſabeth den Proteſtantismus herſtellte, war weiſe, daß ſie in Uebereinſtimmung mit dem Volkswillen regierte, war groß, daß ſie die Jungfrau ſpielte, während alle Welt von ihren Kindern ſprach, war lächerlich, daß ſie die Maria dem Willen des Parlaments opferte, mag politiſch noch ſehr zu rechtfertigen ſein, die Art, wie ſie es that, war nach den unſerm Dichter bekannten Hiſtorikern, das Betragen einer feigen, ausgelernten Heuchlerin*). Abgeſehen davon, daß Heuchler immer äſthetiſch häßlich ſind, daß weder in ihr noch in Burleigh ohne die grenzenloſeſte Geſchichtsverdrehung ein ſolches Betragen aus einem einfachen proteſtantiſchen Fanatismus abzuleiten war, welch' eine Zurüſtung hätte es gekoſtet, einen ſo elenden Preis, wie die Darſtellung dieſer politiſchen Nothwendigkeit iſt, zu erringen! Da hätte der Sohn der Maria, der bezeichnete Thronfolger, welcher als Proteſtant die Bürgſchaft einer beſſern Zukunft gab, welcher zugleich ein Hauptmotiv des Spieles war, wie Eliſabeth es nachher mit Daviſon trieb, erſcheinen müſſen und das engliſche Volk und wie vieles Andere! Und immer hätte der Dichter nicht den gehäſſigen Eindruck verwiſchen können, den die Handlungsweiſe der Königin auf jeden unverfälſchten Sinn machen muß. Kurz, Eliſabeth iſt weder die Hauptfigur in Schiller's Tragödie, noch konnte ſie es in dieſem Akte ihres Lebens jemals werden. Es

*) Nach Rapin's Darſtellung ließ ſie das unterzeichnete Urtheil ſieben Tage in Daviſon's Händen, zeigte ſich nachher entrüſtet, daß es vollſtreckt war, und ließ Daviſon in den Tower werfen. Auch ihr Mordanſchlag auf Maria's Leben wird von Rapin und Hume berichtet.

war der glücklichſte Takt, daß Schiller ſie ins feinkomiſche zeichnete, und ſo den Widerſpruch zwiſchen ihrer unnatürlichen Stellung und ihrer Weibernatur als eine Art von Entſchuldigung für die ſchwächlichen Waffen darbot, welche ſie zur Vernichtung ihrer Gegnerin brauchte. Wir ertragen an dem Weib Eliſabeth, was wir an der Herrſcherin nie ertragen hätten. Die Scene zwiſchen Eliſabeth und Mortimer wird aus dieſem Geſichtspunkt jedem unbefangenen Leſer nothwendig erſcheinen.

Es wird mehr Freude im Himmel ſein über einen Sünder, welcher Buße thut, denn über neun und neunzig Gerechte. Das iſt ein chriſtlicher Ausſpruch. Hätte Schiller die Maria ſchuldlos gezeichnet, ſo würde ihm eine abſichtliche Verklärung dieſer Perſönlichkeit, aber immer noch nicht des Katholizismus Schuld gegeben werden können. Aber er zeichnet eine große Verbrecherin. Wenn wir an dieſes Verbrechen nicht glauben, weil es nicht vor unſern Augen paſſirt, ſo können wir dem Dichter gar nichts glauben. Im Bewußtſein der Maria lebt dieſe Schuld, das iſt die Hauptſache, und wenn uns ein vernünftiger Menſch unter ſolchen Umſtänden wie hier, verſichert, er ſei ein Mörder, ſo glauben wir ihm, wie wir es Macbeth glauben, auch wenn wir die That nicht ſehen. Unſer ſittliches Urtheil ſagt: dieſe Frau hat ihr Leben, ihre Krone verwirkt, denn wer mordet, darf Mörder nicht richten. Dieſes Urtheil erſtickt faſt das individuelle Mitgefühl für ihre Perſon. Das hat Schiller gewollt, um das reinſte äſthetiſche, das reinſte Rechtsurtheil im Hörer ſprechen zu laſſen. Maria erträgt die Vorwürfe Paulets über ihr Verbrechen mit Geduld, ſie fühlt, das ſind verdiente Vorwürfe. Aber man will ſie für Verbrechen ſtrafen, welche ſie, nach Schiller's Quellen, nicht begangen hat und durch Richter richten, welche nach dem Geſetz nicht die ihrigen ſind. Eine kleine Natur würde das ſofort als eine verdiente Strafe mit Demuth aufnehmen; wie ja auch eine gewiſſe Richtung des Proteſtantismus verlangt, daß wir alles Unglück als Strafe anſehen ſollen. Aber Maria will auf dieſe Weiſe nicht geſtraft ſein, ſie verlangt, ſtatt des Scheins von Recht, lieber die offne Gewalt, ſie will in ſich nicht die freie Perſönlichkeit, ſie will in ihrem Prozeß nicht das Recht mißbraucht ſehen. Ein ſolches Auftreten erweckt unſre Achtung ſelbſt für den Verbrecher. Der Dichter intereſſirt uns für die Sache des Rechts und im höchſten Grade für die Ent-

wickelung dieſer Sache, aber auch die Verbrecherin zwingt uns das Gefühl ab, daß in dieſem ſchwachen Gefäß eine urſprünglich edle und hohe Natur vorhanden war. Wir erfahren zugleich aus dem Geſpräch zwiſchen Burleigh und Paulet, wie ſehr Maria's jetzige Sache im Recht iſt.

In ſolcher Lage mußte Maria, nach moraliſchem Urtheil, jeden Rettungsverſuch ablehnen, zumal der Verdacht des Einverſtändniſſes mit Babington und Norfolk auf ihr ruhte, ſie mußte jedes Gefühl der Leidenſchaft, des Haſſes von ſich weiſen. Sie hatte als Mörderin kein Recht mehr ans Leben. Aber die Kraft der Perſönlichkeit iſt in der Regel und auch bei ihr an eine ſtarke Sinnlichkeit gefeſſelt. Das Lebensgefühl berauſcht ſie mit neuer Hoffnung, und wie ſie jauchzend, außer ſich, in durſtigen Zügen die freie, die himmliſche Luft trinkt, da trinkt ſie auch den Haß und die Leidenſchaft mit ein und in dem Augenblick, der über eine edlere Wendung, eine Herſtellung des Rechts entſcheiden konnte, geſteht ſie:

„Nichts lebt in mir in dieſem Augenblick,
Als meiner Leiden brennendes Gefühl.
In blut'gen Haß gewendet wider ſie
Iſt mir das Herz, es fliehen alle gute
Gedanken und die Schlangenhaare ſchüttelnd
Umſtehen mich die finſtern Höllengeiſter."

Dieſe Worte heben mit grellem Licht das frühere Verbrechen in unſer Bewußtſein. Furchtbar iſt der Ausbruch der Leidenſchaft, der nun folgt, der Triumph, mit dem ſie jubelt, daß ſie der Feindin das Meſſer ins Herz geſtoßen. Er iſt die Folge der unbändigen Stimmung, des neu erwachten Haſſes, vor welchem in der Scene mit Eliſabeth die Schwerbeladene ſich ſo ſehr zu bewahren hatte. Eine ernſte Lehre warlich für den, der daraus lernen will, eine Lehre, welche der zart gewiſſenhafte Dichter ſo oft verkündet: daß es das unbewachte Herz iſt, welches zum wilden Unmaß, zum Verderben führt. Aber in derſelben Scene, wo wir moraliſch Marien verdammen, erſcheint uns dieſe hervorbrechende Natur, die lieber das Leben hinwirft, als Unwürdiges duldet, äſthetiſch ſo furchtbar groß, wie Romeo, wenn er den Merkutio am Herzblute Tybalt's rächt. Wir freuen uns an dieſer Kraft der Perſönlichkeit, welche ſich ſelbſt und ihr ſinnliches Wohl vergeſſen kann, und

wir werden, indem Maria zuletzt den rechtlich unverdienten Tod als einen moraliſch verdienten anerkennt, und ihn ſtandhaft leidet, ihr unſer Mitleid nicht verſagen können, ſo ſehr die Erfüllung der ſittlichen Ordnung unſerer Vernunft gemäß iſt.

Eine ungemeine Weisheit war es vom Dichter, daß er in dieſer letzten Scene einen Zug vermied, welcher ſich bei Hume findet und jeden Stümper verleitet hätte. Maria erfährt, daß ſie zum Wohle des Proteſtantismus ſterbe. „Wohl, ſagt ſie, ſo ſterb' ich als Märtyrerin meiner Kirche.“ Schiller wollte ſolchen angelogenen Heroismus nicht und wie er am Schluſſe des Egmont in ſeiner Bearbeitung das Wort: „ich ſterbe für die Freiheit“! in „ich ſterbe für das Vaterland“ verwandelte, ſo gab er auch hier der Heldin keinen falſchen Heiligenſchein. Ihr iſt die Religion Troſt in Schuld und Leiden, ſie hält ächt weiblich ihren Glauben für den allein ſeligmachenden, ihre Beichte iſt ſo ernſt wie ſie bei dieſer Natur nur ſein kann, aber Märtyrerin iſt ſie nicht.

Doch genug der Dramaturgie. „Wüßten es nur die allezeit fertigen Urtheiler und leichtfertigen Dilettanten, was es koſtet, ein ordentliches Werk zu erzeugen!“ So ſchreibt Schiller im Beginn der Arbeit. Freilich die vollendete Leichtigkeit ſeiner Schöpfung läßt es nicht ahnen. Aber der Biograph darf daran erinnern. Wo bliebe ſonſt die Lebensgeſchichte?

Schiller freute ſich nicht wenig, als er im erſten Akt den poetiſchen Kampf mit dem hiſtoriſchen Stoffe überwunden, den ganzen Prozeß mit dem Perſonal von 42 Richtern auf die Seite gebracht und das Beil über dem Haupt ſeiner Heldin erhoben hatte. Der Stoff gewann an tragiſcher Qualität, man ſah die Kataſtrophe in den erſten Scenen drohen und indem die Handlung ſich von dem gefürchteten Schlage wegzubegeben ſchien, wurde ſie ihr nur näher geführt. Dieſe Ironie in der Bewegung der tragiſchen Handlung iſt eine vorzügliche Eigenſchaft derſelben, ſie hebt durch die ſcheinbare Vermeidlichkeit der Strafe die Unvermeidlichkeit ſchließlich in ihrer ganzen erhabenen Macht heraus. Aber wenn Schiller auf ſolche Art an Vereinfachung und Schnellkraft der Form gewann, er konnte immer die Darlegung des Gerichtsverfahrens nicht umgehen. Burleigh ſpricht deshalb im weſentlichen aus, was die Richter in der Geſchichte ſagen. Maria hatte die Kompetenz des Gerichtshofs beſtritten. Hatton hatte ſie durch die Bemerkung, daß ſie durch

Vermeidung des Gerichts den Verdacht der Schuld nur vermehre, zu einer vorübergehenden Anerkennung deſſelben überliſtet, einer Anerkennung, welche Karl der Erſte in gleichem Fall ſo ſtandhaft verweigerte. Aber Maria war ein Weib, ohne Rath, ohne Beiſtand. Alles dies erfahren wir bei Schiller in den lebendigſten Geſprächen. Er konnte ſich mit dieſer Expoſition zufrieden geben.

Schiller hatte wieder ſeinen Garten bezogen. Die Einſamkeit, da auch Goethe abweſend war, förderte die Arbeit, am 26. Auguſt war der zweite Akt vollendet. Anfang September unterbrach ihn die Sorge für den Almanach und eine Reiſe nach Rudolſtadt. Er war bei der Scene angelangt, in welcher Eliſabeth und Maria ſich begegnen. Er hielt ſie für moraliſch unmöglich, das heißt, auch wenn ſie faktiſch möglich geweſen wäre, ſo hätte Eliſabeth ſich nie zu einer Unterredung aus freien Stücken bequemt, und hätte der Zufall ſie herbeigeführt, hätte ſie es ſchwerlich zu einer Ergießung kommen laſſen. Aber wie natürlich hat Schiller dieſe Scene eingeleitet, wie meiſterhaft durchgeführt! Goedeke hat Recht, daß von dem Gipfel dieſer Scene, von dieſer Verzückung der Leidenſchaft, dieſem unbändigen Triumph der Rache aus der Anfang der Scene zu ſtudiren iſt. Ja vielmehr die ganze Rolle der Maria muß von hier aus geſchaffen werden. Hier liegt Schiller's Auffaſſung, daß ſie „nur heftige Paſſionen erfahre und errege, daß er ſie immer als phyſiſche Natur halten wolle", aufs klarſte zu Tage.

Schiller ward vielfach an der ſtetigen Fortführung ſeines Dramas gehindert. Davon nachher. Erſt zu Ende des März 1800 waren die vier erſten Akte vollendet. Wie wir ſehen werden, wohnte er damals bereits in Weimar und dachte lebhaft an die Aufführung. Er hatte der Jagemann die etwas gehäſſige Rolle der Eliſabeth zugedacht und um ſie dafür zu gewinnen, wünſchte er ihr das Stück vorzuleſen. Die Vorleſung mag billig als eine erſte Repräſentation erzählt werden. Schiller lud die Geſellſchaft zu 5 Uhr Nachmittags ein, unterhielt ſie aufs artigſte bis Tiſche, die Tafel dauerte bis 11 Uhr, wobei einige Flaſchen Konſtanziawein, das Geſchenk eines Buchhändlers, geleert wurden und auf das Gedeihen des fünften Aktes ſtieß man barmherzig an. Dann begann die Vorleſung, Schiller las ſtehend, zuweilen auf einem Stuhl knieend, nicht was man eigentlich ſchön und kunſtgerecht nennt, namentlich mit etwas hohlem Organ, aber mit Begeiſterung, Feuer, ohne Ma-

nier und Uebertreibung, ſo daß er auch als Vorleſer genügte und die Zuhörer hinriß. Die Geſellſchaft trennte ſich erſt gegen Morgen. Die Jagemann war zur Uebernahme der Rolle gern bereit.

Zum letzten Akte meinte Schiller noch einer beſondern Stimmung zu bedürfen. Er pflegte wohl im Scherze zu ſagen, er wünſche, daß ein Potentat ihm Gefährliches zutraue und ihn einige Monate lang auf eine Bergveſte mit ſchöner Ausſicht einſperre, natürlich mit der nöthigen Freiheit und einigem Komfort. Dann ſollten Werke ſo recht aus einem Guſſe entſtehen. Eine ſolche Gunſt gewährte ihm Karl Auguſt. Etwa zwei Stunden von Weimar liegt in tiefer bergiger Waldeinſamkeit mit mächtigen Bäumen und friſchem Raſen Schloß Ettersburg. Dort hinaus zog Schiller im Mai mit ſeinem Bedienten und vollendete, während die Rollen der erſten vier Akte ſchon ausgetheilt waren, den fünften. Dann ging er nach Weimar zurück, dirigirte die Proben und am 14. Juni ſchritt Maria Stuart über die Scene. Die Burſche waren in Schaaren von Jena herübergewandert. Die Wirkung, erzählt ein damaliger Student, Heinrich Schmidt, war im Ganzen eine außerordentliche. Nach ſeinem Berichte und der Erzählung im Weimariſchen Buchdrucker-Album wurde die Abendmahlſcene bei der erſten Aufführung wirklich gegeben. Es hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß eine Kommunion auf dem Theater vorgeſtellt werden ſollte, man war in Aufregung darüber, Goethe ſelbſt ſchreibt an Schiller, ihm ſei nicht ganz wohl bei der Sache und er werde erſucht, den Umſtand zu umgehen. Aber Schiller ſcheint ihn von der Harmloſigkeit des Unternehmens überzeugt zu haben. Die Scene erregte indeß eine ängſtliche Aufregung und blieb in der Folge fort*). Die Vorſtellung ging, wenn auch in einzelnen Partien mangelhaft, doch rund von Statten. Madame Bohs war ſchön genug für die Maria, wenn nur dunkle Augen und ein ſchwärmeriſcher Blick und ein artiges Weibchen, wie ſie Schiller nennt, die Rolle allein machen könnten. Sie war in der Haderſcene nur eine demüthig wimmernde Frau. Bohs war ein lebhafter Mortimer, aber in ſeiner Natürlichkeit vergaß er Publikum und Rolle, und zog, ſeine Frau feſt an ſich preſſend, Maria Stuart in Wahrheit hinter die

*) Die günſtige Aeußerung Herder's über die Abendmahlſcene bei Hinrichs, II., 143 ſtammt aus dem Lügenbuch von Oemler, Schiller der Mann ꝛc. S. 91.

Kuliſſen. Bei ſolcher Natürlichkeit konnte es denn doch dem Dichter gelegentlich bange werden, und Goethe hatte ein Recht, Kreideſtriche zu ziehen. Karoline Jagemann ſoll ſelbſt der Heuchelei eine gewiſſe Nothwendigkeit gegeben haben und niemals gemein erſchienen, die junge Malcolmi als Kennedy, Graff als Shrewsbury ſollen vortrefflich geweſen ſein. Am 8. Januar 1801 ward Maria Stuart zum erſten Mal in Berlin gegeben. Die Unzelmann ſpielte die Titelrolle im September deſſelben Jahres in Weimar, mit Zartheit und großem Verſtande, ihre Deklamation war ſchön und ſinnvoll, nur hätte ihr Schiller mehr Schwung und einen mehr tragiſchen Styl gewünſcht. Ohne Zweifel würde Schiller mit der Rachel, wie ſie in ihrer beſten Zeit in Paris die Rolle gab, und mit der Riſtori mehr als zufrieden geweſen ſein. Man muß natürlich die franzöſiſche Tragödie, wie Humboldt mit Recht ſagt, an Ort und Stelle, auf dem Grunde der Nationalmanier ſehen, um die Manier auf der Bühne motivirt zu finden. An Auffaſſung, Konſequenz, an Leidenſchaft, konnte die Rachel nicht übertroffen werden. Dieſes dumpf wallende Meer von Haß vor der Zankſcene brandete zuletzt in furchtbaren und doch majeſtätiſchen Wogen dahin: der Ton und Ausdruck ſtieg allmählich bis an die Grenze todesmuthiger Racheluſt, man glaubte ein Dolch müſſe blitzen, und eine einzige Gebärde ſtellte das königliche Weib wieder her, welche ſich an der Wirkung ihrer Worte erſättigte. Schiller's Maria hat auch in Deutſchland treffliche Darſtellerinnen gefunden und wird, ohne daß wir es blos erlauben, ſeinen Platz unter den volksthümlichen Stücken behaupten, welche zugleich klaſſiſche Vollendung haben. Es iſt in faſt alle Sprachen überſetzt, die Stael hat es analyſirt und es begreiflicher Weiſe unter allen deutſchen Schauſpielen das rührendſte und planmäßigſte genannt. In England, wo bereits Banks den Stoff behandelt hatte, konnte, wenn man Carlyle's und Bulwer's Urtheil als maßgebend nimmt, das Stück wegen der Auffaſſung der Eliſabeth nicht durchgreifen. Das wird uns nicht irre machen. Denn wir wollen die Verdienſte der geſchichtlichen Eliſabeth nicht im Theater ſtudiren. Indeſſen erſchien 1801 in Tübingen eine engliſche Ueberſetzung und neuerdings in London eine von Salvin bei Longmann. Von franzöſiſchen Ueberſetzungen ſind mir fünf bekannt geworden. Ins Italieniſche ward es 1829 von Eduige de Battisti di S. Giorgio übertragen. Bei Cotta erſchienen 1801 zwei Auflagen,

1802 die dritte. Durch die Unabhängigkeit vom konfessionellen Standpunkt, welche Schiller für die Tragödie in Anspruch nahm, wurde er in Wahrheit der Dichter des ganzen deutschen Volks.

Als die Aufführung der Maria statt fand, wohnte Schiller schon mehrere Monate in Weimar. Er hatte es längst empfunden, daß er in Jena in absoluter Einsamkeit lebe, daß ihm theatralische Anschauungen unbedingt nöthig seien. Schon im Frühjahr 1799 hatte der Herzog den Wunsch geäußert, Schiller möge öfter und auf längere Zeit nach Weimar kommen. Wie gern hätte der Dichter das gethan! Hätte seine äußere Lage es nur gestattet! Zwar war er seit Ostern 1798 Professor ordinarius honorarius *), aber ohne die Gehaltserhöhung, welche ihm seit fünf Jahren vom Herzog zugesichert war. Andre Ehren, deren er sich erfreute, waren nicht minder kahle Ehren. Im Frühjahr 1797 wurde er mit einem großen prächtigen Pergamentbogen aus Stockholm überrascht. Als er das Diplom mit dem wächsernen Siegel aufschlug, glaubte er, es müsse wenigstens eine Pension herausspringen, am Ende war's nur eine Ernennung zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Im März 1798 erschien ein andres Diplom, sogar direkt aus dem Todtenreiche. Das Dekret seines französischen Bürgerrechts hatte bis jetzt in Straßburg gelegen, da Niemand errieth, wer mit dem Monsieur Gille gemeint sei, an den es gerichtet war. Der Brief war von Roland, das Dekret von Clavière und Danton unterzeichnet. Durch Campe's Vermittelung kam es in die rechten Hände. Endlich war Schiller seit 1791 Mitglied der Mainzer Gesellschaft der nützlichen Wissenschaften. Dabei betrug aber sein Gehalt immer noch 200 Thaler, so daß er sich mit dem, was seine Schwiegermutter zuschoß, etwa auf 1000 Reichsgulden stand. Er hatte durch seinen Fleiß, wie er an seine Mutter schrieb, noch jedes Jahr 1500 Gulden dazu erschrieben. Seine dramatischen Arbeiten wurden allmählich lukrativ für ihn, ja, Londoner Buchhändler machten ihm Anträge, für jedes Manuskript, das er zum Uebersetzen schicke, 60 Pfund zu zahlen, wenn das englische vierzehn Tage früher erscheine, als das Original in Deutschland. Aber Weimar

*) Schiller hat seit 1793 nicht wieder gelesen. In seinen Ankündigungen heißt es si non obstat valetudo, si per valetudinem licuerit, mit immer neuen Wendungen.

war damals ein theurer Ort, in seiner Familie erwartete er von Neuem einen Zuwachs. Dennoch ward im Sommer 1799 die Uebersiedelung nach Weimar bei ihm zum festen Plan. Er schrieb am 9. August an Goethe, er werde sich, da er mit jedem Tage das Bedürfniß theatralischer Anschauungen lebhafter fühle, schlechterdings entschließen müssen, die Wintermonate in Weimar zuzubringen. Die ökonomischen Mittel zur Realisirung dieser Sache sollten ihn zunächst beschäftigen.

Die Schwierigkeiten, welche Goethe in der Ausfindung einer passenden Wohnung sah, erledigten sich dadurch, daß Charlotte von Kalb gerade von Weimar fortzog, und indem sie einiges Mobiliar und Geräth freundlich in den Räumen beließ, dem Freunde gestattete, in ihre Miethe sogleich mit einer Art von Behaglichkeit einzutreten. Goethe betrieb die Sache nun in jeder Beziehung mit Wärme, indem er vor Allem für Holz sorgte; ein wichtiger Artikel in einem Lande, in welchem man im Junimond von 1799 noch zu heizen genöthigt war*). Nun wandte sich Schiller mit geradem Vertrauen an den Herzog. Er motivirte sein Vorhaben mit den uns bekannten Gründen und mit der metaphysischen Atmosphäre von Jena, die ihm bei seinen jetzigen Arbeiten weniger zusage, als bei seinen früheren philosophischen, auch hoffe er, sich durch das lebhafte Streben nach dem Beifall der Herrschaften in seiner Kunst selbst vollkommener zu machen, ja vielleicht etwas Weniges zu ihrer eigenen Erheiterung beizutragen. „Da ich mich, schloß er, in der Hauptsache auf die Früchte meines Fleißes verlassen kann und meine Absicht keineswegs ist, darin nachzulassen, sondern meine Thätigkeit vielmehr zu verdoppeln, so wage ich die unterthänigste Bitte an Eure Durchlaucht, mir die Kostenvermehrung, welche mir durch die Translokation nach Weimar und eine zweifache Einrichtung jährlich erwächst, durch eine Vermehrung meines Gehaltes gnädigst zu erleichtern ꝛc." Der Herzog antwortete am 11. September, daß ihm Schiller's Absicht sehr erwünscht sei und daß er ihm gern 200 Thaler Zulage von Michaelis ab bewillige. „Ihre Gegenwart, schrieb er, wird unsern gesellschaftlichen Verhältnissen von großem Nutzen sein und Ihre Arbeiten können Ihnen vielleicht erleichtert werden, wenn Sie den hiesigen Theaterliebhabern etwas Zu-

*) Schiller erhielt denn auch etwas Holz in natura. Eckermann erzählt irrig, daß Schiller 1000 Thlr. Jahrgehalt bekommen habe.

trauen ſchenken und ſie durch die Mittheilung der im Werden begriffenen Stücke beehren wollen. Was auf die Geſellſchaft wirken ſoll, bildet ſich gewiß auch beſſer, wenn man mit mehreren Menſchen umgeht, als wenn man ſich iſolirt." Der Herzog verſicherte ihn ſeiner Hochachtung und Freundſchaft und unterzeichnete ſich als des Herrn Hofrath „ſehr wohlwollender Freund." Auch die Herzogin Luiſe, welche an Schiller's Geſchick und Arbeiten innigen Antheil nahm, bezeigte über ſein Kommen die herzlichſte Freude.

Schiller war entſchloſſen, ſobald wie möglich entweder allein oder ſogleich mit den Seinigen den Umzug zu unternehmen. Er wollte vorerſt nur die bevorſtehende Niederkunft ſeiner Frau abwarten. Am 11. Oktober erfolgte dieſelbe ſchwer, aber doch glücklich. Lotte hatte ſich früher keine Tochter gewünſcht. Sie fühle, ſchreibt ſie an Fritz Stein, wie bei den Frauen Alles gegen ſie ſei, um, wie die Welt nun einmal ſei, ſie ihrem Charakter treu bleiben zu laſſen „und ich mag, fügte ſie hinzu, lieber das hohe Bild in mir herumtragen, und ſelbſt danach ſtreben, als ein Weſen, das ſo nahe mit mir zuſammenhängt, den gewöhnlichen Weg ohne Rettung wandeln ſehen." Sie hatte nun eine Tochter, und, als wären jene Worte von einer Ahnung diktirt, die kleine Karoline hätte der Mutter beinahe das Leben gekoſtet. Schon in den erſten Tagen nach der Entbindung zeigte ſich ein Nervenfiebet im Ausbruch, und bald lag die Kranke ohne Beſinnung da. Ihre Phantaſien gingen Schiller durchs Herz, er fürchtete, da das Uebel immer zunahm, den traurigſten Ausgang. Dazu erſchöpfte dieſe Sorge ſeine eignen phyſiſchen Kräfte aufs äußerſte. Die Kranke konnte nie allein bleiben und wollte Niemand um ſich leiden, als Schiller und ihre Mutter. Ohne dieſe, welche theilnehmend und beſonnen blieb, hätte er ſich gar nicht zu helfen gewußt. Er wich nicht von Lottens Bette, und wachte an demſelben in ſieben Tagen vier qualvolle Nächte hindurch. Starke erſchöpfte alle Mittel, griff zu den ſchärfſten, zu Opium, endlich Belladonna. Am 30. Oktober erklärte er ſie außer Gefahr, aber die arme Frau ſprach immer noch keine Sylbe. Eine hartnäckige Stumpfheit, Gleichgültigkeit und Abweſenheit des Geiſtes ängſtigte Schiller an ihr unſäglich. Seine Schwiegermutter konnte endlich ſo wenig mehr als er ſelbſt den quälenden Anblick ertragen und beide waren nach vier Wochen unausgeſetzter Anſtrengungen ſo erſchöpft, daß ſie die Kranke in der Pflege der braven

Frau Griesbach, ihrer Hauswirthin, ließen, und auf einige Stunden nach Weimar fuhren. Goethe hatte aufs innigſte an dem Unglück des Freundes Theil genommen. Er empfand längſt, wie er geſtand, Alles was Schiller betraf, wie ſein eignes Leid, er ging mit nach Jena hinüber und ſuchte ihn aufzuheitern. Aber noch am 19. November theilt Schiller ihm mit: „Die Nacht iſt ganz leidlich geweſen, den Tag über aber hat die arme Frau wieder viel mit ihren Einbildungen zu thun gehabt und uns oft ſehr betrübt.“ Endlich ging es raſch und entſchieden zum Beſſern. Sie konnte am 21. November ſchon einen Brief ſchreiben, blieb von ihren phrenetiſchen Zufällen frei und man konnte ſogar hoffen, Anfang Dezember ohne Gefahr den Umzug nach Weimar wagen zu dürfen. Frau von Stein wollte ihren lieben Schützling bei ſich aufnehmen und am 3. Dezember fuhren Schiller's, von den Segenswünſchen der Griesbach'ſchen Familie und manches Getreuen begleitet, nach Weimar hinüber. Lotte ſchlief auf die Unruhe der letzten Tage die erſte Nacht recht gut und Schiller konnte mit leichterem Herzen in die Zukunft ſehen.

## II.

### Schiller und das Hoftheater in Weimar.

Lewes erzählt jetzt mit wohlthuender Entſchiedenheit Tauſenden von Leſern, daß es nie ein deutſches Drama gegeben habe. Worauf ſtützt Lewes dieſe Anſicht? Etwa auf eine Kritik der Dramen von Leſſing, Schiller, Goethe, Kleiſt, und der Bearbeitungen, in welchen Shakſpere auf unſerer Bühne heimiſcher geworden iſt, als auf der engliſchen? Nein. Lewes ſtützt ſeine Anſicht auf — Eduard Devrient's Schilderung des Weimariſchen Hoftheaters.

Devrient ſagt, daß Schiller und Goethe ſich mit ihren Gedichten auf den Standpunkt des gelehrten, des ſelbſtändigen Bücherdramas ſtellten. „Der uralte Zwieſpalt der Gattungen trat wieder hervor, das gelehrte wieder dem volksthümlichen Drama gegenüber, die Dichtkunſt gewann wieder die Suprematie über die Schauſpielkunſt.“ So urtheilt die Schauſpielkunſt, welche in Eduard Devrient ihre gelehrte, kritiſch hiſtoriſche Spitze gefunden hat, auch über Schiller. Die gelehrte Schauſpielkunſt macht Schiller's Dramen zu nichtvolksthümlichen, zu gelehrten. Sie ſagt, daß Don Carlos und Wallenſtein urſprünglich nicht für die Bühne geſchrieben ſeien, folglich — ſind Kabale und Liebe, Maria Stuart, die Jungfrau, der Tell keine Bühnenſtücke? Zwar ſieht der treffliche Verfaſſer ſelbſt ein, daß die allgemeine Stimme ſeinem Urtheil widerſprechen dürfte und ſagt an einer andern Stelle, durch Schiller ſei die exkluſive und gelehrte Richtung der Weimariſchen Schule populär geworden. Aber ſo hohe, ſo ſchwungvolle Lobſprüche er den Dichtern ſpendet, ſo wenig gelten ihm im Grunde Schiller und Goethe in der Geſchichte des Theaters, ja, er paralleliſirt einmal ſogar den Einfluß, welchen Schiller's Dramen auf die Schauſpielkunſt geübt haben, mit dem Einfluſſe Kotzebue's.

Iſt es zu verwundern, wenn der engliſche Biograph ſich überzeugt hielt, daß, wenn ſelbſt deutſche Fachmänner in ſolcher Weiſe über den anerkannt größten Dramatiker des deutſchen Volkes urtheilen, das deutſche Drama blos ein verunglückter Verſuch geweſen ſei, deſſen Spuren man nicht ſchnell genug von der Erde vertilgen könne?

Ich habe die größte Achtung vor Devrient's Verdienſten um die Geſchichte des deutſchen Theaters. Es ſollen nur Bedenken ſein, die ich ausſpreche, nach meinen Bühnenerfahrungen ausſpreche. Aber ſollte es in unſerer Zeit wirklich möglich ſein, ohne die Initiative, ich ſage nicht Suprematie, der dramatiſchen Dichtkunſt, das Schauſpiel zu derjenigen Stellung zu erheben, welche Devrient ihm mit Recht wünſcht, zur Stellung eines ſtaatlichen Inſtituts? Iſt es nicht ein — falſcher Idealismus, zu glauben, die Schauſpielkunſt könne in unſrer Zeit aus ihrem Schooße die dramatiſche Dichtung noch einmal gebären? Ich glaube, das einzig praktiſche Verfahren in unſerer und aller Zeit iſt, uns Deutſche, die wir ganz eigne Käuze ſind, nicht mit andern Nationen zu vergleichen, nicht nach Moliere und Shakſpere zu ſchauen. Das Gelehrte iſt bei uns faſt eben ſo volksthümlich als das Volksthümliche. Von einer ähnlichen Einheit des Glaubens und der Bildung, wie bei den Alten, wird vielleicht bei uns nie die Rede ſein. Schließen wir uns an unſer Größtes und Beſtes feſt an, verlieren wir nicht über dem Unweſentlichen, was ſich von ſelbſt korrigirt, das Weſentliche, was ächt und unzerſtörbar iſt; und wenn die dramatiſche Dichtung, welche noch immer tüchtige Schauſpieler gefunden hat, von der Bühne aus die Edelſten der Nation wieder ergreift, ſo bedarf es z. B. bei dem jetzigen Regiment in Preußen nur eines einmüthigen Wunſches, um dem Guten und Edlen auch hier ſeine Würde und freie Entfaltung zu ſichern.

Die Schauſpielkunſt iſt dem Schauſpieler vielleicht Zweck, dem Dichter immer nur Mittel zum Zweck, ja ſie darf ihm nie etwas andres ſein. Man kann dreiſt behaupten, daß dasjenige Publikum, welches unſre größten Dramatiker faſt nur durch Leſen kennt, eben ſo groß und nicht ſchlechter iſt, als das, welches ſie nur auf der Bühne ſieht. Unſre Zuſtände ſind eben andre, als im Alterthum und wie mir ſcheint, nicht ſchlechtere. Sagt doch ſchon Ariſtoteles, daß eine Tragödie beim Hören ebenſo Mitleid und Furcht erwecken müſſe als beim Sehen. Die Bühne bringt dem Drama das volle ſinnliche Leben zu, aber es iſt eine weh-

ſelnde, ſchon dem Zufall unterworfene, nicht mehr durch und durch nothwendige Form. Das Drama iſt das Dauernde in dieſem Wechſel, und das Repertoir ſeiner klaſſiſchen Dramen, welche ihre nothwendige Form in ſich tragen, iſt im höchſten Sinne das Theater eines Volks. Die Entwicklung und Fortbildung dieſes Repertoirs durch Dichtung und Bühne würde der Inhalt meiner Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Kunſt ſein und in dieſer Geſchichte würde Schiller unter den Dramatikern den erſten, das Weimariſche Hoftheater mit Goethe's Leitung unter den Bühnen einen ſehr hohen Rang einnehmen. Natürlich würde ich Schiller's Drama von der Weimariſchen Bühne durchaus zu trennen wiſſen, dann würde ich an die Weimariſche Bühne nicht den Maaßſtab von Athen und Paris legen, ferner die geſelligen und lokalen Zuſtände Weimars in die ſorgfältigſte Erwägung ziehn, endlich den Klatſch, der immer die Bühne umtoſt, nicht über beglaubigte Thatſachen ſetzen. Vielleicht würde das Weimariſche Hoftheater nicht ſo gelehrt, ſo exkluſiv, Goethe nicht ſo durchaus als Theaterdespot erſcheinen.

Bis zum Jahre 1791 hatten mehrere Geſellſchaften, zuletzt die Bellomo'ſche, in Weimar geſpielt. Der Kontrakt mit dieſer letztern war abgelaufen. Ein Nationaltheater wäre in einer Stadt von 6000 Einwohnern eine Lächerlichkeit geweſen und das Weimariſche Hoftheater als ein ſolches beurtheilen, heißt nach einer Lerche mit einer Kanone ſchießen. Der Herzog gab ſeinen Weimaranern ein billiges Hoftheater und ſeinem Goethe zugleich eine ſeinen Wünſchen entſprechende Stellung, indem er ihn zum Dirigenten machte. „Der größte, der glückgekrönteſte Mann, ſagt Eduard Devrient, mußte die Zügel der Staatsregierung mit denen des Theſpiskarrens vertauſchen, um ihn zum Sonnenwagen einer neuen Zeit zu machen.“ Doch blieb die Sonne noch eine Zeitlang hinter den Wolken und bei Devrient kommt ſie eigentlich gar nicht zum Vorſchein.

Goethe unterſcheidet mehrere Perioden des Hoftheaters und rechnet die erſte bis zu Iffland's Gaſtſpiel von 1796. Bis dahin ließ er Alles ſeinen ruhigen Gang gehen, überwachte allenfalls das Repertoir, der Hofkammerrath Kirms hielt als finanzieller Leiter die Truppe zuſammen, Vulpius ward Theaterſekretär, die Wöchner, ſo hießen die wöchentlich ſich ablöſenden regieführenden Schauſpieler, konnten natürlich kein Kunſtprinzip verfolgen, ſelbſt, wenn ſie eins gehabt hätten. Doch brachen die Vorſtellungen des Don Carlos, des Klavigo, König Johann, der beiden

Heinriche durch das Repertoir der Stücke von Iffland, Kotzebue und der Opern, wie einzelne morgenröthliche Strahlen, und durch solche Versuche machte Goethe seine Bürgergenerals und Großkophta's reichlich gut.

Mit Iffland's Erscheinung begann eine zweite Epoche, und dieser Zweig aus der Mannheimer Schule wurde in Wahrheit das Pfropfreis für den neuen Stamm. Iffland imponirte Goethe durch bewußte künstlerische Herrschaft über seine Mittel und Rollen, durch die Weisheit, mit welcher er jede Rolle von der andern zu trennen wußte, also, recht verstanden, durch sorgfältige Charakteristik. Dies Element wurde von Goethe festgehalten. Aber man muß wohl bedenken, mit welchen Schauspielern. Zugleich mit Iffland's Auftreten hatte sich Schiller der Bühne zugewandt.

Es ist eine weitverbreitete Regel, bei Allem, was Schiller in dieser Epoche Gutes vollbracht, zu sagen: das verdankt er Goethe, und bei Allem was Goethe vielleicht verfehlt hat, zu sagen: das haben Schiller und Goethe verfehlt. Es ist aber durchaus nöthig, in Bezug auf theatralische Wirksamkeit, Schiller's Intentionen von Goethe's zu trennen.

Schiller begann diese Wirksamkeit 1796 mit der Bearbeitung des Egmont. Der Auszug, welchen Goethe davon giebt, ist nur eine ganz allgemeine, ungenaue Uebersicht. Diezmann hat das Bühnenmanuskript veröffentlicht. Lewes erzählt, Schiller habe den Egmont fast wie ein Singspiel bearbeitet. Im Gegentheil, er hat die Lieder und alles Opernhafte hinausgeworfen. Es wird erzählt, bei der ersten Aufführung, in welcher Iffland den Egmont spielte, sei Alba vermummt im Kerker erschienen, um sich an Egmont's Verurtheilung zu weiden. Egmont habe ihm den Helm vom Kopf gestoßen ꝛc. Eckermann's Goethe, welcher in Sachen Schiller's die gröbsten Gedächtnißfehler macht, schreibt diesen plumpen Theaterkoup Schiller zu. Das ist dann zu männiglichem Ergötzen der klugen Gegenwart in viele Bücher übergegangen. Da Böttiger in seiner bekannten Schrift über Iffland Schiller's Bearbeitung tadelt, diesen Theaterkoup aber als höchst malerisch hervorhebt, so gewinnt Diezmann's Vermuthung, daß derselbe Iffland's Einlage sei, hohe Wahrscheinlichkeit; um so mehr, als er bei den folgenden Aufführungen wegblieb. Das Bühnenmanuskript, die einzig würdige Quelle in diesem Falle, enthält nichts vom Alba. Hier erscheint Akt V. Scene 5, ein Vermummter im

Hintergrunde, welcher Niemand anders, als der bei Goethe von Egmont angeredete Henker ist. In der That, solcher Plattheiten war doch der Verfasser des Wallenstein nicht fähig, wenn er sie auch an Iffland dulden mußte.

Dagegen sind einzelne Züge in Schiller's Bearbeitung gar nicht zu verachten. Er sucht Brackenburg, welcher jetzt bloße Episode ist, mit in den Kreis der historischen Handlung zu ziehen. Cläre befeuert schon Akt III., Scene 5, den Brackenburg zu einem männlichen Anschließen an die Edlen und fährt fort: „Was kann's helfen, daß Helden, wie der Oranien, wie Graf Egmont für unsre Freiheit sich ritterlich wehrten, wenn ihnen der Bürger nicht die Hand dazu bieten, nicht den Arm dazu leihen will." Ebenso ist in der bei Diezmann fehlenden Scene zwischen Egmont und seinem Sekretär *) der Uebermuth des Helden noch schärfer hervorgehoben. Daß Schiller die Scenen der Regentin wegfallen ließ, zeigt nur, daß er dramatischer Dichter war, denn diese Scenen lähmen und schleppen ganz entsetzlich und er hat natürlich den sachlichen Inhalt so gut wie es ging, den übrigen Personen in den Mund gelegt. Der wirkliche, d. h. nicht der Eckermann'sche Goethe hat die Konsequenz in Schiller's Arbeit sehr wohl anerkannt. An der musikalischen Bearbeitung ist Schiller gänzlich unschuldig.

Von der Aufführung des Lagers datirt Goethe eine dritte Epoche des Hoftheaters. Von jetzt ab sahen die Dichter es wesentlich nur als ein Probirtheater für ein zu bildendes Repertoir an. Schiller hatte hierüber das klarste Bewußtsein. Schon 1797 theilte er dem Buchhändler Unger den Plan mit, im Fall er den Winter in Weimar zubrächte, ein Repertoir zu schaffen, welches in einem jährlichen Theaterkalender der Oeffentlichkeit übergeben werden sollte.

Nun siedelte Schiller nach Weimar über. Seine Stellung war keine ganz leichte. Er fühlte sich gedrungen, für seine Pension sich dem Theater nützlich zu machen. Aber er hatte keinen amtlichen Charakter. Trotzdem wußte er sich durch seine Leutseligkeit bei dem Personal Ansehn und Liebe zu verschaffen. Er behandelte die Schauspieler wie seines Gleichen, lud sie zu sich ein, las ihnen seine Stücke vor. In sechs Jahren entfällt ihm ein einziges Mal ein hartes Urtheil; er wolle mit

*) Im Besitz des Herrn A. Schloenbach in Koburg.

dem Schauſpielervolk nichts mehr zu thun haben, denn durch Vernunft und Gefälligkeit ſei nichts auszurichten, es gebe nur ein einziges Verhältniß zu ihnen, den kurzen Imperativ, den er nicht auszuüben habe. Welcher Regiſſeur hat unter vier Augen nicht einmal ähnlich geſprochen!

Am ſchwierigſten war Schiller's Verhältniß zum Herzoge ſelbſt zu behandeln. Es iſt leichter, ein ſolches Verhältniß zu zerreißen oder zu meiden, als ſich darin frei zu erhalten. Karl Auguſt war liebenswürdig genug, ſein Intereſſe für die Bühne zu zeigen. Er ſchlug im Herbſt 1799 unſerm Dichter eine verwickelte politiſche Intrigue, die Geſchichte des Martinuzzi zur Bearbeitung vor, Schiller lehnte das Süjet ab und reichte dafür den Plan ſeiner Malteſer ein, welche wieder dem Herzoge nicht zuſagten. Der Herzog hatte eine Vorliebe für die franzöſiſche Tragödie. Er wollte dieſer Vorliebe gehuldigt ſehen. Das darf man niemals vergeſſen. Als Schiller im Frühling deſſelben Jahres zur Aufführung des Wallenſtein in Weimar geweſen war, nahm er, vermuthlich auf höheren Wink, einige Dramen von Corneille zur Hand, las ſie, und, um ein für allemal dieſe Richtung abzuwehren, ließ er ſich aufs Eindringlichſte an Goethe über die enorme Fehlerhaftigkeit dieſer ſo ſehr gerühmten Werke aus. Wie viel willfähriger war Goethe! Er bearbeitete unter der perſönlichſten Theilnahme der Herrſchaften den Mahomet, von welchem der Herzog eine „Epoche in der Verbeſſerung des deutſchen Geſchmackes“ erwartete. Schiller gab zu, daß, wenn einmal der Verſuch gemacht werden ſollte, Mahomet durch ſeinen Stoff am geeignetſten ſei. „Aber demungeachtet, ſetzte er hinzu, würde ich Bedenken tragen, ähnliche Verſuche mit andern franzöſiſchen Stücken vorzunehmen.“ Man werde das Publikum durch dieſe Manier verſcheuchen. Schiller ſucht ſeine Anſicht aus der Organiſation der Stücke, welche auf der zweiſchenkligen, antithetiſchen Natur des Alexandriners beruhe, unumſtößlich zu begründen. Die Charaktere, die Geſinnungen, das Betragen der Perſonen, Alles ſtelle ſich unter die Regel des Gegenſatzes, und wie die Geige des Muſikanten die Bewegungen der Tänzer leite, ſo auch die zweiſchenklige Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüths und Gedankens. Ein Prokruſtesbette nennt er dieſe Form. Selbſt die Ueberſetzung in fünffüßige Jamben beſſere nichts, denn da der ganze Bau der Stücke auf der Natur des Alexandriners beruhe, ſo zerſtöre man mit der Urſache die Wirkung. Man ſieht, Schiller wehrte ſich wahrhaft verzweifelt.

Als Mahomet dennoch zum Geburtstage der Herzogin, an welchem man vorzüglich dem Geſchmack des Hofes zu huldigen hatte, die Scene beſchritt, glaubte Schiller durch ſein bekanntes Gedicht dieſes Experiment des Freundes entſchuldigen zu müſſen. Goethe brachte zum nächſten Geburtstage auch noch den Tankred. Schiller dagegen griff, als 1802 derſelbe Tag wieder nahte, lieber zu Gozzi's Märchen und bearbeitete Turandot. Daß er, gleich nachdem ihn der Herzog durch abermalige Gehaltsverdoppelung in Weimar zu feſſeln gewußt hatte, zum 30. Januar 1805 endlich die Phädra als Geburtstagsgeſchenk wählte, wird man ihm nicht als einen Abfall von äſthetiſchen Prinzipien anrechnen können. Schiller erreichte ſeinen Zweck, Karl Auguſt war über die Ueberſetzung hoch erfreut, er ſandte dem Dichter ein ganzes Blatt voll Bemerkungen und belobte ihn, daß er dem deutſchen Sinne das Vorbild der vortrefflichſten franzöſiſchen Dichtung begreiflich gemacht habe. Julian Schmidt hat, nach ſeiner bekannten Manier, nur diejenigen Verſe aus Schiller's Gedicht über die Aufführung des Mahomet ausgezogen, welche zum Belege ſeiner vorgefaßten Meinung dienen, daß Schiller den Schein über das Weſen ſetze. Ein komiſches Verfahren bei einem Gedicht, welches ganz in Antitheſen fortſchreitet. Schiller eifert ausdrücklich gegen „der Worte redneriſch Gepränge" und iſt froh, „daß der Natur getreues Bild" gefalle, aber die Natur ward damals, wie er an Vohs erlebte, mit zuviel Natur vorgeſtellt und dieſer rohen Natürlichkeit, dieſer gemeinen Wirklichkeit gegenüber durfte Schiller ſagen:

„Der Schein ſoll nie die Wirklichkeit erreichen."

Iſt's nicht im Grunde daſſelbe, was Hamlet den Schauſpielern einſchärft? Schiller ſchloß keineswegs die Natur vom Schauplatz aus, wie unter andern ſeine Bühnenweiſungen im Tell und in der Jungfrau reichlich darthun. Er fand zwar, daß z. B. der Vortrag der Unzelmann ſich dem Converſationston nähere und Alles in ihrem Munde zu wirklich ſei, eine Bemerkung, die auch Berliner Kritiker machten, aber er ſetzt doch hinzu: „da, wo die Natur graziös und edel iſt, wie bei Madame Unzelmann, mag man ſich's gern gefallen laſſen, aber bei gemeinen Naturen muß es unausſtehlich ſein." Er wies alſo das Talent an ſeinen beſſern Takt, aber mit Recht drang er auf einen beſtimmten Kunſtſtyl als auf das Geſetz, welches damals am meiſten Noth that, auf jene Achtung vor der tragiſchen Bühne, worin die Franzoſen noch heute allen

Völkern voranstehen. Für seine dramatische Praxis hat er, wie alle seine Dramen beweisen, so gut wie nichts von den Franzosen angenommen.

Er setzte vielmehr der französisch-höfischen Richtung, welcher Goethe nachgab, die volksthümlich englische entgegen. Seine erste Arbeit nach seiner Uebersiedlung 1799 war der Makbeth. Es war, wie meine Leser wissen, ein alter Vorsatz. Am Makbeth, am Julius Cäsar hatte er sich ermuthigt, während er den Wallenstein schuf. Nach einer Lektüre der Dramen aus der englischen Geschichte war er mit einem wahren Staunen erfüllt. Richard III. mußte ihm nach seiner Theorie beinahe als Shakspere's größtes Werk erscheinen. Hier war die erschütterndste Darstellung erhabener Sittlichkeit durch große Verbrecher. Eine hohe Nemesis, schrieb er dem Freunde, walte durch das Stück in allen Gestalten. Kein Shakspere'sches Stück habe ihn so sehr an die griechische Tragödie erinnert. Durch die Bearbeitung dieser Suite von acht Stücken könne eine neue Epoche für die Bühne eingeleitet werden. Goethe redete ernstlich zu, indessen mochte es Schiller bedenklich erscheinen, mit einem Cyklus den Anfang zu machen. Der Geistesbruder Richard's, Makbeth, empfahl sich durch die Geschlossenheit und Einfachheit der Fabel. Schiller nahm, wie Goedeke erwiesen, Wagner's und wahrscheinlich Eschenburg's Uebersetzung zu Hülfe, fand indeß, als er sich von Frau von Stein das Original geben ließ, er hätte, so wenig er auch das Englische verstehe, klüger gethan, sich gleich anfangs daran zu halten. Ein furchtbarer Krankheitsanfall riß ihm im Februar 1800 die Arbeit aus der Hand, indessen konnte das Stück doch am 14. Mai gegeben werden.

Nun muß man bedenken: Männer wie Friedrich Schlegel und Novalis hatten damals noch so gut wie gar kein Verständniß für Shakspere und selbst Körner stieß sich an dem Ausdruck der Lady Makbeth: „o schönes Zeug." Und Schiller schrieb an Körner am 16. Juli, indem er seinen Makbeth sandte: „Freilich macht er gegen das englische Original eine schlechte Figur, aber das ist wenigstens nicht meine Schuld, sondern der Sprache und der vielen Einschränkungen, welche das Theater nothwendig machte." Sollten solche Worte eine absolute Kritik nicht zum Schweigen bringen? Devrient sagt, daß diese Bearbeitung die einseitige antikisirende Richtung der Weimar'schen Schule aufgedeckt habe.

Wenn man das Antike in einigen unwesentlichen Aeußerlichkeiten sieht, dann hat Shakspere vor Allem unserem Dichter vorantikisirt. Denn wie kommt Hekate und der Sumpf des Acheron in den Makbeth?

Was hat man Alles über Shakspere's und Schiller's Hexen zu Markte gebracht! Da sollen die Hexen in Shakspere's Makbeth nur Makbeth's böse Gedanken sein. Dann ist Titania im Sommernachtstraum wohl nur der angenehme Gedanke des Weber Zettel? Die Hexen im Makbeth haben ihr ordentliches Reich, ihre Herrin Hekate, die sie schilt und regiert. Daraus nahm Schiller das Motiv in der ersten Scene:

„Aber die Meisterin wird uns schelten."

Die Hexen Shakspere's sind versuchende Höllenmächte, welche trüglich weissagen. Was sind sie bei Schiller? Etwa, wie Julian Schmidt meint, prädestinirende Mächte? Wo in aller Welt stände denn das? Sie sind ihrem Amte nach ganz dasselbe, was sie bei Shakspere sind, Schiller nennt sie Zauberschwestern und Schicksalsschwestern, nicht weil sie, wie die Moiren das Schicksal bestimmen, sondern weil sie

„mit trüglichem Schicksalswort
Den Helden verlocken zu Sünd' und Mord!"

So brauchen wir ja auch die Redensart: Jemand sein Schicksal vorhersagen, für: wahrsagen. Ja, Schiller ging in seiner großen sittlichen Ehrlichkeit, um die Freiheit des Helden als von aller Prädestination unabhängig zu zeichnen, so weit, die Hexen sagen zu lassen:

Wir streun in die Brust die böse Saat,
Aber dem Menschen gehört die That.

Hierdurch bekamen sie, wie Körner bemerkt, in der ersten Scene zu viel Klarheit. Schiller erwiderte, das sei wahr, aber die „Masse des Publikums habe zu wenig Aufmerksamkeit, man müsse ihm vordenken." Und diesen Mann hat man des hohlen Scheins, der Exklusivität beschuldigt! Vielleicht ist es auch schon eine falsche Schicksalsidee bei Shakspere, wenn er Hekate dem Makbeth vorherbestimmen läßt: he shall spurn fate, er soll das Schicksal verachten!?

Heinrich Voß, der bekanntlich nicht immer ganz klare Augen hatte, berichtet (1804!), daß bei der Aufführung die Hexen junge Mädchen waren,

ſchön von Wuchs und recht artig gekleidet ꝛc. Man glaubt lieber einem unzuverläſſigen Zeugen, als Schiller, welcher Banquo ſagen läßt:

Sieh, wer ſind dieſe da, ſo grau von Haaren,
So rieſenhaft und ſchrecklich anzuſehn.
— — — — — — — — — —
Denn jede ſeh' ich den verkürzten Finger
Bedeutend an die welken Lippen legen.

Und Goethe verlangt erſt 1804, daß die Hexen lieber Drahtgeſtelle unter den Schleiern bekämen, vielleicht gäbe man ihnen Kränze, die einigermaßen putzten, zur Nachahmung von Sibyllen. Wo ſind ferner die brieflichen Mittheilungen, daß „Shakſpere's naturwüchſige volksthümliche Geſtalten und Formen auch Schiller ungemodelt für unſre Bühne nicht brauchbar erſchienen?" Sind die Geſtalten in Schiller's Makbeth der Hauptſache nach verfälſcht? Iſt es vor ſolchem Purismus nicht ſchon eine Verfälſchung, wenn man die Zweideutigkeiten des betrunkenen Pförtners wegläßt? Unſre Zeit iſt einmal eine andre, als Shakſpere's und der ganze Fehler Schiller's war, das abſtrakt Unmögliche lieber fahren zu laſſen, um das Mögliche zu retten. Wie mich dünkt, ein ſehr praktiſches Verfahren. Hätte Schiller den Makduff ſagen laſſen, als er die Ermordung der Seinen erfährt: „all' die holden Küchlein" ꝛc., ſo hätte ſich wahrſcheinlich ein unauslöſchliches Gelächter erhoben, Schiller wußte ſo gut wie wir, daß die „kleinen zarten Engel" nicht ſo poetiſch ſind. Welcher Schauſpieler wagt jetzt als Othello zu ſagen: mich plagt ein böſer Schnupfen!?

Nach meinen Erfahrungen, und dieſe beruhen auf dem lebendigen Verkehr mit einer großen Menge von Menſchen, hat Schiller's Makbeth ganz unglaublich zur Einführung Shakſpere's in Deutſchland beigetragen und das ſollten wir ihm danken. Das Stück wurde bei Cotta 1800 verlegt, erlebte in demſelben Jahr die zweite Auflage und einen Nachdruck, und ward 1804 in Dresden, 1808 in Wien gegeben.

Makbeth blieb der einzige ſelbſtändige Verſuch Schiller's, die Dramen des Briten auf unſre Bühne zu verpflanzen. Aus Kürzungen, welche er in Voſſen's Ueberſetzung des Othello *), dicht vor ſeinem

*) Das Manuſkript iſt im Beſitz des Herrn Senator Kuhlmann in Hannover. Die Korrekturen ſind ganz vortrefflich. Vgl. Hoffm. Suppl. 3, 290.

Tode in den furchtbarſten Leidenstagen, machte, wird man keine Folgerungen ziehen können. Schiller ließ den vierten Akt mit der Ohnmacht des Othello anfangen. Voß erläutert dies Verfahren mit den Worten: „wir ſchließen aus der furchtbaren Wirkung auf eine furchtbare Urſache, ſtatt, daß uns im Original Urſache und Wirkung auf eine faſt zu freie Art vor Augen geführt werden.“ Ich weiß nicht, wie ſich die Spieler des Jago jetzt über die ſtarken Stellen, welche in der kurzen Scene vor Othello's Ohnmacht vorkommen, hinweg helfen. Werden ſie ausgelaſſen, ſo hat Othello's Wuth keinen Sinn. Damals durften ſie ſicher nicht geſprochen werden und Schiller ließ mit richtigem Takt lieber das Schlimmſte ahnen, als das Ungenügende erſcheinen. Devrient macht hierzu die Anmerkung: „es iſt unmöglich, einen großartigen Moment ächt dramatiſcher Charakteriſtik mehr zu verkennen und undramatiſcher umzugeſtalten. Auch dieſes Beiſpiel lehrt wieder, wie die Weimar'ſchen Freunde Shakſpere betrachteten.“ Mir ſcheint, dieſes Beiſpiel lehrt nichts, als daß Damen ins Theater gingen. Dagegen lehrt die Vorſtellung des Julius Cäſar, 1. Oktober 1803, des König Johann und Hamlet in Schlegel's Ueberſetzung, was Devrient verſchweigt, daß die Freunde, wo es irgend mit dem Standpunkt des deutſchen Publikums vereinbar war, den britiſchen Dichter, bis auf die nöthigen Kürzungen, unverändert ließen. Goethe hat 1811 in ſeiner Bearbeitung von Romeo und Julie die Nebenfiguren arg verſtümmelt. Aber iſt das Schiller's Schuld?

Neben dem franzöſiſchen und engliſchen verlangte ein drittes Element gebieteriſch, ſich auf der deutſchen Bühne zu erproben. Es war das antike. Auch hier gehen beide Dichter ſehr verſchiedene Wege. Die Italiener hatten die Antike in die Malerei mit dem größten Erfolge aufgenommen, die Franzoſen, wie Schiller in ſeiner Abhandlung über den Chor ſagt, den Geiſt der Alten ganz mißverſtanden. Selbſt bei den Engländern hatten die mythologiſchen Geſtalten die Poeſie, wie das vornehme Leben durchwuchert und in Shakſpere erkannten Goethe und Schiller mit dem ihnen eignen großen Blick antike Elemente. Die Schätzung, welche Hamlet der Erzählung vom rauhen Pyrrhus zollt, klingt wie ein ſehnſüchtiger Zug nach der gehaltenen Erhabenheit dieſer hochpathetiſchen Geſtalten. Viele Stellen in Richard II. und der bekannte Klagechor der drei Fürſtinnen in Richard III. ſind in einem ganz gebundenen und ſtrengen Styl ausgeführt. Daß die alten Muſter auf das engliſche

Drama eingewirkt haben, ist erwiesen. In der Musik dieselbe Einwirkung. Gluck sprach es 1768 aus, daß er die Oper zur Einfachheit, Wahrheit und Natürlichkeit zurückführen wolle. Wo suchte er seine Gestalten? Meistens im Alterthum.

Lessing's Philotas, seine Entwürfe, Kodrus, Spartakus, Athamas, der Brutus von Brawe ꝛc. bezeugen, wie gern der deutsche Volksgeist sich an der heroischen Kraft der Alten aufgerichtet hätte. Es ist immer merkwürdig, daß Schiller's Semele noch vor den Räubern gedichtet ist. Seine Hauptnahrung sog er aus Plutarch, also besonders aus der politisch heroischen Seite des Alterthums. Es war der Geist der Antike, welcher der aufstrebenden Gemeine in Deutschland die Hand reichte. Nicht um den Rhythmus, um abstrakte Regelmäßigkeit, um hohlen Formkultus, war es den Dichtern zu thun. Auch Goethe schrieb seine Iphigenie in Prosa. Aber wenn ihn vor Allem die Natur, die Einfalt solcher Gestalten rührte, so wurden Lessing und Schiller durch die politische Kraft, den Geist der Freiheit, den demokratischen Zug der Alten ergriffen.

Schiller hatte ein einziges Mal die Tragik des deutschen Bürgerthums gezeichnet. Kabale und Liebe war, wie Emilia Galotti, eine furchtbare, aber gerechte Anklage. Aber er sah mit Abscheu auf das Heer von bürgerlichen Rührstücken, welche Schröder, Iffland und Kotzebue über die Bühnen säeten. Dieses Philisterthum, diese breitspurige Gemüthlichkeit, diese weichherzige Loyalität, diese Schacherinteressen, den Katzenjammer des Herzens und Geldes schamlos als Bild des deutschen Volkes hingemalt zu sehen, mußte für eine edlere Natur etwas Empörendes haben. Je besser die Philister gezeichnet waren, um so schlimmer die Wirkung. In Schiller's Xenien war Iffland anfangs stark gegeißelt, auf Goethe's Bitten ward er geschont und nichts spricht so sehr für Goethe's unpolitische Natur, als daß er diese Elendigkeiten in Schutz nahm. Ehe wir nicht Iffland's Stücke und Alles, was damit verwandt ist, als eine Schmach des deutschen Volkes von Grund aus verabscheuen, ehe ist an das Aufkommen von etwas Würdigem und Großem gar nicht zu denken.

Schiller's Verdienst ist es, uns diesen Abscheu gelehrt zu haben. Er ist der erste Dichter der neueren Zeit, welcher das Volk als sittliches Ganze auf die Bühne zu bringen versucht, welcher zuerst dem Volke gezeigt hat, daß es sich auch noch im Bilde selber achten müsse. Ein un-

endlich ſchwieriges Unternehmen in einer Zeit, wo ſich die breiteſte Welt kleiner Individualitäten jedem Verſuche der Poeſie, ſich enger, bedeutungsvoller zuſammenzuziehen, entgegenſtellte. Man kann dieſem Unternehmen faſt durch alle Stücke bis zum Chor der Braut von Meſſina nachgehen. In den Räubern und dem Fiesko herrſcht ſchon ein öffentlicher Geiſt, aber die Aufführungen zeigten, wie ſchwer es war, eine nicht organiſirte Menge künſtleriſch darzuſtellen. Schiller geſteht, daß er an ſeiner Inſceneſetzung des Egmont viel für den Wallenſtein gelernt habe. Doch nur, wie man es nicht macht. Die ſauber als Vordergrund gemalten Gevatter Schneider und Handſchuhmacher im Egmont, unter denen der Schiffer und Kaufmann ſogar fehlen, ſind keine Repräſentation des niederländiſchen Bürgerthums. Schiller führte in Wallenſtein's Lager die Kunſt der Symboliſirung ein, indem er ſeinen Wachtmeiſter, Trompeter, Küraſſier, nicht als Individuen, ſondern als Regimentstypen zeichnete und Goethe nannte in einem Brief an Meyer das Lager ſchon eine Art von griechiſchem Chor. In Wallenſtein's Tod iſt dann wieder der Gefreite eine treffliche Darſtellung des beſſern Geiſtes der Armee. Man fühlt es dieſen typiſchen Geſtalten an, daß aus ihnen ein großes Ganze ſpricht, das dramatiſche Bild bekommt eine unendliche Perſpektive und die Wechſelwirkung alles politiſchen und hiſtoriſchen Lebens, von der Maſſe zu den Führern, erweitet mächtig das Herz. So ſagt Schiller in ſeiner Abhandlung über den Chor: „der Palaſt der Könige iſt jetzt geſchloſſen, die Gerichte haben ſich von den Thoren der Städte in das Innere der Häuſer zurückgezogen, die Schrift hat das lebendige Wort verdrängt, das Volk ſelbſt, die ſinnlich lebendige Maſſe iſt, wo ſie nicht als rohe Gewalt wirkt, zum Staat, folglich zu einem abgezogenen Begriff geworden.“ Aus dieſer Erſtarrung ſollte der Chor auf der Bühne uns wieder erheben. „Der Dichter muß die Paläſte wieder aufthun, er muß die Gerichte unter freiem Himmel herausführen ꝛc.“ Mit der Oeffentlichkeit kehrt die Natur, die Größe, kehrt Gewiſſenhaftigkeit und Gerechtigkeit zurück.

Und hier war ein zweites Element, welches den deutſchen Volksgeiſt ſo mächtig zur Antike zog. Es war die Gerechtigkeit, das Gewiſſen. Die hohe Nemeſis in Richard III. erinnerte Schiller an die Antike. An der Nemeſis im Oedipus konnte er ſich gleichſam nicht ſatt ſchauen. Die Quelle der Gerechtigkeit aber iſt das Gewiſſen. Wie hätte ein Volks-

geiſt, der einen Kant erzeugte, der in tauſenden von herrlichen und ſinnigen Sprüchen ſeine Beſonnenheit ausgebreitet hat, dieſen Seelenzug in dem tragiſchen Spiegel ſeiner ſelbſt entbehren können! Wenn auch bei den Alten der Chor keineswegs immer das Gewiſſen vertritt, im Oedipus und der Antigone erhebt er ſich oft zur reinſten Stimme der Beſonnenheit und als dieſer Träger der Betrachtung und Beſonnenheit ward er Schiller beſonders werth. So erkannte ſchon Körner im Gordon, im Shrewsbury und Paulet eine Art von Chor. So ſollte der Chor in den Maltheſern den beſſern Geiſt des Ordens entfalten und in der Braut von Meſſina ſpricht er, wo er als Ganzes ſpricht, die ewigen Geſetze der Natur und Sitte erſchütternd aus.

Schiller hat in ſeiner bekannten Abhandlung beſonders die künſtleriſchen Gründe zur Wiedereinführung der Antike hervorheben müſſen. Aber ſicher lagen die ebengenannten ſeliſchen Antriebe ihm eben ſo nahe als jene. Und ſelbſt die künſtleriſchen ruhen auf ſittlichem Grunde. Denn die Antike ſollte vor Allem zur Natur, aus den verkünſtelten Zuſtänden der Gegenwart zu einer kindlicheren Zeit, aus der verknöcherten und papiernen Wirklichkeit zu einer freien, öffentlichen, idealen emporheben.

Man muß nicht vergeſſen, daß, während Schiller die Braut von Meſſina ſchrieb, er den Tell bereits komponirte, es waren zwei Arme deſſelben Stroms. Die Antike und die alte germaniſche Volksſage zogen ihn aus dem nämlichen Grunde an. Einfachheit iſt allemal Verſtändlichkeit, den größten Gehalt in die einfachſte Form zu bringen, mußte das Streben des ächten Volkstragöden ſein. Die Alten verſtanden dies Geheimniß. Indem ſie die ganze Menſchheit, die Menge und ihre Führer in die Symbole des Chors, der Götter und Helden ſchloſſen, erreichten ſie mit dem Einfachſten das Höchſte. Die Popularität des Shakſpere'ſchen ſinnlichen Theaters erſcheint wie ein Zwerg gegen den Rieſen Volksthümlichkeit, welcher in einer Verſammlung von vielen tauſend Athenern vor der tragiſchen Bühne ſaß. Wer weiß, was in der Zukunft ruht. Iſt in unſern großen Theatern nicht ſchon jetzt das Geſicht des Spielers zur bloßen Maske und ſind die hohen Abſätze der Helden nicht beinahe zum Kothurn geworden?

War Schiller's Verſuch mit dem Chor, wie ich allerdings glaube, ein Mißgriff, ſo wie die Gemeine im Tell der rechte Griff, ſo war jener Mißgriff nicht aus einer exkluſiven Beſchränkung, ſondern aus

einem großen volksthümlichen Herzen entſprungen und ſteht nach dieſer Seite ſo ehrwürdig da, wie irgend eine reformatoriſche That unſres Dichters. Es war ſein einziger Verſuch mit der Antike.

Einem unfruchtbaren Experimentiren mit undramatiſchen Stücken und Formkünſteleien ſtellte er ſich feindlich gegenüber und nur aus ganz lokalen und perſönlichen Rückſichten auf Goethe's Seite, als dieſer in eine Parteiſtellung kam.

Suchen wir uns dieſe Rückſichten und dieſe Stellung zu vergegenwärtigen.

Das neunzehnte Jahrhundert iſt zweimal zur Welt gekommen. Die Zeitgenoſſen ſchieden ſich in Neun und Neunziger und ſolche, welche den Schluß des Jahrhunderts erſt mit dem letzten Dezember 1800 feierten. Unſre Dichter gehörten zu der erſteren Klaſſe. Am 31. Dezember 1799 waren die beiden großen Männer in ernſtem Geſpräch bis Mitternacht zuſammen und feierten ſtill die ſinkende Sonne einer gewaltigen Epoche. Der Geiſt des Guten ſegnete mit ihren Glückwünſchen eine neue Zeit und ſtimmte ohne Zweifel in das Wort ein, welches Goethe am andern Morgen dem Freunde zurief, daß der Anfang wie das Ende, daß das Künftige wie das Vergangene ſein möge.

Solche Wünſche waren recht an der Zeit, denn in denſelben Tagen war der Erbfeind aller ächten Poeſie mit ihnen in denſelben Mauern. Kotzebue war in Weimar. Sein perſönliches Auftreten iſt für Goethe's gewaltſame Koalition mit den Schlegel's, für Goethe's ſogenannte Despotie, für ſein gereiztes Vorgehen mit der Antike wie für die ganze folgende Theaterepoche von Bedeutung.

Nie hat ein Schriftſteller die Gunſt der Mitwelt ſo mit der Verachtung gebüßt, mit welcher die Nachwelt ein frivoles Treiben ſtraft, als Auguſt von Kotzebue. In Weimar geboren, von einer eiteln Mutter zur Genieeitelkeit verhätſchelt, unter den leichtfertigen Einflüſſen ſeines Lehrers Muſäus und der damaligen adligen Geſellſchaft in Weimar aufgewachſen, machte er die gefährliche Schule der Liebhabertheater durch und gewöhnte ſich, verführt von einer unglaublichen Leichtigkeit der Produktion, an ein leichtfertiges Schludern mit der Kunſt. Seltſame Verkettung der Umſtände. Er ſpielte in Goethe's Geſchwiſtern den Poſtillon, ſeine Schweſter die Marianne, Goethe den Wilhelm.

Ich übergehe ſeine Karriere in ruſſiſchen Dienſten und auf der Bühne. Während ein Schiller ſich todt arbeitete, berief man Kotzebue als Theaterdichter nach Wien. Nachdem er dort zwei Jahre ſo verderblich wie möglich gewirkt, trat er zu Ende 1799, mit Titeln und Orden geſchmückt in Weimar auf. Das berühmte Stadtkind wurde glänzend aufgenommen. Er las bei der Herzogin Mutter ſeinen Guſtav Waſa vor. Frau Herder ſchrieb entzückt an Knebel: „ein ganz hiſtoriſches Stück, Alles ſo lebendig zuſammengebunden, ein ſo reiner Umriß des Ganzen.“ Wieland verkündigte ſein Lob, Kotzebue galt als der deutſche Shakſpere und von den höheren Kreiſen, wie vom gemeinen Journalismus geehrt und getragen, dachte er ſich unſern beiden Dichtern als ebenbürtiger Kamerad anzubieten. Sie hielten ſich mit der ganzen Vornehmheit edler Naturen zurück, wiewohl Schiller, welchem Kotzebue in Wien Gefälligkeiten erwieſen, es an der äußern Höflichkeit nicht fehlen ließ. Kotzebue ſcheint namentlich Goethe's Verachtung bitter empfunden zu haben, denn in ſeinem Stück: der Beſuch, fand man bald ſehr deutliche Angriffe auf Goethe's Journal: die Propyläen. Schiller hoffte ſchon im Mai 1800, daß Goethe „den jämmerlichen Menſchen ſeine entſetzliche Sottiſe werde fühlen laſſen.“ Kotzebue hatte ſich inzwiſchen nach Petersburg begeben, aber doch eine Partei in Weimar zu Stande gebracht, welche die ihm angethane Zurückſetzung an Goethe zu rächen wußte. Eine Hauptſtütze derſelben war der Gymnaſialdirektor Böttiger, eine an Unredlichkeit Kotzebue durchaus verwandte Natur, ein Allerweltſchwätzer, wie ihn Schiller nennt, ebenſo feig als perfide, ebenſo dienſtbefliſſen, als indiskret, das Urbild eines gelehrten, mit dem Geſicht eines ſinnlichen Schmarotzers*). Zwiſchen ihm und Falk, einem Schützling Wieland's, ward das pikante Thema verhandelt, ob die Freundſchaft zwiſchen Schiller und Goethe wohl beſtehen könne. Die eifrigſten Anhänger Kotzebue's waren Merkel und Lette, erſterer einer jener journaliſtiſchen Wegelagerer, welche ſich, wenn auch in verfeinerter Geſtalt, immer wiederholen.

Man hat ſo viel von Goethe's Despotie geſprochen, man hat ge-

*) Böttiger hatte ſich unter andern eine Abſchrift von Wallenſtein's Lager aus der Theaterbibliothek zu verſchaffen gewußt und ſie ohne Vorwiſſen des Dichters nach Kopenhagen geſandt. Gries rügt ſeine Lügenhaftigkeit in Sachen Schiller's, Riemer ſeine unreinen Mittel in Sachen Goethe's.

ſagt, daß unſre Dichter das Publikum verachteten. Welches Publikum? den Hof und die guten Bürger von Weimar? Schwerlich. Aber das Publikum von Kunſtrichtern und Kennern, wie es in dieſem Parterre ſaß, jene Klique der Merkels, die Anhänger Kotzebue's oben und unten, die waren beiden ein Dorn im Auge. Es iſt ein ſchönes Ding um die Preßfreiheit, wo ſie in einem Garten von Freiheiten ſteht. In jener kleinen Stadt, wo auf jeden Schauſpieler ein Rezenſent kam und noch etliche für die Intendanz übrig blieben, wo der Pfahlbürger oben und unten ſich ſo gern dem Hämiſchen anſchloß, da konnte ein Schmierer mehr verderben, als zwei brave und thätige Männer aufbauten. Und nun vollends die großen Geiſter im Schmollwinkel, die Knebel's, Herder's, Wieland's, denen bald die Stücke zu ſittlich, bald zu unſittlich, bald zu lang, bald zu kurz waren und Nichts recht war. Die Briefwechſel würden zeugen, wenn uns nicht Schröder, welcher zur Aufführung der Maria in Weimar war, genug davon erzählte. Erfreute ſich Goethe doch am Leipziger Meßpublikum, weil es wenigſtens unverdorben war. Lewes beſchreibt die Jenenſer Studenten, welche nach Weimar kamen, als Pöbel; und Goethe hätte dieſen Schwarm glühender, von weitem Wege aufgeregter Jugend, die im kleinſten Raum mit der eleganten Hofdame in nächſter Nähe zuſammengepfercht waren, in einem Theater, wo noch rechts die Adligen, links die Bürgerlichen ſaßen, nicht durch ſein Auge und ſein Ruhegebot im Zaum halten ſollen? Wer wird denn in Allem, was blos auf lokalen Bedingungen beruhte, ſofort ein leitendes Kunſtprinzip Goethe's ſuchen! Goethe ſchrieb 1802: „man kann dem Publikum keine größere Achtung bezeigen, als indem man es nicht wie Pöbel behandelt.“ Dazu gehört aber eben, daß man den Pöbel, welcher ein Publikum ſtören will, wenn man die Macht und die Kourage hat, als Pöbel behandelt. Kinder gehören nicht ins Theater.

Die ganze Kotzebue'ſche Klique mußte Goethe doppelt unheimlich ſein, da er nicht wiſſen konnte, wie weit dieſes Geſpinnſt ſeine Fäden ausſtreckte. In dieſem Frühjahr erregte die Kommunion in Schiller's Maria Anſtoß. Dagegen „pflegten und begoſſen“ Herder's die Kotzebue'ſchen Jämmerlichkeiten, ſo daß Herder ſelbſt nach einigen Jahren über ſein Benehmen in Worte wüthender Scham ausbrach. Selbſt in den höchſten Regionen zeigte ſich ein geheim wirkender, feindlicher Einfluß. Das kam bei folgender Gelegenheit zu Tage. Das Ende des

Jahrhunderts wurde endlich im Winter auf 1801 offiziell anerkannt. Schiller, der die Gelegenheit, ein Volksfeſt zu veranſtalten, aufs lebhafteſte ergriff, regte Leo von Seckendorf, Goethe, die Freunde in Jena an, ſich zu einer großartigen Säkularfeier zu vereinigen. Die Feſtlichkeiten ſollten nach Neujahr ihren Anfang nehmen und vierzehn Tage dauern. Es ſollten keine Verſe vorgeſetzt werden, es ſollte nur Leben und Bewegung in die Stadt kommen. Schiller ſchrieb, ohne weitere Genehmigung bei dem Herzoge einzuholen, nach Berlin, Iffland oder das Fleck'ſche Ehepaar ſollten zum Gaſtſpiel erſcheinen. War dies der Jagemann, welche bereits Geliebte des Herzogs war, nicht recht, oder was ſonſt dahinter ſteckte, genug, der Herzog unterſagte die Feier. „Welche Bewandtniß es damit hat, ſchreibt Schiller an Goethe, wiſſen Sie ... wir wollen in Gottes Namen uns in unſre Poeſien vergraben, und von innen zu produziren ſuchen, da uns die Produktion von außen ſo ſchlecht gelungen iſt.“ Die Geſchichte war ein bittrer Beleg zu den Worten in Schiller's Gedicht, welches er zum Antritt des Jahrhunderts wahrſcheinlich an Dalberg gerichtet hat:

„Freiheit iſt nur in dem Reich der Träume
Und das Schöne blüht nur im Geſang.

Daß der Herzog gegen Schiller eingenommen war, zeigte ſich, als Schiller's Jungfrau im April vollendet war und die Bühne betreten ſollte. Der Herzog ſchrieb an Frau von Wolzogen, er habe mit Schrecken gehört, daß Schiller ein Theaterſtück die Pucelle d'Orleans wirklich geſchrieben habe. „So oft und dringend, ſchließt er, bat ich Schiller, ehe er Theaterſtücke unternähme, mir oder ſonſt jemandem, der das Theater kennt, die Gegenſtände bekannt zu machen, die er behandeln wolle. So gerne hätte ich alsdann ſolche Materien mit ihm abgehandelt und es würde ihm nützlich geweſen ſein. Aber all mein Bitten war vergebens. Jetzt muß ich recht dringend wünſchen, die neue Pucelle zu perluſtriren, ehe das Publikum dieſe Jungfrauſchaft unter dem Panzer bewundert.“ Diesmal zerriß Schiller's Dichtung mit ſiegender Gewalt die Wolken, welche Karl Auguſt's edles Auge umdunkeln wollten. Karl Auguſt war von der Herzlichkeit und Erhabenheit des Dramas überwunden, dennoch meinte er, es ſei beſſer, wenn es nicht auf die Bühne komme. Schiller empfand, hier ſei es am beſten, in das äſthetiſche Urtheil ſeines Herzogs einzuſtimmen und erklärte ſich mit großer

Lebensklugheit ſelbſt gegen die Aufführung. Hatte ſchon das Gedicht den Herzog ergriffen, ſo rührte und erfreute ihn dieſe Nachgiebigkeit vollends in einem Grade, welcher die ganze Liebenswürdigkeit dieſes Charakters, aber auch ſeine Abhängigkeit von einem mächtigen Einfluſſe andrer Art enthüllt.

Im Herbſt 1801 kam Kotzebue nach Weimar zurück. Er war bekanntlich vom Kaiſer Paul auf falſchen Verdacht hin nach Sibirien geſchickt worden, dann, nachdem ſeine Schuldloſigkeit entdeckt war, um ſo wunderbarer zu Gnaden und neuen Gütern gelangt. Begreiflich, daß ſolche Schickſale ihm einen Nimbus gaben, in welchem ſich ſein Anhang begierig ſonnte. In demſelben Herbſt hatten Schiller und Goethe ein Kränzchen von zwölf Perſonen geſtiftet, welches ſich alle vierzehn Tage Mittwochs in Goethe's Hauſe zuſammenfand. Einſiedel, Wolzogen, Meyer, Schiller, Goethe, Amalie von Imhof, Fräulein von Wolfskehl, Gräfin Egloffſtein, Schiller's Frau ꝛc. nahmen regelmäßig Theil, auch die fürſtlichen Kinder, der Erbprinz und die liebenswürdige Prinzeſſin Karoline wurden geladen, es wurde ſoupirt und pokulirt, geſungen und cour d'amour geſpielt. Jeder Ritter gelobte ſeiner Dame Treue und Courtoiſie. Die Dichter ſteuerten Geſellſchaftslieder bei, Schiller unter andern die vier Weltalter, die Punſchlieder.

Kotzebue, der bei Hofe, wie überall Zutritt gefunden, hatte den ehrgeizigen Wunſch, in dieſes Kränzchen einzutreten. Eine Hofdame der Herzogin Mutter bemühte ſich aus allen Kräften, einige weibliche Mitglieder auf ſeine Seite zu bringen, was um ſo leichter gelang, da Kotzebue's Frau alle guten Eigenſchaften beſaß, welche ihm ſelber fehlten. Aber Goethe zog ihm die Thür ſanft vor der Naſe zu. Er ſetzte raſch einen Zuſatz in den Statuten der Geſellſchaft durch, „daß Niemand weder einen Einheimiſchen, noch einen Fremden in dieſen geſchloſſenen Zirkel mitbringen ſolle, wenigſtens nicht ohne vorhergegangene allgemeine Zuſtimmung der übrigen Mitglieder.“ Goethe gab dieſem Manöver noch eine klarere Auslegung, indem er, Weimar mit Japan vergleichend, wo ein geiſtlicher Hof des Dalailama neben dem weltlichen beſteht, hinwarf, es helfe dem Kotzebue zu Nichts, bloß an dem weltlichen Hofe zu Japan aufgenommen zu ſein, wenn er ſich nicht auch zugleich bei dem geiſtlichen Hofe daſelbſt Zutritt zu verſchaffen wiſſe. Umſonſt erneuten einige Damen ihre Bittgeſuche, Goethe antwortete verdrießlich, „den

einmal als gültig anerkannten Geſetzen müſſe man wohl treu bleiben; wo nicht, ſo ſolle man lieber die ganze Geſellſchaft aufgeben, da eine zu lange fortgeſetzte Treue für die Damen allerdings etwas Beſchwerliches, wo nicht gar Langweiliges mit ſich führe."

Kotzebue ſann nun auf eine eklatante Rache und die Umſtände wollten es, daß er in den Damen des Goethe'ſchen Kränzchens die Werkzeuge ſeiner ſchwarzen Pläne fand. Unter ſolchen Gewitterwolken war das Jahr 1802 angebrochen.

Es wird Zeit ſein, jetzt zu unſerm Hoftheater zurückzukehren. Goethe hatte gegen Ende des Jahres 1800 ſeinen Fauſt ſo eben in die griechiſche Welt hinabſteigen laſſen, gleichſam als Vorläufer der künſtleriſchen Bewegung des Weimariſchen Theaters nach der Antike hin. Iphigenie in Tauris von Gluck wandelte zu Anfang des neuen Jahrhunderts in ſtiller Majeſtät über die Bühne. Schiller mußte den in Jena weilenden Freund auf den Proben vertreten und geſtand, beiläufig geſagt, daß dieſe himmliſche Muſik, dieſe Welt von Harmonie ihn ſelbſt unter den Späßen der Sänger zu Thränen gerührt habe. Mozart's Titus folgte, im Oktober 1801 kamen die Brüder des Terenz, von Einſiedel bearbeitet, zur Aufführung. Goethe verſuchte dabei die römiſchen Masken; wenn man ehrlich ſein will, hieß das weniger antikiſiren, als wenn Antigone ohne Maske geſpielt wird. Der Erfolg war günſtig und im Januar 1802 ließ Goethe den Ion von A. W. Schlegel folgen.

Hier ſtießen die Parteien zuſammen. Schlegel's waren die bitterſten Feinde Böttiger's und Kotzebue's. Schlegel hatte ein Pamphlet erſcheinen laſſen: Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräſidenten Kotzebue; Herrn Böttiger aber hatten die Brüder im Athenäum dermaßen das Fell über die Ohren gezogen, daß Schiller meinte, ſie ſchienen, wenn es ihm wieder wachſen ſollte, nicht übel Luſt zu haben, von vorn wieder anzufangen. Goethe ſchimpfte und ſchalt ſelbſt genug auf die Schlegel's, aber es ward jetzt, mit Schiller zu reden, ſeine Krankheit, ſie zu protegiren. Es waren denn doch immer noch Mitverbündete gegen Kotzebue, und Goethe konnte mit Recht erwarten, daß ſie gerade durch die Bühne von ihren Verirrungen in Formſpielerei und Phantaſtik geheilt werden möchten. Die Rolle der Kreuſa war bühnenwirkſam und wiewohl die naiven und nationalen Motive fehlten, der Chor des Euripideiſchen Originals weggelaſſen, das Ganze zu einem Familienſtück ab-

geſchwächt war*), ſo muß man doch mit Schiller, der Schlegel's Arbeit verwarf, anerkennen, daß das Stück manches Geiſtreiche und ſchön Geſagte enthalte. Eine Mutter, welche, vom Apollo verführt, ihr Kind in der Nähe des Orakels ausſetzt und es nach Jahren wiederfindet, konnte freilich dem deutſchen Sinne nicht zuſagen. Indeſſen Schlegel war immer ein geachteter Name und ein Gegner der Partei, welche Goethe als die ſchädlichſte anſah.

Böttiger hatte die Kotzebue'ſchen Produkte unbeſehen verſchluckt, hier wollte er ſeine Kennerſchaft zeigen. Man fand plötzlich, daß das Euripideiſche Stück ein wahres Meteor ſei. Böttiger ſandte einen Artikel in das Journal des Luxus und der Moden, worin ſo ſtarke Angriffe auf Goethe's Direktion enthalten waren, daß Goethe die Veröffentlichung mit einer ernſten und kräftigen Zurückweiſung hinderte**). Er ſetzte die Aufführung durch und — wollte das Stück gut finden. Ja, er nahm ſogar den Alarkos von Friedrich Schlegel in Angriff. Das war ein gewaltiges Wageſtück. Denn hier redete der Blödſinn einer ſpaniſchen Liebes- und Mordgeſchichte in allen antiken und modernen Versarten. Aber Goethe war gerade jetzt darauf verſeſſen, ſeinen Willen gegen die „elende Partei“ durchzuſetzen. Denn eben in dieſer Zeit verſuchte Kotzebue mit den nichtswürdigſten Mitteln, den Bund der beiden Großen zu ſprengen.

Er ſtellte zunächſt einen Montagsklubb auf. Er bezeigte für Schiller's Genius die übertriebenſte Bewunderung. Er glaubte, Goethe nicht empfindlicher kränken zu können, als wenn er Schiller eine öffentliche Huldigung darbrächte. Schiller hatte gelegentlich zu der ſchönen Gräfin Egloffſtein geäußert, er habe bei ſeiner Jungfrau ihre Geſtalt vor Augen gehabt, es würde ihm lieb ſein, ſie einmal im Koſtüm zu ſehen. Dieſe Freude wollte man ihm verſchaffen, Kotzebue knüpfte hieran an. Am 5. März 1802 ſollten Scenen aus der Jungfrau, Don Carlos, Maria Stuart aufgeführt werden, dann ſollte Sophie Mereau aus Jena die Glocke rezitiren, Kotzebue zuerſt als Vater Thibaut ſchäfern, dann als Meiſter Glockengießer eine pappene Glockenform zerſchlagen, und aus dieſer Form ſollte, ein ächt Kotzebue'ſcher Effekt, Schiller's Büſte zum Vorſchein kommen, Schiller ſelbſt von zarten Händen gekrönt werden.

*) Vergl. den trefflichen Aufſatz von G. F. Schömann über den Jon des Euripides ꝛc. Rötſcher's Jahrbücher. 1848. IV.

**) Man kann Böttiger nicht glauben, daß die in den litt. Zuſt. und Zeitg. von ihm veröffentlichte Anzeige dieſelbe iſt, welche Goethe zurückgewieſen.

Das Stadthaus ſollte der Schauplatz dieſer Heldenthat ſein, die Büſte Schiller's von der Bibliothek entliehen werden. Ganz Weimar war in Aufregung. Wieland, mehr aus Liebe zu Kotzebue, als aus Bewunderung für Schiller, hatte zugeſagt, die Prinzeſſin Karoline wollte erſcheinen. Goethe ſaß ruhig in Jena und ließ es ſich mit Freunden wohl ſein*). Wahrſcheinlich wendete Schiller ſelbſt ſeinen ganzen Einfluß an, um die drohenden Ehren zu hintertreiben. Als die Feſtordner ſeine Büſte von der Bibliothek erbaten, weigerte ſich Meyer, „ein Kunſtwerk von ſolchem Werthe der Gefahr einer Beſchädigung auszuſetzen. Zudem entſtehe, was den guten Geſchmack anbelange, noch die Frage, ob ſich Schiller durch eine Darſtellung ſeiner Idee von der Glocke in Pappe, auch wirklich ſo geehrt fühlen werde, wie man zu erwarten ſcheine.“ Das war der erſte Strich durch die Rechnung, der zweite war, daß der regierende Bürgermeiſter trotz früher gegebener Zuſage plötzlich die Benutzung des Stadthausſaales verweigerte, indem er unter Anderm vorgab, daß der neugelegte Fußboden leiden werde. Alle Vorſtellungen waren vergebens, alle Zuſicherungen von Schadenerſatz fruchtlos. Schiller, durch ſeine Verehrerinnen hiervon in Kenntniß geſetzt, benahm ſich in ſo ſchwierigen Umſtänden eben ſo klug, als human. Er ſchrieb am 5. März an die Gräfin Henriette von Egloffſtein: „Ich will hoffen, daß die böſen Geiſter, welche die heutige Vorſtellung geſtört haben, nur an dem Tag und nicht an der Sache ſelbſt ihre ſchlimme Laune auslaſſen wollen, und daß das Vergnügen, welches ich mir von dieſer Vorſtellung verſprach, nur aufgeſchoben iſt.“ Schließlich dankte er aufs höflichſte für die freundliche Geſinnung, an Goethe aber ſchrieb er: „der fünfte März iſt mir glücklicher vorübergegangen, als dem Cäſar der funfzehnte.“ Der Zufall ſpielte in jenen Tagen wunderbar. Am Morgen des ſechſten März ward der Bürgermeiſter wegen ſeiner großen Verdienſte vom Herzog zum Rath erklärt, und wenige Tage darauf las man auf dem Theaterzettel: Ueble Laune von Kotzebue.**)

Die Sozietät, meldete Schiller am 10. März, ſcheint nach den

*) Briefwechſel mit Schiller II., 367—370. Schiller's Reiſe nach Leipzig (Auguſt 1801) hatte nichts mit dem Feſte zu thun. Nicht die Gräfin Einſiedel, ſondern Gräfin Henriette von Egloffſtein war, wie ich aus beſter Quelle weiß, Schiller's Jungfrau.

**) Schiller-Goethe'ſcher Briefw. II., 368.

Zuckungen, die ſie ausgeſtanden, noch ganz entkräftet zu ſein und in kaltem Schweiße zu liegen. Aber die Klique ruhte nicht. Jetzt ſuchte ſie gegen Schiller einen Nebenbuhler aufzuſtellen und in Collin's Regulus ihre Antike zu produziren. „Geiſt und Bruſt, ſchrieb Knebel begeiſtert über Regulus an Böttiger, das brauchen wir.“ Wieder ward der Herzog präokkupirt, er verlangte von Schiller ein Gutachten über dieſes Drama. Schiller erklärte in einem Billet, er könne „die Regelmäßigkeit nur alsdann für verdienſtlich halten, wenn ſie mit poetiſchem Gehalt verknüpft ſei.“ Ich will die böſen Geiſter, welche in dieſer Zeit die kleine Reſidenz aufregten, nicht weiter ans Licht ziehen. Sie wagten doch Goethe's Iphigenie, welche Schiller zum 15. Mai einſtudirte, nicht zu beläſtigen. Aber, wenn Schiller ſchon dieſes Unternehmen als praktiſcher Dramatiker bedenklich fand, ſo ſah er mit gelinder Verzweiflung, daß Goethe feſt darauf beſtand, auch den Alarkos zu geben. Schiller ſchrieb, er fürchte eine totale Niederlage: „Und es ſollte mir leid thun, wenn die elende Partei, mit der wir zu thun haben, dieſen Triumph erhielte.“ Goethe, in ſeinem „Haß auf alle das Packzeug“, war ſo weit gekommen, daß ihm am Gelingen nach außen jetzt gar nichts lag, daß er nur dieſe äußerſt obligaten Versmaaße ſprechen laſſen und hören wollte, und ſo groß dachte er von Schiller's Herzen, daß er ihm ſogar zumuthete, Friedrich Schlegel's Stück einzuſtudiren. Schiller ſah, es galt jetzt, ſolidariſch zum Freunde zu ſtehen. Das Einzige, was ihm übrig blieb, war, das Stück ſich mit einer gewiſſen Vornehmheit über die Bretter ſtehlen zu laſſen. Aber ſeine Beſorgniß ward durch die Aufführung gerechtfertigt. Es regte ſich eine ſtarke Lachoppoſition und Goethe ſoll mit einem donnernden: Man lache nicht! dazwiſchen gefahren ſein. Mögen Andre in das Lachen einſtimmen. Für mein Gefühl hat dieſe Leidenſchaft, die durch eine Reihe von Nichtswürdigkeiten ſo weit gebracht war, etwas Erſchütterndes. Die Dinge ſehen alle etwas anders aus, wenn man ſie im Zuſammenhange ſieht.

Die romantiſche Schule machte ſomit auf dem Theater Fiasko. Schiller's Braut von Meſſina, 1803, fand dagegen lebhaften Beifall. Goethe's natürliche Tochter ſah Schiller mit den Augen des Freundes an, bald aber, bei einer Aufführung in Lauchſtedt, erkannte er die ermüdenden Längen des Stückes.

Dem Mangel an guten Luſtſpielen ſuchte man durch eine Preis-

ausschreibung in den Propyläen abzuhelfen. Es liefen über ein Dutzend Lustspiele ein, keines war des Preises würdig. Schiller selbst trug sich eine Zeit lang mit dem Plan einer Komödie, Körner redete tapfer zu, aber wiewohl Schiller glaubte, in derjenigen Gattung, wo es auf Verwickelung ankomme, etwas leisten zu können, wiewohl er in mehreren Stücken komische Streiflichter aufsetzte und an dem flacheren Spiel der Phantasie in andern Dichtern, z. B. dem Ariost, das größte Behagen fand, so meinte er doch, daß sein ganzes Wesen von Anfang an zu ernst angelegt sei. Was keine Tiefe habe, könne ihn nicht dauernd fesseln.

Carlo Gozzi's reizende Märchenwelt lockte ihn zur Uebertragung. Hier wird, wie in einigen Stücken Shakspere's, das Schreckliche unendlich leicht genommen. Bei Gozzi erklärt sich durch die stehende komische Maske die Tollheit sogleich als Tollheit. Dieser Umstand, welcher aufs klarste zeigt, ein wie enges Gebiet die Dichtkunst hat, wenn sie ganz an die volksthümliche Schauspielkunst gebunden ist, und welcher Gozzi's Stücke durchaus verhindert, zu wirklichen Kunstwerken zu werden, macht eine Verpflanzung auf unsre Bühne sehr schwierig. Schiller fehlte vielleicht auch darin, daß er hier motiviren und verbinden wollte, was gerade durch seine krasse Unmittelbarkeit eine so groteske Wirkung macht. Er gab der Turandot einen substantiellen Zug, indem er sie sagen läßt:

> Ich sehe durch ganz Asien das Weib
> Erniedrigt und zum Sklavenjoch verdammt,
> Und rächen will ich mein beleidigtes Geschlecht
> An diesem Männervolk.

Die Frage steht noch offen, wie weit das Phantastische und Grausige in der Komödie zu benutzen ist. Da es gewiß ist, daß wir aus unsern Gesellschaftsformen nicht zu einer poetischen Komödie gelangen können, so verdient Schiller's Versuch die höchste Anerkennung, denn nur auf der Brücke solcher Versuche schritt Donna Diana später zu köstlichem Gewinn auf unsre Bühne. Durch das Interesse, welches er für seine schönen Räthsel zu erregen wußte, hob er den Mittelpunkt des Stückes auf ganz eigenthümliche Weise in die Sphäre eines Verstandesspiels, wie es vor Allem unserem räthselliebenden Volksgeiste entspricht. Schiller war mit dem theatralischen Erfolge des Stückes in Weimar zufrieden. Für die Dresdener Bühne mußte er mit einiger Mühe die Scene nach Schiras verlegen, weil die chinesischen Kostüme fehlten. Solche Arm-

ſeligkeiten ſollte man nicht vergeſſen, wenn man Schiller's Bemühungen für die deutſche Bühne beurtheilt. Daß Schiller aber einer ganz praktiſchen, realiſtiſchen Richtung, wo ſie hingehörte, entgegenkam, bewies er durch ſeinen Paraſiten, ein Luſtſpiel, welches er im Sommer 1803 aus dem Franzöſiſchen des Picard frei überſetzte*). Selikour war eine von Seydelmann's beſten Rollen. Der Neffe als Onkel, ebenfalls nach Picard, machte bei der Aufführung viel Glück, wiewohl die Schauſpieler nach Schiller's Meinung „ſudelten". An den Verſuchen mit dem antiken Luſtſpiel ſcheint er keine Freude gehabt zu haben.

Vor Allem war Schiller's Auge auf ein Repertoir guter Nationalſtücke gerichtet. Seine Jugendwerke, vom Publikum öfter verlangt, vermochte er, den Don Carlos ausgenommen, nicht umzuſchmelzen. Klopſtock's Herrmannsſchlacht nahm er 1803 in Angriff, fand aber das „kalte, fratzenhafte, herzloſe Produkt" zu ſeiner Betrübniß für die Bühne ganz ungeeignet. Leſſing's Emilia, Minna von Barnhelm, wurden wieder einſtudirt, Nathan bearbeitet und am 28. November 1801 aufgeführt. Den Götz wagte Schiller nicht in die Scheere zu nehmen, doch ſtand er mit kühnen Entſchließungen dem Verfaſſer treulich bei und war vom erſten Anfang bis zur Vorſtellung beim Einſtudiren behülflich. Stella hat er in Scene geſetzt.

Wenn man weiß, was es ſagen will, ein Stück gewiſſenhaft durch gründliche Leſe-, Zimmer- und Enſembleproben hindurchzuführen, wenn man erfährt, daß der kränkliche Schiller dieſes Geſchäft auf dem kalten Podium bei allen Goethe'ſchen und vielen andern Stücken übernahm, wenn man erwägt, gegen welche Partei er ſeinem Goethe zur Seite ſtand, wie wenig ein kleines Publikum ermuthigt, ſo wird man zugeben, daß er — ſeine vierhundert Thaler Penſion redlich abverdiente. Und bei ſolchen Anſtrengungen ſchenkte er nicht der Weimariſchen, ſondern der Deutſchen, zum Theil der Bühne aller Nationen, noch fünf Original-Dramen, welche außer einem einzigen wahrhaft volksthümlich ſind.

Dieſe Dramen für die Uebertreibungen der Schauſpieler verantwortlich machen, heißt Shakſpere für das abſcheuliche Outriren verantwortlich machen, welches man jetzt auf engliſchen Bühnen ſieht. Von einer Mitſchuld Schiller's an der Unnatur, welche Devrient der Wei-

*) Das Original iſt in Verſen und führt den Titel: Médiocre et rampant ou le moyen de parvenir.

mariſchen Schule zur Laſt legt, könnte doch nur die Rede ſein, wenn Schiller mit den Leiſtungen der Weimariſchen Bühne einverſtanden geweſen wäre. Aber er fand ſie mittelmäßig, nannte ſie „Hausmannskoſt.“ Nur Madame Wolff erwarb ſeine Zufriedenheit und eine Schauſpielerin wie dieſe, in welcher wirkliches Talent den Intentionen der Dichter entgegenkam, beweiſt für dieſe Intentionen mehr, als alle Anekdoten und Goethe's Schauſpielerregeln, welche von einem kleinen Raum abſtrahirt und gegen den kraſſeſten Naturalismus gerichtet waren, dagegen. Schiller wußte recht gut, daß ſich mit einem Fleck und Schröder beſſer Komödie ſpielen ließ, als mit Bohs und Haide, ſein Ideal war ein Theater in einer großen volkreichen Stadt, und ein eignes Haus für das Drama.

Nie vielleicht iſt ein Fortſchritt zu reinerem Styl allmählicher und geſunder gemacht worden, als von Schiller. Nach drei Stücken, an denen ſich das Genie des Schauſpielers kraftvoll entzünden konnte, ging er zum Jambus über, dennoch löſte er für die Bühne auch jetzt noch den Vers in Proſa auf. Zehn Jahre lang hatte die Schauſpielkunſt Zeit, ſich nach Schröder's Vorgang am Don Carlos in die rythmiſche Form hineinzufinden. Sie ließ dieſe Zeit faſt ungenutzt verſtreichen. Alle Welt deklamirte Bürger's und Schiller's Balladen, ſollte man gerade bei einem Schauſpieler gar kein Ohr für rhythmiſche Formen vorausſetzen? Nun ſchloß ſich Schiller in Wallenſtein's Lager an eine Form an, welche in zahlloſen Gedichten und Fabeln lebendig war. Was Wunder, daß auch die Schauſpieler den Knittelvers ſprechen konnten? Dann folgten in größeren Pauſen zuerſt jambiſche Stücke, und erſt in der Maria eine lyriſche Stelle. Waren dieſe Anforderungen wirklich ſo gewaltſam? Waren die Dichter, und namentlich Goethe, nicht von der Rezitation der Unzelmann vollkommen befriedigt? Alſo, war es Goethe's Kunſtprinzip, oder die Noth, welche ihn zwang, mit Anfängern oder ihm nicht gewogenen Schauſpielerinnen, rhythmiſche Exerzitien zu machen? Und giebt es endlich irgend beglaubigte Zeugniſſe, daß Schiller ein ſklaviſches Einſchulen der Schauſpieler für nöthig hielt? Die gelehrte Schauſpielkunſt hat Schiller's Verdienſte anerkannt, aber die Anerkennung hat einen fatalen Beigeſchmack. „Auch war es Schiller's hingebender Eifer insbeſondre, der die außerordentliche Thätigkeit, dieſe binnen ſechs Jahren ſo erſtaunlich anwachſenden Reſultate der neuen Bewegung her-

vorrief, Reſultate, welche ſchon wegen der geleiſteten Arbeit um ſo mehr Anerkennung verdienen, als daneben doch auch alle Forderungen des bisher gültigen Geſchmacks befriedigt wurden, die Stücke von Iffland und Kotzebue, Zſchokke u. ſ. w., ſo wie die Opern und Poſſen, welche an der Tagesordnung waren, ihren Platz fanden.“ Schon wegen der geleiſteten Arbeit?! Das klingt verteufelt tagelöhnermäßig.

In der That, es gehörte der heroiſche Muth Schiller's dazu, um bei einem ſo miſerablen Repertoir, bei ſo armſeligen Verhältniſſen, nicht an dem bretternen Gerüſte zu verzweifeln. Dieſer Muth verließ ihn keinen Augenblick. So wenig exkluſiv dachte er, daß er der Bühne zu Liebe noch nach Vollendung der Jungfrau wieder zur Proſa zurückkehren wollte. Seine theatraliſche Thätigkeit iſt nicht eine Wiederaufnahme des exkluſiven, des gelehrten Drama's, ſondern eine Aufhebung dieſes Gegenſatzes, eine Verſöhnung von Dichtung und Bühne, von idealer und realer Forderung. Schiller's Dramen haben, wie wenige andre, lange nachdem der Meiſter dahin war, wenigſtens auf Abende den Schauplatz immer wieder zu einem geweihten Bezirk erhoben. Volksthümlicher und dichteriſcher, als Leſſing's, haben ſie die Schauſpielkunſt aus der Stubencharakteriſtik zum großen und freien Styl der Geſchichte hinausgeführt. Andre Zwecke verlangen andre Mittel. Andre Zeiten werden andre Dramatiker bringen. Aber hinter Schiller zurückgehen wird ſein Nachfolger eben ſo wenig, als verſuchen, ihn nachzuahmen. In ſeinem Sinne Dichtung und Bühne zu erneuern, iſt die Aufgabe der Gegenwart.

## III.

### Die Jungfrau von Orleans.

Böttiger hat ſogenannte handſchriftliche Geſtändniſſe des Dichters über die Jungfrau von Orleans in der Minerva für das Jahr 1812 mitgetheilt. Daß der von Döring herausgegebene Brief Nr. 350, welcher mit dieſen Geſtändniſſen faſt wörtlich übereinſtimmt, ein untergeſchobener ſei, hat ſchon Hoffmeiſter, wiewohl ohne Beweis behauptet. Ich halte, da man alle Urſache hat, Böttiger nichts zu glauben, dieſe Geſtändniſſe in beiden Geſtalten für untergeſchoben. Man urtheile: Schiller ſpricht bei Böttiger von drei Plänen, welche er in Bezug auf die Jungfrau gehabt und ſagt, wenn es „die Zeit und das kurze, drängende Leben“ geſtattete, ſo würde er die beiden andern Plane ebenfalls ausführen. In der That, ein ſo horribler Gedanke, daß nur ein Böttiger ihn erfinden konnte. Ich frage meine Leſer, ob ein Dichter, der, ſobald er ſein Handwerk verſtand, bei jedem Stoffe ſo gewiſſenhaft nach der einen, nothwendigſten Form trachtete, nur den Gedanken denken konnte, dieſelbe Heldin in drei verſchiedenen Stücken vorzuführen, ſie in dem einen als Hexe zu Rouen verbrennen, im andern als Heilige unter den Fahnen ihres Volkes ſterben, im dritten ſie vielleicht gar leben zu laſſen. Der übrige Theil der genannten Geſtändniſſe iſt ganz in demſelben Styl nichtsnutzigen Geklatſches, fadeſten Unſinns gehalten. Es konnte z. B. Schiller nie in den Sinn kommen, unter dem ſchwarzen Ritter den Geiſt des eben gefallenen Talbots zu verſtehen.

Halten wir uns blos an die brieflichen Mittheilungen des Dichters an Körner und Goethe und vor allem an das Drama ſelbſt, welches ſehr einfach, klar und verſtändlich iſt, wenn man es nur mit grabem Blicke anſehen will.

Schiller iſt am 16. Juni 1800, dicht nach der Aufführung der Maria, mit einer neuen Arbeit beſchäftigt. Am 28. Juli ſchreibt er Körner, daß das Sujet das Mädchen von Orleans, daß der Plan bald fertig ſei und daß er binnen 14 Tagen an die Ausführung zu gehen hoffe. Körner hat einige Schriften über das Hexenweſen ſenden müſſen, indeſſen findet Schiller dieſe platten und gemeinen Fratzen wie natürlich in ihrer nackten Realiſtik für ſeinen Zweck nicht tauglich, und wie er ſich ſeine eigene Aſtrologie geſchaffen, muß er ſich ſeinen eigenen Hexen- und Wunderglauben für ſeine dramatiſche Welt zubereiten. Er hat ſich das Sujet eigenthümlich zurecht gelegt und ſein ganzes Herz hängt an dem Wunſch, es ſeinem hohen Ideale gemäß auszuführen. Da er in Weimar in einer geräuſchvollen Straße wohnt, flieht er im Auguſt aufs Land nach Oberweimar, aber die anhaltende Hitze und anderes Ungemach treibt ihn nach wenigen Wochen in ſeine Häuslichkeit zurück. Im September, es mag hier erwähnt werden, lieſt er mit Intereſſe Woltmann's Schrift über die Reformation. Der Zuſammenhang der theologiſchen Revolution und der neueſten philoſophiſchen fällt ihm beſonders auf, dort der Abfall von Kirchenſatzungen, hier von Dogmatismus und Empirie. Schiller beſucht dann Goethe in Jena, der Monolog der Helena, welchen Goethe vorlieſt, macht Schiller Luſt, auch in ſeiner Jungfrau den Trimeter anzuwenden. Wieder nach Weimar zurückgekehrt, verfaßt er, zur größten Freude des Freundes, ſeinen Brief für die Propyläen, in welchem er die als Löſung einer Preisaufgabe im Gebiete der ſtyliſirten Zeichnung eingeſandten Werke beurtheilt. Am 26. September bittet er Goethe um Herrmann's Metrik, er will ſich über die Natur des Trimeters aufklären. Aber er kann ſich aus dieſem Buche ſo wenig wie Goethe vernehmen und die Scene zwiſchen Montgommery und Johanna iſt auch ohne Herrmann's Hülfe am 19. November fertig. Bald darauf nehmen die ſchon erwähnten Anſtalten zu einer ſäkulariſchen Feſtfeier ſeine Zeit in Anſpruch, und eine ſchlimmere Sorge umfängt ſeine ganze Seele, als Goethe zu Anfang des Jahres 1801 lebensgefährlich an einer Blatterroſe erkrankt. Er kann ſich bald der Geneſung des Freundes freuen und lieſt ihm im Februar drei Akte der Jungfrau vor. Eine verbeſſerte Ausgabe des Don Carlos und der niederländiſchen Geſchichte, die letzte Durchſicht des Makbeth und der Maria halten die Vollendung des Dramas auf. Er hofft ſie in Jena, in der Einſamkeit

ſeines Gartenhauſes beſſer zu fördern und nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt daſelbſt, bei welchem er wenigſtens ſeinen Einſatz gewinnt, finden wir ihn am 1. April wieder in Weimar. Am 7. April ſendet er die vier erſten Akte an den Buchhändler Unger in Berlin, welchem er die Tragödie bereits im Herbſt um 100 Karolin für ſeinen Taſchenkalender verkauft hat. Am 20. April hat Goethe bereits das Ganze geleſen und ſein Urtheil lautet: „Es iſt ſo brav, gut und ſchön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß.“ Gewiß das richtigſte, wenn auch das kürzeſte Urtheil, welches je über dieſe Tragödie gefällt iſt.

Schiller hat, wenn ihn auch bei der Maria und der Braut von Meſſina vielleicht eine gewiſſe Vorliebe für die geſchloſſene Form der Tragödie leitete, immer den Grundſatz erfüllt, daß ſich der Begriff der Tragödie mit jedem neuen Werke erweitere, daß jedes Süjet ſeine eigne Behandlung verlange. Natürlich zwang ihn ein Völkerkampf, auf deſſen Grunde ſich ſeine Heldin erhob, zu einer größeren Ausdehnung der Handlung und einem kühneren Wechſel von Ort und Zeit. Die Hiſtorie verlangte wieder eine vollſtändige Aufnahme ihrer Hauptmomente, dabei mußte doch die Einheit der Handlung bewahrt, die Hauptperſon, welche hier alles Andere überragte, in ihrem inneren Leben, in ihrem tragiſchen Geſchick klar herausgeſtellt werden.

Es iſt behauptet worden, die Lektüre Calderon's und die Tendenzen der romantiſchen Schule hätten auf Schiller's Jungfrau einen verderblichen Einfluß geübt. Schiller ſchreibt im Beginn ſeiner Arbeit an Körner über die ſpaniſche Poeſie: „ſie iſt das Produkt eines andern Himmels und einer ganz andern Welt. Für unſere deutſche Poeſie glaube ich nicht ſoviel Ausbeute darin finden zu können, als du hoffſt, weil wir einmal mehr philoſophiſche Tiefe und mehr Wahrheit des Gefühls als Phanſaſieſpiele lieben.“ Welche Quellen Schiller benutzte, darüber giebt es keine glaubwürdige Nachricht. Vielleicht regte ihn Heinrich VI. von Shakſpere an, die Pucelle von Voltaire war ihm bekannt. Er war ſich wenigſtens der Ehrenrettung, welche er Voltaire gegenüber der Jungfrau gab, bewußt. Uebrigens konnte ihm Dufresnoy's Geſchichte der Pucelle und eine Sammlung von 28 Handſchriften über den Prozeß der Johanna von de l'Averdy im dritten Bande der Notices et Extraits des Manuscripts de la Bibliotheque du Roi, welche 1790 zu Paris erſchienen war, zu ſeiner Auffaſſung einen ſichern Anhalt leihen. Aber die eigent-

liche Idee ſeiner Tragödie war durchaus die Frucht ſeiner innerſten Natur.

Wer dieſem himmliſchen Werke des Genius gegenüber ſagen kann, Schiller's Poeſie ſei eine Treibhauspflanze, der ſieht offenbar die ganze Welt als ein Treibhaus an und hat in dieſem Treibhauſe zu viel Sonne aufs Haupt bekommen. Schiller's Jungfrau ruht mit allen Wurzeln in der damaligen Zeit und im deutſchen Volke. Es iſt nothwendig, ſich dieſe Zeit zu vergegenwärtigen. Die deutſche Reichseinheit war aufgelöſt. Der furchtbare Stoß der franzöſiſchen Republik, welche in Napoleon ihre dämoniſche Spitze fand, hatte das Band zerſprengt, welches die beiden ſeit der Reformation ſich feindlich gegenüberſtehenden Hälften Deutſchlands loſe zuſammenhielt. Oeſterreich hatte die Früchte ſeiner egoiſtiſchen Politik geerntet. Von Preußen und dem Reich im Stich gelaſſen, hatte es um ſeine eigene Exiſtenz gekämpft, und war vom Sieger niedergeworfen. Im Weſten waren die deutſchen Fürſten Satrapen des erſten Konſuls geworden. Der Norden ſah dem Falle des übrigen Deutſchlands in der gefährlichen Galgenfriſt einer ſchimpflichen Neutralität zu. Aber ſchon fluchte und murrte in Berlin eine Kriegspartei bis in die höchſten Regionen hinein, und ein ſchwacher Fürſt, der Fürſt Primas von Dalberg, ein Ueberläufer, ſprach es auf einem Fürſtentage aus, daß nur eine ungetheilte energiſche Erhebung in allen Gauen dem Strome Einhalt thun könne, der näher und näher ſeine verderblichen Wogen ergoß. Mit der Weltbürgerlichkeit war es endlich vorbei. Napoleon hatte den beſten Theil ſeiner Sendung erfüllt. Dieſer Charakter in ſeinem freudeloſen Fatalismus ward, wie Karoline von Wolzogen erzählt, unſerm Dichter ein Greuel. Vandalen nannte er die Franzoſen im Hinblick auf die geraubten Antiken in Paris, und in der Glocke (1799) pries er den Trieb zum Vaterlande als das edelſte der Bande. Er rühmte, was an den Deutſchen zu rühmen war, den freien ſelbſterſchaffenen Werth der deutſchen Kunſt und ſah in der deutſchen volksgebornen Dichtkunſt eine Geiſtesverwandte, eine Schweſter jener volksgebornen Prophetin und Heldenjungfrau von Frankreich. Beide Hand in Hand, beide prophetiſch, ſollten der deutſchen Erhebung vorangehen, welche Schiller mit Seherauge vorausſah.

Seit dem Einfall der Franzoſen in Deutſchland trug ſich Schiller noch mit einem andern dramatiſchen Plane, welcher das männliche Sei-

tenſtück der Jungfrau genannt werden kann. Es ſind die Maltheſer. Ich habe mir die Erzählung der Fabel bis zu dieſer Stelle aufgeſpart. Sie wird uns nicht von unſerem Gegenſtande ablenken.

Malta iſt von der ganzen Macht Solimann's belagert, welcher dem Orden den Untergang geſchworen hat. Die Flotte der Türken liegt, ein Wald von Maſten, vor beiden Seehäfen der Inſel. Das Fort St. Elmo iſt von den Türken ſogar zu Lande angegriffen, ſie beabſichtigen es mit Sturm zu nehmen. Alles kommt darauf an, daß die Ritter dieſes Fort halten, die Vertheidigungsmittel ſind gut, Entſatz iſt von Sicilien aus in naher Ausſicht. Aber die Gefahr wächſt, die Uebermacht des Feindes iſt entſchieden, nur durch die einmüthigſte Begeiſterung, durch einen opferbereiten Sinn, durch jenen Geiſt, der den Orden und ſeine Gelübde geſchaffen hat, iſt hier ein Ausharren, ein Sieg zu hoffen. Jedoch, der Geiſt des Ordens iſt entflohen, die Ritter ſind verweltlicht, unter Laſtern und Ueppigkeit haben ſie ihre Tapferkeit, ihren Gehorſam verlernt. Die Ritterſchaar, welche St. Elmo vertheidigt, murrt über die Drangſale dieſer Vertheidigung und verlangt vom Großmeiſter, daß er das Fort preisgebe. Lavalette, der Großmeiſter, erkennt die ganze Bedeutung des Moments. Er fühlt, daß von ihm aus ſich ein neuer Geiſt über den Orden ergießen müſſe. Aber er ſelbſt iſt in ſich nicht einig. Auch er hat das Gelübde der Keuſchheit gebrochen. Väterliche Sorge um ſeinen Sohn, St. Prieſt, welcher in der Ritterſchaar von St. Elmo ſich befindet, lähmt ſeine Maßregeln. Erſt eine Empörung jener Schaar giebt ihn ſich ſelbſt zurück.

Er beſchließt, durch ein großes Beiſpiel den Geiſt des Ordens wieder herzuſtellen. Er fordert die Aelteſten und Jüngſten der übrigen Ritter auf, die aufſätzige Schaar von St. Elmo abzulöſen und ſelbſt die Vertheidigung des Forts zu übernehmen.

In dieſem Augenblick naht ſich ihm ſein Sohn, welcher ſo wenig wie ein Anderer der Ritter ahnt, in wie naher Beziehung er zum Großmeiſter ſteht. Der junge Ritter erklärt, daß er durchaus mit den Empörern keine Gemeinſchaft habe, er wolle mit Lavalette auf dem Fort ausharren. Dieſer, von Rührung übermannt, giebt ſich St. Prieſt als Vater zu erkennen und beide wollen vereint in den Kampf gehen.

Von dieſem Entſchluß, wie von der nahen Beziehung der beiden erhalten die aufrühreriſchen Ritter nicht ſobald Kunde, als ſie be-

beſchämt zum Gehorſam zurückkehren. Eine tiefe Reue, eine feurige Begeiſterung erfaßt ſie, die Zwietracht ſchmilzt in die herrlichſte Eintracht um. Sie ſuchen durch die flehentlichſten Bitten den Großmeiſter zu bewegen, daß er ſich für den Orden erhalte. Widerſtrebend willigt er ein. Die Ritter kehren mit St. Prieſt nach St. Elmo zurück. Das Fort wird von den Türken erſtürmt, aber ihr Sieg wird durch die Tapferkeit der Vertheidiger zu einer moraliſchen Niederlage. Lavalette hat den Verluſt ſeines Sohnes zu beklagen, er erhebt ſich über den Verluſt, indem er in allen Rittern ſeine Söhne ſieht und die Kraft des Ordens nun als unbedingt und unendlich erkennt.

Ich will auf eine äſthetiſche Würdigung dieſes Planes nicht eingehen. Meine Vorgänger haben ihn, wie die eitle Kritik es liebt, faſt über die ausgeführten Werke geſtellt. Ich finde, Schiller that wohl daran, mit der Ausführung zu zaudern und der Herzog bewies großen Takt, indem er ſie nicht beeilte. Der ſich ſchonende Großmeiſter mag recht weiſe und legal handeln, er mag einen recht moraliſchen Eindruck machen, äſthetiſch angeſehen iſt dieſe Selbſtſchonung von höchſt zweifelhaftem Werth. Aber die Idee dieſes Planes war die Idee des Tugendbundes, die Herſtellung des geiſtlichen Sinnes aus der Verweltlichung, der Einigkeit aus der Zwietracht durch große Beiſpiele, war das Eine, was Noth that.

Noch eindringlicher, mit der ganzen Gewalt der Vaterlandsliebe redete dies Eine, was Noth that, aus der Geſchichte und der Geſtalt der Jungfrau. Ich will nicht bis auf den Urſprung des Krieges zwiſchen England und Frankreich zurückgehen, welchen Eduard III., der Vater des ſchwarzen Prinzen, um den Thron von Frankreich begann und in welchem die engliſche Vaſallenrevolution ſich austobte. Ich will nur daran erinnern, daß Frankreich im Laufe des Krieges ſich in zwei große Parteien, die Orleans'ſche und Burgundiſche, ſpaltete. Das Haupt der Orleans'ſchen, König Karl VI. war in Wahnſinn gefallen, ſeine Gemahlin Iſabella von Baiern vom eignen Sohne, dem Dauphin, vom Hofe verwieſen, hatte ſich mit dem Herzog von Burgund zu den Engländern geſchlagen, deren König Heinrich V., mit Katharina, der Tochter des wahnſinnigen Königs vermählt, die Regentſchaft mit kräftiger Hand behauptete. Sein Tod gab das Signal zu einem erneuten Kampf um die Selbſtändigkeit Frankreichs. Denn wiewohl das Pariſer Parla-

ment den Dauphin von der Succeſſion ausgeſchloſſen hatte, ſo ſtand dieſer, unterſtützt von der Orleans'ſchen Partei, unter dem Titel König Karl VII. von einem großen Theil des franzöſiſchen Volkes anerkannt, immer noch im Beſitz eines anſehnlichen Gebietes. Der neue König von England, Heinrich VI., war noch im Kindesalter. Die franzöſiſche Nationalität regte ſich auf allen Enden und ihre Wiedergeburt aus tiefſter Zerrüttung erſcheint faſt wie ein Wunder. Der König verzweifelte nach der erſten Niederlage bei Verneuil, nur ſeine Gemahlin und ſeine Geliebte Agnes Sorel verhinderten, daß er ſofort nach der Provence entfloh. Sein Adel war männlicher geſinnt, der tapfre Baſtard Dunois hielt die Stadt Orleans gegen die immer vordringenden Engländer, unter deren Fahnen Franzoſen gegen Franzoſen kämpften. Die Geiſtlichkeit der gallikaniſchen Kirche ſtand zum Könige Karl. Eine andre Hülfe erwuchs ihm, indem ſein furchtbarer Feind, der Herzog von Burgund, Philipp der Gute, ſich wegen Hennegau mit den Engländern entzweite und endlich kam aus dem nördlichen Theil von Frankreich die unerwarteteſte Rettung in Geſtalt eines Landmädchens, in welchem ſich die Kraft Brunhilden's, die Naturmyſtik der celtiſchen Druiden mit der Gewalt Deborah's und der frommen Ascetik des Chriſtenthums vereinigt zu haben ſchien. Dieſes Weib, in der Stille des Dorfs erwachſen, ſtill, wie die Natur, wird von der Noth des Vaterlandes ergriffen. Die Beiſpiele der heiligen Geſchichte reden zu ihr mit feurigen Zungen, ihre Träume, ihre Gebete kreiſen immer um dieſen einen Punkt und endlich hört ſie den erhabenen Ruf, den Luther in der Stille des Kloſters, den Cromwell unter den Eichen von Huntingdon vernahm. Sie ſchreitet von dem Dorfe Dom Remy an der Lothringiſchen Grenze mitten durch die Feinde zum Könige nach Chinon. Sie erweiſt ihre göttliche Sendung durch ihre Reden und bald, durch dieſe wunderbare Erſcheinung hingeriſſen, folgt Alles ihrer Fahne. Sie entſetzt Orleans, erobert Troyes und Rheims, und in der alten Stadt der Könige empfängt König Karl VII. ſeine Krone, Frankreich ſeine Größe wieder.

Bis hierher iſt Schiller der Geſchichte im Großen gefolgt. Das fernere Schickſal der hiſtoriſchen Jungfrau iſt ganz untragiſch. Sie geräth in die Gefangenſchaft der Engländer und wird in Rouen als Hexe verbrannt. In der Geſchichte ferner verbindet ſich der Herzog von Burgund erſt nach dem Tode der Jungfrau mit König Karl.

Schiller entnahm dieſer Thatſache ein herrliches Motiv. Die Verſöhnungsſcene zwiſchen Burgund und Frankreich gehört zu dem Schönſten, was die dramatiſche Dichtung hervorgebracht hat. Und das iſt Alles aus dem tiefſten Zeitbedürfniſſe heraus geſchrieben. Nicht einmal die Prophezeihung der Revolution als einer verdienten Volksrache konnte der Dichter unterdrücken. Wie mußten in jener Zeit in Norddeutſchland Stellen wie dieſe zünden:

Näher ſtets
Und näher wälzt ſich der Verheerung Rauch
An dieſe Thäler, die noch friedlich ruhn

und

Ihr Könige und Herrſcher
Fürchtet die Zwietracht!

und die Rede des Erzbiſchofs, wie wurde ſpäter Alles ſo wahr, wie erhielt jedes Wort ſeinen Kommentar in der Zeitgeſchichte!

Ihr ſeid vereinigt, Fürſten! Frankreich ſteigt
Ein neu verjüngter Phönix, aus der Aſche;
Uns lächelt eine ſchöne Zukunft an.
Des Landes tiefe Wunden werden heilen,
Die Dörfer, die verwüſteten, die Städte
Aus ihrem Schutt ſich prangender erheben,
Die Felder decken ſich mit neuem Grün
Doch, die das Opfer eures Zwiſts gefallen,
Die Todten ſtehen nicht mehr auf! — —
— — Fürchtet die Gottheit
Des Schwerts, eh ihr's der Scheid entreißt!

Man brauchte nur ſtatt Frankreich, Deutſchland zu ſetzen und Alles paßte. Das aber war eine, vielleicht unbewußte Ironie höchſter Genialität, daß der Dichter diejenige Nation, welche Schmach und Gewalt verhängte, in ihrer eigenen Schmach zeichnete, daß er aus ihrem Schooße uns die Rächerin beſchwor und der geſchloſſenen Kraft teufliſchen Uebermuths die jungfräuliche Kraft der reinen Volkserhebung, heiliger Vaterlandsliebe entgegenſtellte.

Und doch, ſo tief das Stück im Volksboden wurzelte, ſo frei erhielt es ſich von einer rohen und unkünſtleriſchen Tendenz. Jungfräulich wie die Heldin ſelbſt, ſteht es da. Nur das innere Seelenleben dieſer

Heldin, ihr innerer Streit, ihre Schuld, ihr tragiſches Geſchick und ihre Verklärung ſcheint den Dichter geleitet zu haben. Er ſchreibt an Göſchen, dieſes Gedicht ſei ihm aus dem Herzen gefloſſen und noch einmal ſingt er in ſeinen bekannten Strophen:

Doch, wie du ſelbſt, aus kindlichem Geſchlechte,
Selbſt eine fromme Schäferin wie du,
Reicht dir die Dichtkunſt ihre Götterrechte,
Schwingt ſich mit dir den ewgen Sternen zu,
Mit einer Glorie hat ſie dich umgeben,
Dich ſchuf das Herz, du wirſt unſterblich leben.

Wenn irgend ein Drama, ſo iſt die Jungfrau ein Selbſtbekenntniß des Dichters. Es iſt das Myſterium eines gottbegeiſterten Idealismus, das wundervolle Bekenntniß eines Glaubens an den Sieg des reinen Geiſtes, eines Glaubens, welcher von je den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegte. Wer keine Ader dieſes Glaubens in ſich trägt, kann dieſes Werk nicht würdigen, kann den ächt tragiſchen, rein menſchlichen Konflikt nicht verſtehen, wird es mit rohen Händen betaſten und ſchmählich entſtellen. Wenn ich nicht im Stande bin, in wenigen Worten die ganze Kraft und Hoheit dieſes Werkes zu entfalten, ſo liegt es allein an der Unzulänglichkeit meines Wortes, nicht an Schiller's herrlicher Dichtung.

Das Vaterland iſt die höchſte ſittliche Macht in dieſer Tragödie. Jede Nation iſt zunächſt ein natürliches Ganze, ſie wird ein moraliſches Ganze, wenn ſie ſich ihrer Einheit bewußt wird. Selbſt das Weib wird bei einem rechten Volk von dieſer Glut durchflammt, von dem gemeinſamen Drang, den Feind des mütterlichen Bodens zu vertilgen. Bei allen Völkern von ſtarker Nationalität, im Alterthum bei den Juden und bei faſt allen modernen Völkern hat das Weib ſich in der höchſten Noth des Vaterlandes zu dem kriegeriſchen Mann geſtellt, den unkriegeriſchen angefeuert. Das Gebot heißt: du ſollſt nicht tödten. Im Kriege heißt es: du ſollſt tödten. Denn eine ebenſo mächtige natürliche Stimme ruft in unſerer Bruſt: du ſollſt dein Vaterland rein bewahren. Jeder Nationalkrieg iſt eine Offenbarung der Welttragik, iſt ſchon ein Konflikt ſittlicher Pflichten. Wie tragiſch vollends iſt es, wenn die Friedeweberin, mit dieſem ſchönen Namen nannten unſere Altvordern das Weib, Haſſes- und Todesweberin werden, den Männern

im blutigen Werk vorangehen muß, um zu zeigen, wie mächtig der Geist auch im Schwachen ist. Solch ein Entschluß ist nur in einer verzweifelten Lage, nur bei einem ungewöhnlichen Charakter möglich. Er stellt sich deshalb als ein Ruf von oben dar, aber er ist, indem der Mensch diesem Rufe folgt, eine so freie That, wie nur irgend eine bewußte That frei genannt werden kann. Auch für seine Gebete ist der Mensch verantwortlich. So faßt Merle d'Aubigné die Rufe von oben, welche Cromwell vernahm, mit Recht als die Frucht seiner Gedanken. So ist Johanna's Ruf der Entschluß ihrer Seele.

Warum muß Johanna dem Berufe des Weibes entsagen?

Wir stehen hier vor einem Naturgesetz des Idealismus. Der göttlichste Idealist sagte: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?" Jede große That verlangt einen in sich vom Wirbel bis zur Zehe einigen Charakter. Wer etwas Großes schaffen will,

Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Nur durch die unbedingte Hingebung an eine Idee entsteht im Menschen der Glaube an sich selbst und seine Sendung. Dieser Glaube wird Kraft. Selbst das Böse vollbringt Wunder der Konsequenz, so lange es an sich glaubt. Makbeth ist besiegt, als Makduff mit einem einzigen Worte sein Selbstvertrauen erschüttert. Dieses Naturgesetz aller Thatkraft kennt und befolgt der Idealismus. Mit solchem Idealismus, der sich unabhängig macht von allem außer seiner Idee, der die Natur zurückstößt, die Sinnlichkeit überwindet, überwand das Christenthum die Welt, und Schiller war, sobald man unter dem Christenthum mehr als das dogmatische versteht, ohne Frage der gläubigste Christ unter allen Dichtern. Aus diesem Geheimniß des Idealismus heraus erlegt sich Johanna nicht blos, wenn ich so sagen darf, eine abstrakte Jungfräulichkeit auf, sie scheidet sich von allen natürlichen Banden, um nur dem einen des Vaterlandes zu gehören; zu Vater und Schwestern hat sie kein Verhältniß, selbst die Neigung zum Manne versagt sie sich, der Männer begehrendes Auge ist ihr Entheiligung, erweckt ihr Grauen. Sie wird zum reinen Dämon der Nationalität. So lange sie mit sich einig, unaufgelöst von den Gefühlen des Weibes ist, bleibt sie stark, bleibt sie berechtigt. In Wahrheit, ein wundervoller Kreislauf! Das Vaterlandsgefühl, dieses so natürliche Gefühl steigert sich

in dem zarten Buſen eines Weibes zur völligen Geiſtigkeit, zu einer Lostrennung von allen natürlichen Banden.

Welch ein rührend erhabenes Schauſpiel! Aber wir zittern für die zarte Trägerin ſolchen furchtbar gewaltſamen Amts. Wir fühlen, wie bei Romeo und Julie, dieſes Weſen iſt dem Tode geweiht, der Inhalt muß das Gefäß zerſchmettern. Dieſen Eindruck müßte eine rechte Darſtellerin der Jungfrau beim erſten Wort auf uns machen.

Es iſt wahrhaft erſtaunlich, mit welcher hohen Kunſt, mit welcher innern Wahrheit nun der Dichter die Schuld der Heldin vorbereitet. Johanna hat ihr Werk begonnen. Aber als ſie den flehenden Montgommery zum Kampfe zwingt, als ſie ihn getödtet hat, iſt ſie erſchüttert, bleibt ſie gedankenvoll ſtehen. Wir erfahren, was es ſie koſtet, zu tödten.

In Mitleid ſchmilzt die Seele und die Hand erbebt,
Als bräche ſie in eines Tempels heil'gen Bau,
Den blühnden Leib des Gegners zu verletzen.
Schon vor des Eiſens blanker Schneide ſchaudert mir,
Doch, wenn es Noth thut, alsbald iſt die Kraft mir da,
Und nimmer irrend in der zitternden Hand, regiert
Das Schwert ſich ſelbſt, als wär' es ein lebend'ger Geiſt.

Auf einmal, Burgund gegenüber, verwandelt ſich ihre Aufgabe zu verhängnißvoller Milde. Sie wird Friedeweberin. Sie ſchmilzt durch ihre Rede das Herz des Gegners. Eine Waffenſtille tritt ein, für den gewaltſamen Aufſchwung ihres Herzens eine gefährliche Stille. Sie trägt den Kranz der Verſöhnung, die Zier des Weibes, ſie fleht um Gnade für Du Chatel, ſie preiſt die Gnade, ſie mahnt den König zur Menſchlichkeit für den letzten ſeines Volks. Sie iſt Weib geworden und reizt das Auge der Männer. Zwei edle Bewerbungen ſtürmen auf ſie ein, ſie erröthet, aber ſie verleugnet jede weibliche Regung. Zürnend mahnt ſie an ihre Sendung, ſpricht dieſelbe in ihrer ganzen ſchroffen Erhabenheit aus, endlich verlangt ſie, wie zur Rettung aus dieſen Verſuchungen, nach dem betäubenden Schlachtgewühl.

Mich preßt und ängſtigt dieſe Waffenſtille,
Es jagt mich auf aus dieſer müß'gen Ruh
Und treibt mich fort, daß ich mein Werk erfülle,
Gebietriſch mahnend meinem Schickſal zu.

Nun stürmt sie in die Schlacht, in die dichtesten Feindeshaufen. Eine unheimliche Gestalt in schwarzer Rüstung, mit geschlossenem Visir, auftauchend aus der trüben Staubluft des blutigen Tags, stellt sich ihr in den Weg, sie hat Talbot eben fallen sehen und doch scheint diese Gestalt dem Verhaßten ähnlich. Sie ist verwirrt; erhitzt, voll Begier folgt sie dem Phantom, weit vom Schlachtfeld hinweg. Der schwarze Ritter ist natürlich nicht Talbot's Geist, sondern das, wofür Johanna ihn erkennt, ein trüglich Bild der Hölle, ein widerspenst'ger Geist, heraufgestiegen aus dem Feuerpfuhl, um ihr Herz im Busen zu erschüttern. Es ist der höllischen Macht gelungen. Johanna ist erschüttert, betäubt. Auf einmal steht Lionel ihr gegenüber, er, der schönste, kraftvollste der englischen Führer, den sich die wilde Isabeau nicht ohne Grund zum Begleiter erbittet. Der Dichter hat mit einem feinen Zuge die nun folgende Regung Johanna's auch sinnlich motivirt. Johanna schlägt dem Gegner das Schwert aus der Hand, Lionel ringt mit ihr. Sie erfährt seine Männerkraft in dieser Berührung, wie Brunhild die Kraft Siegfrieds. Sie will ihn tödten, sie sieht dem Wehrlosen ins Antlitz und sein Anblick ergreift sie. Aber Lionel ist eine edle Natur, er verlangt den Tod:

Nimm mir das Leben auch, du nahmst den Ruhm,
Ich bin in deiner Hand, ich will nicht Schonung.

Ich glaube, daß Johanna's Liebe zu Lionel nicht so unbegreiflich ist, wie Tieck meinte.

Johanna schont das Leben des Gegners, und diese That, die in jedem andern Falle Pflicht gewesen wäre, wird durch den egoistischen Grund der Schonung eine Schuld, um so größer, je unbarmherziger sie den flehenden Montgommery getödtet hat, um so tiefer als Schuld empfunden, je gewaltsamer ihre frühere Grausamkeit war. So ist sie innerlich gebrochen, ihre blinde Hingebung an ihren Beruf ist dahin, sie *sieht* jetzt, sie trennt jetzt ihren Willen von dem heiligen Gebot und anstatt es als ein gewolltes zu erkennen, klagt sie es als ein nicht gewolltes an.

Doch du rissest mich in's Leben,
In den stolzen Fürstensaal,

Mich der Schuld dahin zu geben,
Ach, es war nicht meine Wahl.*)

Iſt das Alles nicht aus dem tiefſten Born der menſchlichen Seele geſchöpft!

Ebenſo meiſterhaft iſt nun die weitere Entwickelung. Scham bindet Johanna's Zunge. Soll ſie, die noch eben im ſtolzen Fürſtenſaal mit glühendem Eifer der Männer Auge als eine Entheiligung abgewieſen, jetzt bekennen, daß ſie ihrer Sendung untreu geworden, daß ſie den Feind ihres Landes liebe? Das Bewußtſein dieſer Schuld und zugleich die edle Schwäche des Weibes, die Scham, macht ſie ſtumm, ſtumm vor den Anklagen des Vaters. Nichts Schlimmes kann geſchehen, das dieſes hohe, ſo ſehr erſchütterte Gemüth nicht als Strafe für ihre Schuld empfände. Die Himmel bewegen ſich ihr zur Verdammniß, die Wehrhafteſte iſt wehrlos. Verkannt, ſchnell aufgegeben, roh nach ihrer Sendung gefragt, wie es dem Idealiſten ſo oft begegnet, bleibt ſie ſtumm, die Schuldbewußte hat keine Macht, als zu leiden. Verſtoßen von den Ihren, von jedem Heerde, muß ſie in die Hände des Feindes fallen. Aber im Leiden hat ſie ihre Kraft wieder erhalten, ſie ſtößt entſchloſſen die Leidenſchaft von ſich, die ſchwerſte Prüfung überſteht ſie in Lionel's Nähe, ihre innere Einheit giebt ihr übermenſchliche Stärke, ſie zerreißt ihre Feſſeln, noch einmal wird ſie die Retterin des Heeres und durch ihren Tod, nach dem ſie ſich ſehnt, beſiegelt ſie die Wahrheit ihrer Sendung, an welcher die ſtumpfe Welt zu raſch gezweifelt hatte.

Kann es eine natürlichere dramatiſche Handlung geben? Iſt nicht in dieſem einzelnen Fall das ewige Geſchick des Idealismus gezeichnet? Und iſt es nicht ein herrlicher Beweis für die ächt nationale und volksthümliche Geſinnung des Dichters, daß er dieſen erhabenen Idealismus mit lebendigem Athem beſeelte in der Hingebung eines Weibes an ihr Volk und Vaterland?

Die Charakteriſtik der übrigen Perſonen, die ganze Behandlung

*) So klagt Goethe's Harfner die himmliſchen Mächte an:
Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein; —
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden.

der dramatiſchen Form in Grazie, Verſtand und Kraft iſt faſt einſtimmig als meiſterhaft anerkannt.

Nur noch ein Wort über die Seherin und das Wunder. Man hat in dieſer Hingebung des Dichters an das kindliche Volksbewußtſein wieder eine Entfremdung vom Proteſtantismus und Gott weiß wovon ſehen wollen, damit der einmal ſchabloniſirte falſche Idealiſt aus Schiller herauskomme. Ich will nicht an Shakſpere's Geiſt, an Mephiſto im Fauſt ꝛc. erinnern. Aber, wenn der Kern der Handlung ſo geſund, die Freiheit des Charakters in ſeinem Schuldbewußtſein ſo klar entwickelt iſt, wie in der Jungfrau, ſo mag der Dichter alle Geiſter des Himmels und der Hölle zitiren, ſeine Perſonen hellſehen, weiſſagen und Wunder thun laſſen, ſo viel er will. Er hat dann zu Allem ein Recht, was er uns im Augenblicke — glauben machen kann. Und hierüber hat vor Allem das Publikum zu entſcheiden, jenes Publikum, zu welchem Männer wie Körner gehören. Das Publikum aber nahm und nimmt Schiller's Tragödie mit Enthuſiasmus auf.

Schiller hatte im richtigen Verſtändniß der Verhältniſſe in Weimar geäußert, er finde das Stück nicht für die Bühne geeignet. Das hinderte ihn nicht, es ſchleunigſt an die Theater von Berlin, Leipzig, Hamburg ꝛc. zu verkaufen und die Unzelmann im Herbſt deſſelben Jahres inſtändigſt zu bitten, ihren Beſuch in Weimar zu wiederholen und ihn durch eine Darſtellung der Titelrolle zu erfreuen. Leider blieb dieſe Bitte ohne Erfolg. Als Karoline Jagemann von einer längeren Reiſe zurückkehrte, war zwar ein Hauptgrund, der ſie an der Darſtellung der Jungfrau gehindert hatte, beſeitigt, allein erſt zum 23. April 1803 brachte der weiſe Schiller, vom Publikum vielfach beſtürmt, das Stück auf die Weimar'ſche Bühne. Er gab die Hauptrolle an Amalie Malcolmi, und leitete die Proben aufs ſorgfältigſte. Alles war von der Vorſtellung elektriſirt, der Erfolg ganz ungewöhnlich.

In Berlin ging die Jungfrau am 23. November 1801 mit unendlichem Beifall über die Scene*). Iffland machte freilich ganz gegen Abſicht und Beiſtimmung des Dichters aus dem Krönungszuge einen ſo

*) Nicht zu Neujahr und nicht zur Einweihung des neuen Schauſpielhauſes, wie Hoffmeiſter erzählt. Dieſe Einweihung glaubte man würdiger durch Kotzebue's Kreuzfahrer zu feiern.

glänzenden Operneffekt, daß das italieniſche Hoftheater, verzweifelnd, hiermit wetteifern zu können, laut über den Unfug ſchimpfte.

Gedruckt erſchien das Stück als Kalender auf das Jahr 1802 unter dem Titel: Die Jungfrau von Orleans. Eine romantiſche Tragödie von Schiller. Berlin, bei Johann Friedrich Unger, mit Titelkupfer. Es erlebte in demſelben Jahr drei Auflagen, 1804 die vierte, 1805 bei Cotta die fünfte. Von den Schlegels wurde ſeltſamer Weiſe die hiſtoriſche Jungfrau der poetiſchen entgegengeſtellt. Friedrich Schlegel gab 1802 eine Geſchichte der Jungfrau nach den Quellen. Auch eine Traveſtie erſchien. Das Alles iſt rettungslos in dem Strom der Zeit hinweggeſpült. Ueberſetzt wurde die Jungfrau ins Franzöſiſche von Cramer (herausgegeben von Mercier) 1802, von Karoline Pavlof 1839, von Cappon 1844, ins Italieniſche 1831 von Carlo Benj. Schade; ins Engliſche fünfmal. Soumet's Jeanne d'Arc heißt zwar imité de Schiller, iſt aber ein ſo durchaus eignes, ganz andres, armſeliges Produkt, daß ſelbſt die Rachel in dieſer Geſtalt die Titelrolle nicht beleben konnte.

Einen ganz unvergleichlichen Erguß ächter Volksbegeiſterung erntete Schiller bei der Aufführung dieſes Dramas in Leipzig, welcher er im September 1801 beiwohnte. Längſt hatte er ſich geſehnt, den Freund in Dresden wiederzuſehen. Im Sommer 1801 machte er ernſtliche Reiſepläne. Er wollte nach Dobberan ins Seebad, dann nach Berlin und Dresden gehen. Die größere Reiſe mochte ſich nicht mit ſeiner Abſicht, ein Haus zu kaufen vertragen, er begnügte ſich, nur die alten Getreuen wiederzuſehen. Am 9. Auguſt traf er in Dresden ein, wohnte mit ſeiner Familie und der Schwägerin einige Wochen auf Körner's Weinberg, vom 1. September ab in der Stadt. Die Freunde brauchten ſich nur zu ſehen, um den Bund früherer Zeiten zu erneuern. Körner weidete ſich an der geiſtigen Kraftfülle und Geſundheit, welche ſich in Schiller's Stimmung und Weſen ausprägte. Man genoß gemeinſchaftlich, was Dresden an Kunſtſchätzen bot. Zwei Freunde Körner's wurden auch Schiller lieb und werth, der Eine, ein junger Juriſt, Herr von Schönberg, der ſpäter als Oberpräſident von Pommern dem Namen des „guten und treuen" Schönberg Ehre machte, welchen ihm Schiller in ſeinem Briefe an Körner giebt; der Andere, ein Herr von Geßler, welcher aus der preußiſchen Diplomatie geſchieden, damals dem Berufe lebte, als Mann von Geiſt und Geſchmack ſein Geld zu verbrauchen. Nachdem Schiller ſich in dieſer Muße er-

holt und körperlich gestärkt hatte, schied er am 15. September von der herrlichen Stadt, wie Karoline von Wolzogen erzählt, mit tiefer Wehmuth, und reiste in Körner's Begleitung nach Leipzig. Göschen nahm ihn auf seinem Gute Hohenstedt gastfreundlich auf. In Leipzig spielte die Sekonda'sche Gesellschaft am 17. September die Jungfrau. Schiller war zugegen. Die Vorstellung war künstlerisch ungenügend, aber als der Vorhang nach dem ersten Aufzuge fiel, erscholl aus dem gedrängt vollen Hause der allgemeine stürmische Ruf: Es lebe Friedrich Schiller! Trompeten schmetterten mit rauschendem Tusch darein. Am Ende der Vorstellung stürzte und drängte Alles eiligst aus dem Hause, den geliebten Sänger in der Nähe zu sehen. Als die hohe, leidberührte Gestalt erschien, trat die Menge ehrfurchtsvoll auseinander, rasch entblößten sich alle Häupter, eine tiefe Stille umfing den Dichter, als er durch die lange Reihe schritt. Alle Herzen, alle Augen strebten ihm zu, die Väter, die Mütter hoben ihre Kinder empor und flüsterten: der ist es! das ist er!

## IV.

### Die Braut von Meſſina.

Der Sommer war vergangen, ohne daß ſich Schiller für eine neue Arbeit entſchieden hatte. Die Theater, welche er auf ſeiner Dresdener Reiſe ſah, hatten ihm faſt den Muth für eine Tragödie in ſtrengerem Styl benommen, zu welcher ihn doch ſein Kunſtgewiſſen antrieb. Vielleicht beſtärkte ihn das Gaſtſpiel der Unzelmann, welches ihn bei ſeiner Rückkehr in Weimar empfing und die Anweſenheit Kotzebue's in einem Bedenken, welches ſein Brief an Körner ausſpricht, ob er nicht fortan, bei dem Zuſtande der Bühnen, lieber ſogleich ſeine Stücke in Proſa ſchreiben ſolle. Aber der treffliche Freund meinte, daß die Kunſt nicht auf die Ungeſchicklichkeit der Schauſpieler Rückſicht nehmen dürfe. Schiller beſann ſich auch bald eines Beſſern, und war entſchloſſen, ſeinen alten Weg fortzuſetzen und nicht mit ſeinen Herrn Kollegen um den erbärmlichen Marktpreis zu ſtreiten. Auch als Goethe ihm ſpäter begreiflich zu machen ſuchte, welche Erfolge er haben könne, wenn er mehr auf das „dramatiſch Wirkende" hinarbeite, gab er zu, daß dies auch ohne Rückſicht auf Theater und Publikum eine poetiſche Forderung ſei, aber auch nur als ſolche ihn beſtimmen könne. Ohne eine gewiſſe Innigkeit vermöge er nichts, wenn dieſe ihn auch freilich bei ſeinem Gegenſtande feſter halte, als billig ſei. Hoffmeiſter meint, wenn die Theorie unſerm Tragiker nicht ſo ſehr geſchadet hätte, möchte er wohl in einem bis zwei Monaten eine Tragödie haben vollenden können. Preiſen wir die Theorie, daß ſie uns und Schiller vor ſolchen Zweimonatstragödien bewahrte. Schiller zog es vor, ſtatt zu pfuſchen, lieber mit Hülfe von Werthes' Ueberſetzung Gozzi's Turandot zu bearbeiten. Sie war die Frucht des Winters auf 1802.

Daß Schiller mit andern Uebeln, als ſeiner Theorie zu kämpfen hatte, mögen folgende Notizen erweiſen: Dezember, Frau und Kinder an den Maſern krank, am 2. Januar Schiller ſelbſt von einem heftigen Krankheitsanfall daniedergeworfen. Dazu Schlegel's Jon, und Kotzebue's leidenſchaftliche Verehrung.

Alles ging glücklich vorüber. Kotzebue entſtürmte, nach Aufführung ſeiner „üblen Laune", wüthend nach Jena und die Ruhe in Weimar und das Kränzchen der Zwölf ward wieder hergeſtellt.

Dennoch kam Schiller zu keiner ſelbſtändigen Produktion. Zum Theil aus Schuld ſeiner Wohnung, in welcher er ſich nicht iſoliren konnte. Er half dem Uebel mit ſeiner gewöhnlichen Entſchiedenheit ab. Schon im November 1800 ſchreibt er an Unger, er wolle ſich ein Haus kaufen. Jetzt machte er Ernſt. Ein Engländer, Melliſh, mit Schiller befreundet, hatte ſich ein hübſches Haus an der ſogenannten Esplanade gebaut, er wünſchte es loszuſchlagen und überließ es im Februar Schiller für mehrere Tauſend Thaler. Es galt nun, baar Geld zu ſchaffen. Schiller erbat ſich von Göſchen das Honorar für eine neue Auflage des dreißigjährigen Krieges, und ein Oekonom Weidner zu Oberroßla gab 2000 Thaler auf Hypothek. Am 29. April hielt der neue Beſitzer ſeinen Einzug. Die für ihn beſtimmten Manſardezimmer waren in gutem Stande, aber die Stille, nach der er ſich geſehnt, gewährten ſie fürs Erſte noch nicht. In den übrigen Stockwerken waren Reparaturen nöthig. Unter ihm begann ein Hämmern und Nageln, daß der Fußboden zitterte, und erſt im Auguſt ward die Wohnung von Arbeitsleuten leer. Sie bot ihm die gewünſchte Einſamkeit, ſeine Fenſter hatten Sonne, den Blick ins Grün und eine — karmoiſinrothe Gardine; wie Karoline von Wolzogen erzählt, fand er, daß dieſer Farbeneffekt belebend auf ſeine Stimmung wirke. Aber in das neue Haus zog mit dem neuen Beſitzer zugleich die Trauer ein. Schiller's Mutter war in Stuttgart, wo ſie ſeit einiger Zeit lebte, ernſtlicher erkrankt, und wiewohl ſie ſogleich von ihrer Tochter Luiſe, welche bereits an den Pfarrer Frankh in Cleverſulzbach verheirathet war, hierher abgeholt wurde, ſo hielt Schiller es doch für nöthig, daß ſie in beſſere ärztliche Pflege käme. Er ſchrieb ſofort an Hoven, machte mit dem alten Freunde das Nöthige aus, bat die Mutter, ſich nach Ludwigsburg in Hoven's Behandlung bringen zu laſſen, und ſandte der Schweſter mit ſeiner gewöhnlichen

Zartheit eine Summe zur Beſtreitung außerordentlicher Ausgaben. Die Mutter mochte fühlen, daß ihr Stündlein gekommen ſei, ſie zog vor, in Cleverſulzbach zu bleiben, und war noch im Stande, ſelbſt dem guten Sohne in einem letzten Briefe zu danken. „Deine ſo große Liebe und Sorgfalt für mich, ſchrieb ſie, wird dir Gott mit tauſendfachem Segen lohnen. Ach, ſo giebt es keinen Sohn in der Welt mehr.“ Unter den heftigſten Leiden dankte ſie Gott mit Thränen, daß er ihr ſolche gute Kinder gegeben. Zwei Tage vor ihrem Hinſcheiden ließ ſie ſich das Bild ihres Sohnes reichen und drückte es an ihr Herz. Am 29. April ging ſie gottſelig aus einem gottſeligen Leben.

Schiller hatte ihren Tod mit einer merkwürdigen Sicherheit geahnt. Noch ehe er die beſtimmte Kunde hatte, nahm er ihn für gewiß an und ſchrieb an Chriſtophine, aufgelöſt in Trauer und Liebe: „O liebe Schweſter, ſo ſind uns nun beide liebende Eltern entſchlafen und dieſes älteſte Band, das uns ans Leben feſſelte, iſt zerriſſen. Es macht mich ſehr traurig und ich fühle mich ſehr verödet, ob ich gleich mich von geliebten und liebenden Weſen umgeben ſehe und euch ihr guten Schweſtern noch habe, zu denen ich in Kummer und Freude fliehen kann. O laß uns, da wir drei nun allein noch von dem väterlichen Hauſe übrig ſind, uns deſto näher an einander ſchließen.“ Als er aus den Briefen der Schweſter erſah, daß die Mutter an demſelben Tage geſtorben war, an welchem er in ſein Haus gezogen, erſchrack er über dieſes Zuſammentreffen.

Oftere Anfälle von Krampfhuſten mochten ſolchen Eindrücken einen ernſteren Nachhalt geben. Noch lagen herrliche Gebilde unvollendet in ſeiner Seele, noch war die Zukunft der Seinen ſo wenig geſichert. Ein wahrer Unſtern ſchien über dieſem Jahre zu walten.

Er hatte ſich zwar auf Körner's Anregung bei Unger und Cotta höhere Honorare ausgemacht. Beide bewilligten ohne Weiteres 1000 Thaler für jedes folgende ſeiner Dramen. Wenn er nur ein einziges hätte beginnen können! Ein Sujet geſellte ſich zum andern. Wenn er nur für eins ſich hätte entſcheiden können! Erhabnes Zaudern einer großen Seele! Denn gerade in dieſem Frühjahr hatte er im Tell ein herrliches Sujet ergriffen, und wenn auch zu den Maltheſern ſich immer noch nicht der Punkt finden wollte, auf welchen die Handlung mit voller Kraft zueilte, ſo war doch ein andrer Stoff, von dem ſpäter die Rede ſein wird, der Warbeck, bei all dieſem Schwanken faſt vollſtändig ſchematiſirt.

Schiller richtete sich an einem ihm verwandten, mächtigen Geist auf, einem Dichter, der mehr, wie irgend einer, ein politischer heißen kann. Er las in diesem Sommer den Aeschylus, von welchem er, wie es scheint, bisher nur den Agamemnon genauer kannte. Er las ihn in der Uebersetzung, welche Stolberg in seinen bessern Zeiten geschrieben. Eine neue Jugend trank er an diesem Wunderborn, und im August, nachdem sich Trauer und Klage und Ahnung in der Kassandra ergossen, griff er unter dem Stern des alten Dichters zu einem Stoffe, den er bereits über ein Jahr mit sich herumtrug, den Körner in Dresden unter dem Titel: Die feindlichen Brüder, bereits seinem Inhalt nach kannte, und in welchem Schiller einmal die ganze Nothwendigkeit der Form, diese Forderung seiner tief ernsten Natur, ersättigend erschöpfen wollte. Als er seiner Lotte die ersten Scenen der Braut von Messina vorlas, ergriff sie, wie sie an Fritz Stein schreibt, ein Staunen über die Kraft seines Geistes. Ende Januar war das Werk vollendet. Der Herzog von Meiningen, welcher in Weimar anwesend war, wünschte es kennen zu lernen. Da auf den 4. Februar der Geburtstag dieses seines freundlichen Dienstherrn fiel, lud Schiller ihn und eine größere Gesellschaft von Freunden und Feinden zu diesem Tage ein und produzirte sein Werk. Der Erfolg war ein so überraschend günstiger, daß er die Hoffnung faßte, es „sammt dem Chor" auf die Bühne zu bringen.

Man kann nicht über die Braut von Messina sprechen, ohne über die Schicksalstragödie zu sprechen.

Tieck, Solger ꝛc. behaupteten mit Unrecht, daß Schiller in den Wallenstein und einige andere Werke ein antikes Schicksal künstlich hineingearbeitet habe. Hoffmeister hat diese Ansicht ausführlich in seiner Kritik angewandt und sie ist in manches Buch übergegangen. Da auch Vischer sich gegen die Möglichkeit einer modernen Schicksalstragödie aussprach, so ließ ich mich selbst, ich gestehe es, zu dem Glauben verleiten, daß wenigstens in Schiller's Braut von Messina ein falscher Schicksalsbegriff angewandt sei. Ich bin durch ein wiederholtes Studium des Werkes davon zurückgekommen. Es handelt sich hier vor Allem darum, was Schiller in der tragischen Technik unter Schicksal verstand. Ich habe es bei seiner Theorie der Tragödie zu erklären gesucht. Hier will ich entwickeln, wie Schiller zu diesem Begriffe gekommen ist. Wir werden der antiken Tragödie gar nicht dazu bedürfen.

Das Wort Schickſal wird bei uns faſt ebenſo vieldeutig, faſt in derſelben Anwendung gebraucht, als das Wort Moira bei den Griechen*). Schickſal iſt zuerſt ein Paſſivum, ein Gegebenes, ein Loos. So heißt bei uns Armuth, Krankheit, ſelbſt Schönheit, auch ein gemeinſames Loos, wie der Tod, ein Schickſal. So nennt Shakſpere den Tod das Schickſal Aller. Zweitens iſt es ein Aktivum, und als ſolches gehört es bei uns zu jener Familie von unperſönlichen Mächten, welche ſich im Volke als ein kleiner heidniſcher Olymp neben dem chriſtlichen Himmel und der philoſophiſchen Idee gebildet hat, wie: der Himmel, das Glück, die Macht der Verhältniſſe, der Zufall, die Natur ꝛc. Dieſe Familie macht keinen Anſpruch auf religiöſe Verehrung. Allein, da man nicht immer auf Gott und den Teufel, als Urheber von allem Guten und Böſen reflektiren kann und will, ſo hat man jene Abſtraktionen für ein naives und unbefangenes Verhalten den Erſcheinungen gegenüber ſehr bequem gefunden und ſie werden ſchwerlich jemals wieder verſchwinden. Im vorigen Jahrhundert, wo man nicht gern den Namen Gottes unnützlich führte, kommt das Schickſal als ſolche Macht des Unvermeidlichen in allen Briefwechſeln vielfach vor. Ich brauche nicht daran zu erinnern, daß auch Hamlet ſchon vom wüthenden Geſchick ſpricht. Vielleicht iſt das Wort durch die Schickſalsdichter und ihre Gegner bei uns in Mißkredit gekommen. Es iſt aber ein recht gutes und brauchbares Wort und eine hirnverbrannte Anwendung darf uns nicht über ſeinen Werth in der Sprache täuſchen.

Die äſthetiſche Anſchauung hat es niemals mit religiöſen und rationellen Gründen, mit den Urhebern der Erſcheinungen, ſondern mit den Erſcheinungen zu thun. Der naive, und das iſt der äſthetiſche Menſch entdeckt in der Summe der Erſcheinungen vor Allem zwei Formen, er bemerkt in ſich einen Willen und etwas Gegebenes, was dieſem Willen widerſteht. Er iſt in eine beſtimmte Welt hinein geboren, in welche er eingreifen, mit beſtimmten Anlagen, welche er verwerthen ſoll. Er handelt und fühlt ſich frei, indem er handelt. Aber an ſich ſelbſt und außer ſich in der Welt fühlt er Schranken, die er überwindet, oder die ihn überwinden. Keine That, die er vollbringt, iſt ein reines Produkt ſeines Willens, er bedarf dazu eines Stoffes, und einmal geſchehen, iſt

*) Vergl. Nägelsbach, Nachhomeriſche Theologie, S. 141.

die That nicht mehr ſein alleiniges Eigenthum, über das er frei ſchalten kann, ſondern er theilt die That mit der Welt um ihn, ſie hält ihn feſt, indem ſie ſeine That iſt, und iſt ſelbſtändig, indem ſie außer ihm ſteht.

Der Dramatiker ſoll uns eine Handlung darſtellen und in dieſer Handlung das tiefere Weltgeſetz. Er iſt vor Allem äſthetiſcher Menſch, er hat nicht zu fragen, wo die Quelle der Erſcheinungen liegt, er ſchaut mit dem Blick des Kindes und Künſtlers ins Leben. Auch ihm gehen die beiden großen Gegenſätze auf, welche im Leben herrſchen. Auch er ſieht den Willen mächtig waltend, und um ihn brandend die Welt des Gegebenen. Aber er braucht als Techniker einen techniſchen Begriff für dieſes Gegebene, welches ſeinen Helden in der Welt empfängt und beſchränkt, welches ſich mit in ſeine Thaten ſpinnt, welches, als That des Helden, als Folge der That, wieder zum Gegebenen wird und endlich ſich als das ewig Seiende und Vernünftige mit Hülfe des handelnden und untergehenden Helden offenbart. Da aber der Künſtler als ſolcher nicht zu dieſer Reflexion auf das Vernünftige geneigt iſt, ſo wird er dieſem ganzen Komplex des Gegebenen, Werdenden, ewig Seienden, einen Namen geben, der zwar die fließende, unbeſtimmte, ſchweifende Oberfläche des Gegebenen, aber nicht das innerſte Weſen deſſelben ausdrückt. Und ſo kam Schiller zu ſeinem Schickſal. Es iſt die ſittliche Nothwendigkeit, aber *benannt* als verhüllte und blinde. Gerade der aktive und paſſive Gebrauch des Worts, die Anwendung auf Verhältniſſe, Geburt, Loos, einzelnen Fall und allgemeine Macht läßt das Wort Schickſal als das günſtigſte von allen ähnlichen erſcheinen. Alſo noch einmal: Schiller's Schickſal hat nichts mit dem Spuk der Schickſalsdichter zu thun. Wo er als Künſtler davon redet, iſt es der eben entwickelte techniſche Begriff. Wo ſeine Perſonen davon reden, haben ſie es zu verantworten, warum ſie nicht auf Gott und den Teufel oder die Jungfrau rekurriren.

Es wäre ein Leichtes, zu erweiſen, daß auch Shakſpere's Charaktere ihr Schickſal keineswegs ohne Amboß ſchmieden, und ich glaube erwieſen zu haben, daß Schiller's Helden ihr Schickſal ſo weit allein ſchmieden, wie es die Aeſthetik irgend verlangen kann. Es fragt ſich nun, ob es eine Tragödie geben kann, bei welcher der ſinnliche Schwerpunkt, wie ſonſt im Charakter und der Leidenſchaft, oder den Pflichten, hier in dem Gange der Handlung, das würde ſein, im Gange der ſittlichen Nothwendigkeit liegt. Eine ſolche Tragödie würde man in Schiller's Sinne

eine Schickſalstragödie nennen können. Viſcher, wie geſagt, hat die Frage verneint. Ich glaube, ſie iſt zu bejahen. Da auf dieſer Möglichkeit ein gutes Theil von Schiller's Ehrenrettung beruht, ſo darf auch wohl der Biograph an dieſer Stelle noch einmal von dem müden Leſer an den gütigen Leſer appelliren.

Die Weltordnung wird dem Menſchen durch nichts ſo begreiflich, als durch die Verkettung von Urſache und Wirkung in der Natur und durch die Unvermeidlichkeit der Folgen in dem Gericht der Geſchichte. Man kann die franzöſiſche und engliſche Revolution nicht leſen, ohne von dieſem Geſetz des Unvermeidlichen, durch welches ſich Folge an That und That an Folge hängt, erſchüttert zu werden. Wir nehmen an Charakteren, wie Ludwig XVI., kaum Antheil, er erſcheint nur wie ein Mittel, wodurch die ſittliche Idee ihr Gericht vollzieht. Spricht Hegel von einer Liſt des Weltgeiſtes und Viſcher von einer Ironie in der Bewegung der ſittlichen Idee, warum ſoll man nicht auch, denn ſo erſcheint er dem naiven Blick, von einem im Hinterhalt lauernden, ſelbſt tückiſchen Weltgeiſt, von einer unerbittlichen Nemeſis ſprechen und die ſittliche Weltordnung in dieſer Geſtalt furchtbarer Erhabenheit darſtellen können? Aber wie wird man die Unvermeidlichkeit der Folgen am einleuchtendſten, für den Volksverſtand am deutlichſten darſtellen können? Offenbar auf folgendem Wege. Der Held muß die Folgen klarer oder dunkler vorher wiſſen, er muß an das Eintreffen derſelben glauben und aus allen Kräften beſtrebt ſein, ſie zu vermeiden. Die ſchlagendſte Wirkung wird entſtehen, wenn eben die Mittel, welche am tauglichſten zur Vermeidung erſcheinen, die Strafe herbeiziehen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Geſtraften nicht unverdient leiden dürfen.

Schiller hat einen Plan hinterlaſſen: die Kinder des Hauſes, in welchem der Schwerpunkt ebenfalls in dem Gange der Handlung ruhen ſollte. Narbonne hat ein Verbrechen begangen, deſſen Folgen er fürchtet. Aufs klügſte ſucht er Alles zu wenden, um den Augen der Pariſer Polizei zu entſchlüpfen, aber gerade die Mittel, die er anwendet, um der Strafe zu entgehen, treiben ihn derſelben in die Arme. Eine ähnliche Aufgabe ſtellte ſich Schiller in der Braut von Meſſina. Nirgend zeigt ſich ſo ſehr die Unwahrheit des Eckermann-Goethe'ſchen Ausſpruchs, daß durch alle Werke Schiller's die Idee der Freiheit gehe, als vor dieſem Stück. Schiller iſt, wie jeder ächter Tragiker, eben ſo ſehr

Dichter der Weltordnung, er ist es vorzugsweise in der Braut von Messina, natürlich einer äußerst vernünftigen, hier freilich furchtbaren Weltordnung, wie sie den hartsinnigen Personen entspricht. Denn die sittliche Macht ist, wie der Mensch, in keinem Stücke ihrem ganzen Wesen nach zu erschöpfen, sie zeigt in der Komödie ein andres Gesicht als in der Tragödie und in der einen Tragödie ein andres, als in der andern.

Konnte man nur einen Augenblick glauben, daß es blos eine Formschrulle war, welche Schiller so mächtig zum Oedipus, zur aeschyleischen Tragödie zog? Kennt man denn Künstlernaturen so wenig? Weiß man nicht, daß Stoff und Gehalt und die Idee aus der geheimnißvollen Quelle seines Innern fließen, daß es die Keuschheit des ächten Genius ist, seine moralischen und intellektuellen Intentionen zu verhüllen? Ginge man blos nach seinen Reden, so hätte er die Braut nur geschrieben, um rasch etwas Fertiges vor Augen zu sehen, so hätte er nur ein Seitenstück zum Oedipus oder eine aeschyleische Tragödie machen wollen. Aber was packte ihn denn so gewaltig am Aeschylus? Es war die Religiosität des alten Tragöden, die Gewalt der Nemesis, der sittlichen Weltordnung, welche dort mit Götterstimmen redet.

Die Komposition der Braut von Messina kann sich an Scharfsinn dreist mit der Komposition von Emilia Galotti messen. Die vollkommenste Form des Unvermeidlichen scheint da zu sein, wo es als ein Geschehenes auftritt, wie im Oedipus. Schiller sagte selbst in Bezug auf dieses sein Lieblingsstück, daß das Geschehene weit fürchterlicher sei, als das zu Erwartende. Aber durch die Unabänderlichkeit des Geschehenen hat der Begriff des Unvermeidlichen einen großen Theil seiner dramatischen Energie verloren. Die Unvermeidlichkeit muß sich vor unseren Augen an dem Schein der Vermeidlichkeit durchsetzen, und es ist vielleicht ein Vorzug der Braut, daß beim Beginn nur erst ein Theil des Schrecklichen geschehen ist und im Laufe des Stückes sich enthüllt, der andre und furchtbarere Theil sich erst erfüllt. Denn indem so die Möglichkeit der Vermeidung offen gehalten ist, wird der Freiheit der Personen, welche zu einem wahren Weltbilde unumgänglich nöthig ist, Raum gestattet und eben dadurch die Unvermeidlichkeit der Folgen in ihrer ganzen Stärke gezeigt. Aeußerst kunstvoll hat Schiller ferner die Weissagung benutzt.

Im Oedipus ist sie gleichsam durch die Bekanntschaft mit der Sage als Inhaltsprolog vor dem Stücke aufgehängt und der Zuschauer vergleicht im Stillen den Gang der Handlung mit dem Inhalt des Orakels.

In der Braut kennt nur die Mutter die Weissagung. Manuel, Beatrice, handeln frei und entbinden durch Unbesonnenheit die furchtbare Kraft der Nemesis, welche *ohne diese Unbesonnenheit vollkommen unschädlich* geblieben wäre. Erst dann, wenn uns diese Unbesonnenheit durch den Chor eingeschärft ist, erfahren wir die Weissagungen, welche hier schon dadurch, daß sie zwei sind, nicht mit dem Anspruch des Alleinwahren auftreten, sondern nur der naive und unbestimmt ahnungsvolle Ausdruck der in den Verhältnissen schlummernden Tragik sind. Sie können für das Volk von Messina eben als solcher Ausdruck durch die Sprache der Thatsachen die Gewalt des Alleinwahren bekommen: für uns aber sollen sie das keineswegs, so wenig wie in der Maria der Katholizismus oder im Julius Cäsar der römische Staatsbegriff. Für uns liegt das Absolute ganz wo anders. Es liegt nicht im Zutreffen des Buchstabens, sondern des Geistes im Buchstaben. Und dieser Geist sagt uns, daß, wo einmal Zwietracht, Unredlichkeit, Frevel, Mißtraun, Schuldbewußtsein einen Daseinsboden, wie geheime Sumpfquellen, durchsickert und durchsogen haben, ein unbesonnener Schritt auf diesem Boden den Schuldigen in die Tiefe reißt. Hier *muß* das Böse fortzeugend Böses gebären, ja selbst das zufällig Gute beschleunigt den Krankheitsprozeß, wie stärkender Wein die Schwindsucht, weil der Organismus, der es aufnehmen soll, nichts taugt. Also, um es in der Sprache der gemeinen Moral zu sagen: Ist eine Schuld geschehen und fürchtet ihr die Folgen, seid offen, redlich, entschieden, werft euch ans Herz der Wahrheit, lebt nicht in dumpfem Triebe fort, verstopft nicht den Damm, der eure Lebensgüter schützt, mit einer Sünde und nicht mit einer Hoffnung, der Strom der Folgen schwillt nur an und reißt euch und die Euren mit euren Sünden und Hoffnungen dahin.

Das Leben ist der Güter Höchstes nicht,
Der Uebel Größtes aber ist die Schuld.

Welch ein schreiendes Unrecht hat man Schiller gethan, indem man sagte, wir müßten vor diesem Werke Alles zurücklassen, was uns heilig sei! Sprecht Schiller Charakteristik und eure Realistik ab, die nichts

als platte Proſa iſt, aber ſeine wahrhaft fundamentale Tüchtigkeit, Ehrlichkeit und ſittliche Geſundheit, die lernt erſt verſtehen, eh' ihr ſie dem deutſchen Volke zu verdächtigen ſucht.

Man hat geſagt, daß alle Perſonen in der Braut unſchuldig ſeien. Schiller hatte freilich ein ſehr zartes Gewiſſen. Aber mich dünkt, die Schuld wäre gar nicht ſo zart. Ein Blick auf das Herrſcherhaus von Meſſina wird uns darüber belehren. Ein nordiſches Geſchlecht, gaſtlich an der Küſte aufgenommen, hat die Freiheit der Gaſtfreunde mit Füßen getreten, und ſich zum Herrn der Stadt gemacht. Ein gewaltſamer Sinn iſt den Herrſchern geblieben. Der Sohn trägt Gelüſten nach ſeines Vaters Braut. Er raubt die Widerſtrebende, und mit dem Fluche des Vaters beladen ſchließt er wild und frech ſeine Ehe. Iſabella, wiewohl ſie mit Widerwillen das Haus des Gemahls betritt, thut nichts, die Schmach von ſich abzuwehren. Aus ſolcher Ehe erwächſt keine Liebe, aus den wüſten Stoffen der Leidenſchaft webt die Natur wüſte Geburten. Wenigſtens erſcheint der unnatürliche Bruderhaß der beiden Söhne, welche dem Paare geboren werden, dieſem ſelbſt wie eine Strafe und erweckt ihm Grauen. Die Poeſie ſoll nicht blos philoſophiſcher als die Geſchichte ſein, ſondern auch philoſophiſcher als die Natur. Beſtätigte die Phyſiologie nicht das Geſetz, daß der Geiſt auf die Sinnlichkeit zurückwirke, ſo dürfte doch der Dichter es mit der Vorſicht, wie es hier und in den Wahlverwandtſchaften geſchehen iſt, annehmen, und Richard III. heißt mit Recht die Ausgeburt der Zeit. Die Fürſtin Iſabella ſoll von Neuem Mutter werden. Der Fürſt, unſicher, immer die Nemeſis fürchtend, wird durch einen Traum erſchreckt. Aus ſeinem hochzeitlichen Bette ſieht er im Traum zwei Lorbeerbäume und zwiſchen ihnen eine Lilie erwachſen, welche zur Flamme ſich verwandelnd, ſein ganzes Haus verſchlingt. Voll Angſt befragt er ſeinen Gewiſſensrath und erhält die naheliegende Deutung von der Geburt einer Tochter, welche die Söhne ihm tödten und ſeinen ganzen Stamm verderben werde. Statt ſeinen Frevel an dem Vater nach der Sitte der Zeit zu ſühnen, oder die Zukunft auf ſich zu nehmen, die er verſchuldet hat und an die er doch glaubt, will er ſich durch den Mord des Kindes vor den Folgen ſchützen. Seine Gemahlin vereitelt den Mord und läßt die Tochter heimlich auferziehen. Auch ihr iſt ein Traum und eine Deutung geworden, wie ſie die Mutterhoffnung wünſchte. In heißer Liebesglut,

hat ihr ein Mönch geſagt, werde die Tochter die ſtreitenden Söhne vereinen. Nun lebt das Paar in einer ſchlimmen Ehe fort, der Mann mit dem Bewußtſein des Mordes, die Frau mit einem ſchweren Geheimniß vor dem Mann; dazu die Söhne, nur durch des Vaters eiſerne Strenge im Zaum gehalten, das Volk geknechtet, dieſe ganze Welt, ohne Liebe, ohne Vertrauen, atomiſtiſch zerfallen. Der Vater ſtirbt. Aber noch vor ſeinem Tode hat Don Manuel ohne Einſtimmung der Eltern einen Liebesbund geſchloſſen, von dem er ſelbſt verräth:

„Es brauchte weiter keines Menſchen Dienſt.“

Beatrice, ſeine Geliebte, hat ſich ihm leicht und unbeſonnen ergeben. Sie kennt ihre Eltern nicht. An demſelben Tage, wo ſich das Loos ihrer Geburt erklären ſoll, flieht ſie mit Don Manuel aus der Freiſtatt des Kloſters. Der Chor ſagt mit Recht:

Aber ſehr mißfällt mir dies Geheime,
Dieſer Ehe ſegenloſer Bund,
— — — — — —
Denn das Gute liebt ſich das Gerade;
Böſe Früchte trägt die böſe Saat.

Noch mehr, Beatrice wiederholt die Schuld ihrer Mutter, wie Manuel die des Vaters. Auch ſie hat ſchon ein Geheimniß vor Manuel. Sie war bei des Fürſten Leichenfeier im Dome und hatte dort eine Begegnung, welche ſie dem Gatten nicht verbergen durfte. Ich will die Handlung nicht weiter verfolgen. Daß dieſe Perſonen vollkommen frei handeln, wird jeder Leſer zugeben, ſo wie, daß ſie nicht ſchuldlos ſind. Aber, ſagt man, iſt es nicht ein bloßer Zufall, daß Don Manuel gerade Beatrice auffindet und liebt? Iſt es denn weniger Zufall, daß ſich Romeo gerade in die Tochter ſeines Feindes verliebt? Die eine Handlung iſt ſo natürlich herbeigeführt als die andre.

Das aber iſt ächt tragiſch, daß aus den Unbeſonnenheiten der Kinder, dem Verbrechen des Vaters und der vereinzelten menſchlichen That der Mutter, aus der man ihr doch wahrlich kein Verdienſt machen kann, ein Gericht ſich webt, welches mit allen Folgen auf die Seele der Mutter fällt, der Mutter, welche die wüſte Zerfallenheit der Familie, die ſchmachvolle Ehe nicht von Grund aus zu heilen ſtrebte. Aus ſolcher Läßlichkeit geht auch in der Geſchichte das gigantiſche Unheil auf. Dieſe Läßlichkeit, welche äußerſt gläubig zu ſein pflegt, ſo lange der

Glaube mit den Hoffnungen des Lebens ſtimmt, wird oft für keine Schuld gehalten. Aber es kommt nicht darauf an, ob Hiob im Glücke fromm iſt, ſondern wie er im Elende ſich bewährt. Und da ſehe man nun dieſe Mutter. Als ihre Glücksorakel gelogen haben, da geht ihr ganzer Glaube an alles Göttliche in Flüchen auf. Die Freiheit dieſer hoch- und bei allem Muttergefühl hartſinnigen Natur konnte nicht anders aus ihrer Läßlichkeit emporgeriſſen, nicht anders gebrochen werden, als durch die zerſchmetternde Entdeckung, daß ihre Rechnungen durch die ungebändigte Leidenſchaft, welche in den Kindern durch keine Erziehung gereinigt, ſondern durch Strenge geſteigert iſt, zu Schanden geworden ſind. Solchen Naturen wird jede Strafe, ja ihr ganzes Leben zu einem verhängten Geſchick, weil ſie es nicht aus dem tieferen Born ſittlicher Zwecke geſtalten. Kommt ſelbſt der Chor nicht über dieſen Glauben an ein Geſchick hinaus, ſo hat er doch eine Ahnung, daß es ein verhängtes, eine verhängte Strafe für böſe Thaten ſei, daß wer dieſe Strafe klüglich, das heißt, blos mit Verſtandesmitteln und nicht mit der inneren Erneuerung zu wenden ſuche, es ſelber erbauend vollende. Für uns aber hat Schiller das Schickſal in eine tiefere Ordnung aufgelöſt und indem er die Handelnden durch das Leiden, welches über ſie hereinbricht, zuletzt in Liebe vereinigt, indem die Mutter endlich nach tieferen Heilquellen für die Schuld ſucht, nach Gebet, Einſamkeit und innerem Aufbau, indem Don Ceſar das Gericht für ſeine Greuelthat an ſich ſelbſt vollzieht und mit der Schuld nicht leben kann, erweiſt ſich das, was ſie betroffen, als das einzige Mittel, welches dieſe wilden Naturen zum wahren und höchſten Gute heranziehen konnte, das heißt das ſcheinbar Zufällige erweiſt ſich als das Vernünftige und Nothwendige.

Der Dichter hat uns für ſeine Perſonen durch einen Glanz des Phyſiſchen zu intereſſiren gewußt, wie er ihn nur noch in der Maria Stuart entfaltet. Das erhebt die Braut von Meſſina ſo hoch über ihre Nachahmungen. Schiller ſchuf volle, ganze Menſchen. Dieſe Mutter, dieſe Brüder ſprechen ihren Stolz, ihre Leidenſchaft, ihre Empfindung bei allem Styl mit unwiderſtehlicher Wahrheit aus. Wir denken gar nicht daran, ob es möglich ſei, daß Menſchen zugleich an die Jungfrau und an die Götter glauben können. Wir ſehen, daß ſie trotzdem Menſchen ſind, folglich muß es möglich ſein. Und es iſt nicht blos möglich. Es war ein genialer Gedanke, aus dieſer Unordnung des Glaubens die

ewige Ordnung des Gewiſſens hervorgehen zu laſſen. Wie hier die Religionen nebeneinander geſtellt ſind, das erſcheint bei weitem nicht ſo unbegreiflich, als wie ſie heut zu Tage in dem unglücklichen Lande nebeneinander beſtehen, eine große Skala von Bildern, auf welcher jedes Bedürfniß der ſchwachen Seele ſeinen ſchmeichleriſchen Ton findet. Das aber iſt eine tiefe Wahrheit, daß der heidniſche Glaube an eine Nemeſis, an die Erynnien, welcher hier die Hauptſubſtanz des Chors bildet, noch immer unendlich beſſer iſt, als das faule Chriſtenthum der Herrſcher, das im Grunde heidniſcher iſt, als das Heidenthum ſelbſt.

Es iſt nicht zu leugnen, daß die Braut von Meſſina bei allen glänzenden Vorzügen einigermaßen den Eindruck des Künſtlichen macht. Ich glaube, der Grund liegt in dem freierfundenen Stoffe. Gerade bei einem Drama, wo der Schwerpunkt im Gange der Handlung liegt, ſollte vielleicht die Handlung den Charakter des wirklich Geſchehenen ſchon in den Namen der Perſonen an ſich tragen, wenigſtens müßte die geſchichtliche Umgebung mit mehr Beſtimmtheit gezeichnet ſein, als es hier geſchieht. Die Linien, aus welchen man ſich die Situation geſtalten muß, ſind in wenige Zeilen des Chors verſteckt und dadurch erhält die Grundlage des Stückes eine Unſicherheit, welche hier am wenigſten fühlbar ſein müßte.

Wenn dennoch der Effekt des Dramas bei einer guten Vorſtellung ein hinreißender iſt, ſo liegt dies nicht blos an der dramatiſchen Kraft einzelner Scenen, an der ſittlichen Wahrheit des Ganzen, ſondern an der Volksthümlichkeit, deren das Thema des Bruderhaſſes bei uns, wie bei den Griechen, theilhaftig iſt. Bereits in ſeiner Geſchichte des dreißigjährigen Krieges verglich Schiller das romaniſche und das proteſtantiſche Deutſchland zweien Brüdern, welche um das väterliche Erbe ſtreiten. Wie in den Räubern hält er in der Braut von Meſſina der Unvernunft ſolchen Haſſes den Spiegel vor. Mit Poſaunenton geht durch Schiller's drei letzte Werke die Mahnung: Seid einig, Ihr Fürſten! — fürchtet die Zwietracht! predigt die Jungfrau und die Braut von Meſſina. Männer des Volkes, ſeid einig, helft euch ſelber, predigt der Tell.

Ueber die Einführung des Chors und ihre Motive habe ich bereits geſprochen. Die Griechen fügten einzelne Schauſpieler zum Chor hinzu, das individuelle Element zur Menge, wir mußten aus dem individuellen Element wieder zur Gemeine ſtreben. So hat auch Kleiſt in ſeinem

Robert Guiskard, einem großartigen Torso, das Volk zwei Seiten lang als Ganzes reden lassen. Daß bei solcher Entstehung des Chors eine Theilung in Parteien sich sehr ungesucht ergab, leuchtet ein. Daß auch die Alten den Chor nicht immer als idealen Zuschauer faßten, beweist der Philoktet, in welchem der Chor, aus dem Schiffsvolk des Neoptolemus bestehend, tapfer mitlügt und nachher doch auch Edleres ausspricht. Die Menge ist eben elementarisch bewegt, der Blitz des Bewußtseins schlägt nur zu Zeiten und besonders durch Thatsachen in sie. Schiller hat die Uebergänge von der Leidenschaft zur Besinnung genügend ausgeführt. Auch daß dem älteren Bruder als dem Thronfolger die ältere, konservative Schaar anhängt, dem jüngern die jüngere Schaar, liegt nicht so fern, wie Wilhelm von Humboldt meinte. Daß endlich einzelne Glieder sprechen, wie Berengar ꝛc., ohne daß sie individuell gefärbt sind, ist mit Shakspere's Bürgern zu vertheidigen. Kurz, wie Schiller den Chor angewandt hat, ist, mit Ausnahme einiger zu langen lyrischen Ausführungen, nicht anzufechten. Verlangt die Aesthetik, daß das deutsche Drama zwischen der Antike und Shakspere die Mitte nehme, so muß es sich nothwendig vom Wesen beider nähren. Der Chor gehört aber zum Wesen der antiken Tragödie.

Nur darin, dünkt mich, griff Schiller fehl, daß er den Chor in seiner Vorerinnerung zur nothwendigen Ingredienz jedes dramatischen Stoffes machen wollte. Ein Uebergriff des Theoretikers, welcher indessen gar nichts für Schiller's künstlerische Grundansicht beweist, da er sofort durch die Praxis im Wilhelm Tell wieder aufgehoben, folglich als vorübergehender Irrthum anerkannt wurde. Die Kritik freilich hat sich auch hier wieder an den Schein statt an das Wesen gehalten und aus dieser Vorerinnerung, welche scharf und stark die Grundsätze aller ächten Poesie hervorhebt, dem Dichter ein Sündenregister zusammengerechnet, welches ich hier nur einfach mit der Forderung streichen kann, daß die Kritik Aesthetik studire und Schiller nicht die Worte im Munde verdrehe. Von der Vermischung der Religionen, welche Schiller hier mit gutem Fug angewandt, sagt er ausdrücklich, daß „diese Freiheit schwerer zu rechtfertigen sein möchte." Er hat sich ihrer fast in keinem andern Werke bedient. Dagegen findet sich bei Shakspere der Teufel mit den römischen Göttern ganz behaglich beisammen.

Wie soll der Chor dargestellt werden? Gewiß eben so wenig

ſingend, wie der Chor der Alten. Denn die Muſik löſt die intellektuelle Pfeilkraft des Wortes auf. Hätte Schiller etwas andres gewollt, als rhythmiſche Taktangabe durch Muſik und Orcheſtik, ſo hätte er an ſeine komponirenden Freunde wohl ein Wort darüber verloren. Den vorübergehenden Gedanken, daß ſich vielleicht aus den Chören der Oper eine edlere Geſtalt des Trauerſpiels entwickeln könne, hatte Schiller mit der Braut thatſächlich aufgegeben. Denn ſein Chor iſt das gerade Gegentheil der Opernchöre. Sein Chor ſtellt die Kraft des Worts und Gedankens der bloßen Stimmung des Opernchors gegenüber. Und jene Kraft vor Allem müßte in der Darſtellung zur Erſcheinung kommen. Zelter, der gewiß Muſik verſtand, bemerkt, daß die uniſono geſprochenen Stellen eine erſchütternde Wirkung machten und wollte den Takt mit leiſen Paukenſchlägen noch ſtärker markirt haben, als Iffland es mit Geſten vermochte. Wer jemals von einer gut eingeübten Knabenklaſſe einen Pſalm in dieſer Weiſe hat ſprechen hören, wird erfahren haben, daß der Eindruck von einer elementaren Gewalt iſt, an welche keine Muſik hinanreicht. Man mache, wie Zelter räth, mit geübten Sängern einmal die Probe.

Und ſo iſt denn die Braut von Meſſina, wiewohl als Experiment mit der einen Hand nach Turandot und Phädra hinüberfaſſend, doch das Experiment eines großen Dichters, voll Kraft und Leben, ſie iſt eine Behauptung, deren Beweis nicht vollſtändig durch das Werk ſelbſt geführt iſt, eine Behauptung, welche indeß weder durch die Kritik noch durch die Aeſthetik widerlegt werden kann, ehe nicht die Praxis der kommenden Jahrhunderte die Möglichkeit einer ſchöneren Menſchheit, eines großen Volkstheaters, und der einem ſolchen Theater und ſolcher Menſchheit entſprechenden großen plaſtiſchen Formen widerlegt hat. Nur ein Geiſtesbruder Schiller's wird ſolche Formen wieder aufnehmen dürfen.

Die Weimar'ſche Bühne führte das Stück am 19. März auf, nachdem ſchon am 27. Februar eine Leſeprobe gehalten war. Amalie Malkolmi, ſpätere Wolf, genügte als Iſabella den Anſprüchen des Dichters. Der Chor, zum größeren Theil in einen Cajetan, Berengar ꝛc. aufgelöſt, ward in einzelnen Stellen uniſono geſprochen. Der Eindruck war ungewöhnlich ſtark, wenn auch die Meinung über das vorwaltend Lyriſche und den Chor eine getheilte blieb. Schiller bekannte, daß er zum erſten Mal den Eindruck einer wahren Tragödie bekommen habe. Goethe hatte eine

unausſprechliche Freude an dem Werk. Dem jüngeren Theil des Publikums imponirte es ſo ſehr, daß man dem Dichter, in Weimar etwas Unerhörtes, nach dem Stücke vor dem Schauſpielhauſe ein Vivat brachte. Am 14. und 16. Juni ward es in Berlin gegeben. Iffland ſchrieb über die Aufnahme: „Gegenfüßler? Etliche. Totaleffekt? Der höchſte, tiefſte, ehrwürdigſte. Die Chöre wurden meiſterhaft geſprochen und ſenkten ſich wie ein Wetter über das Land. Gott ſegne und erhalte ſie und ihre ewig blühende Jugendfülle.“ Das Drama erſchien 1803 bei Cotta. Zwei Nachdrücke ſorgten in demſelben Jahr für ſeine Verbreitung. Es wurde ins Italieniſche durch W. E. Frye, Mannh. 1826, ins Engliſche von Irvine, ſpäter von Lodge überſetzt.

# V.

## Wilhelm Tell.

Schiller war mit ſeinem Aufenthalt in Weimar ganz zufrieden. Die Parteiung focht ihn wenig an. Nur die Hof-Etikette mit ihrer Scheidewand zwiſchen Adlig und Bürgerlich machte ſich in der kleinen Stadt unangenehm fühlbar. Nichts beweiſt ſo für den hohen Sinn von Schiller's Frau, als daß hieraus keine Haustragödien entſtanden. Die Situation war tragiſch genug. Der Schwager Wolzogen war ſeit 1801 Oberhofmeiſter. Nun ſtand von zwei Schweſtern die eine in ſehr naher Beziehung zum Hofe, die andere hatte, weil ſie einen Bürgerlichen geheirathet, ſelbſt den Zutritt verloren, deſſen ſie vor ihrer Ehe als Fräulein von Lengefeld theilhaftig war. Ja ſo unerſetzlich wichtig war dieſer ihr Adel, daß, wenn ſie bürgerlicher Abkunft geweſen wäre, ſie ſelbſt durch Schiller's etwaige Nobilitirung noch keineswegs hoffähig wurde.

Schiller war wohl einigemal für ſeine Perſon zu Hofe geladen, beſonders zur Herzogin Mutter, als Kotzebue dort ſeine neueſten Produktionen vorlas, allein auch hier nie in größerer Geſellſchaft. Als zur Zeit der großen Kotzebue'ſchen Revolution im Februar 1802 von neuem eine Einladung an ihn erging, bat er die Hofdame Anna Amalia's, Frau von Stein (am 2. Februar), es zu vermitteln, daß er wegen ſeiner Kränklichkeit auch ferner davon ausgeſchloſſen bleibe.

Karl Auguſt löſte endlich den Bann der Verhältniſſe. Seit der „beiſpielloſen Gefälligkeit", wie er Schiller's Delikateſſe in Betreff der Aufführung ſeiner Jungfrau nannte, ſann er darauf, dem Dichter eine Freundlichkeit zu erweiſen.

Er beantragte bei Kaiſer Franz II. Schiller's Erhebung in den Adelſtand. Voigt, welcher als Abfaſſer des Antrags die Verdienſte des Dichters um das heilige römiſche Reich aus allen Winkeln zuſammenſuchte, ließ Schiller's guten Vater, den ehrlichen ehemaligen Feldſcheer, raſch zum Oberſtwachtmeiſter avanciren, klammerte ſich mit ſorgfältiger Verſchweigung der Verdienſte, welche Schiller als Schauſpieldichter hatte, zuletzt zu Schiller's Ergötzen an den Aſt der deutſchen Sprache und ſo ward denn im Herbſt 1802 der Dichter der Räuber mit einem Diplom in vergoldeter Kapſel und rothem Sammet beglückt, welches begann: „Wir Franz der Andre, von Gottes Gnaden ꝛc. Wann uns nun allerunterthänigſt vorgetragen iſt, daß ꝛc.“ Der Vorderſatz haspelte ſich in reinſtem Kurialſtyl bis zu dem Wunſche des Herzogs, den Dichter „ſammt ſeinen ehelichen Nachkommen in des heil. röm. Reichs Adelſtand mildeſt zu erheben, welche Gnade er lebenslang mit tiefſchuldigem Danke verehren werde, welches derſelbe auch wohl thun kann, mag und ſoll.“ Das Diplom hob hervor, daß Schiller mit allgemeinem und ſeltſamem Beifall Vorleſungen gehalten, daß „ſeine Gedichte ſelbſt dem Geiſt der deutſchen Sprache einen neuen Schwung gegeben.“

Lotte ſchrieb über die neue Ehre an Fritz von Stein: „Sie kennen uns und wiſſen, was wir davon halten, der Kinder wegen iſt man ſchuldig, es nicht fallen zu laſſen, weil es einmal geſchehen iſt, ob wir gleich ziemlich gleichgültig die Folgen davon abſehen.“ Wilhelm von Wolzogen negotiirte in jener Zeit die Verlobung der ruſſiſchen Großfürſtin Maria Paulowna und des Erbprinzen von Weimar. „Wenn der junge Hof beginnt, ſchrieb Lotte in Bezug hierauf, könnte es uns vielleicht nützlicher werden, zu der Geſellſchaft des Hofes gerechnet zu werden. — Es kann jeder daraus ſehen, daß Schiller ganz unſchuldig daran iſt, und dies iſt es, was mich beruhigt. Denn eine Ehre zu ſuchen, hielte ich unter Schiller's Charakter.“ Daß er daran unſchuldig ſei, und wie es damit zugegangen, glaubte Schiller ſeinem Körner umſtändlich auseinanderſetzen zu müſſen und an Humboldt ſchrieb er: „Sie werden gelacht haben, da Sie von unſrer Standeserhöhung hörten; es war ein Einfall von unſerm Herzoge und da es geſchehen, ſo kann ich es mir um der Lolo und der Kinder willen auch gefallen laſſen.“

Schiller floh gern einmal aus dem Kleinleben der Reſidenz, aus ſeiner Dichtereinſamkeit in ein größeres Menſchengewühl. So machte

es ihm viel Spaß, sich „mitten in einem großen Militär zu finden“, als ihn im Mai 1803 die preußischen Offiziere in Erfurt zu einem Feste geladen hatten. Besonders waren ihm die alten gedienten Majors und Obersten interessant. Ja, im Sommer machte er, und zwar, ganz gegen seine Gewohnheit, ohne seine Familie, einen Ausflug nach dem Bade Lauchstedt, wo die Weimar'sche Truppe in einem neugebauten Theater seit 1802 Sommervorstellungen zu geben pflegte. Er traf dort am 1. Juli ein, und fand sich unter so vielen Menschen aus verschiedenen Gegenden ganz in seinem Element. Er aß im großen Salon in zahlreicher Gesellschaft. Da gab es preußische und sächsische Offiziere, Damen, wie er Lotten schrieb, mit recht hübschen Gesichtern. Alle Abend nach dem Souper wurde getanzt und den ganzen Tag Musik gemacht. Am 3. Juli traf der Herzog Eugen von Würtemberg ein und besuchte mit Schiller an demselben Abend das Schauspiel. Man gab die Braut von Messina. Viele Studenten waren von Halle und Leipzig herübergekommen, das Haus war bei einer Gewitterschwüle überfüllt. Leider störte das losbrechende Wetter die Vorstellung, Schiller wünschte sich weit hinweg, doch verlor er seine gute Laune nicht und wußte die Darsteller aufs liebreichste durch lobende Worte über den zweifelhaften, oft gänzlich vernichteten Eindruck zu trösten. Noch in später Nacht ward ihm ein Ständchen gebracht und auch am Morgen begrüßte man ihn mit Musik.

Die Aufführung der natürlichen Tochter, die Ansicht eines neuen Publikums gab ihm neue Blicke in die theatralische Technik. Er unterhielt sich gern mit einigen jungen Berlinern, und in dem Direktor der Hallenser Universität, dem Geheimerath Schmalz, lernte er mit Vergnügen einen klaren, jovialen und rüstigen Geschäftsmann kennen. Zu einem Manöver, welches unter großem Zulauf auf dem Wege nach Merseburg von sächsischen und preußischen Truppen ausgeführt wurde, ritt Schiller weit hinaus, „es gab, wie er nach Hause berichtet, malerische Gruppen und Bewegungen und weil heftig geschossen und geritten wurde, so hatte es ein ordentlich kriegerisches Ansehen. Mittags fanden sich die Kämpfer und Zuschauer bei der Tafel zusammen, wo es dann sehr über den Champagner herging, der hier mit sündlicher Verschwendung getrunken wird.“

Am 8. Juli war er auf dringendes Bitten in Halle bei Niemeyer,

dem Direktor des Pädagogiums, zum Besuch. Auch dort ward ihm im erlesensten Kreise Ehre und Liebesbeweis. Aber schon sehnte er sich in seine Stille zurück, nach seiner Lolo, nach den „lieben Narren", für deren Briefe er sich nicht zu bedanken vergißt und denen er Näschereien schickt. „Wenn ich von meinen Lieben getrennt sein soll, schreibt er, seine baldige Rückkehr verheißend, so muß wenigstens ein bedeutender Zweck dabei sein, aber dieser ist hier nicht und ich würde auch einen längeren Müssiggang nicht ertragen." Als er endlich wieder um die Mitte Juli daheim war, schrieb er Körner: „die größte Ausbeute die ich zurückgebracht habe, ist die Freude, wieder zu Hause zu sein."

Im September reiste der König von Schweden durch Weimar, und ließ sich Schiller vorstellen. Die Unterhaltung wurde französisch geführt. Das war für Schiller eine lästige Fessel. Aber Gustav VI. redete auch eine andere Sprache. Er sandte in Anerkennung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges, welche der schwedischen Nation so rühmlich sei, dem Verfasser einen Brillantring.

Dieselbe Zeit bringt uns einen schönen Zug aus Schiller's Charakter. Karoline von Wolzogen erzählt, daß Schiller in späteren Jahren gern ein Staatsamt bekleidet hätte. Sicher hätte er einen trefflichen Kultusminister abgegeben. Er besaß das erste Erforderniß dazu, ein warmes Gefühl für die Ehre und das Gedeihen der Lehranstalten. Seit fünf Jahren waren an der Universität Jena mehr Lücken entstanden, als ausgefüllt. Eine beispiellose Auswanderung hatte begonnen. Woltmann, Hufeland, Loder, Schütz, Schlegel's ꝛc. waren nach Preußen theils berufen, theils dahin abgegangen. Schütz und Erich hatten die schlausten Anstalten gemacht, die Literaturzeitung mit nach Halle zu übersiedeln. Paulus und Schelling erhielten Rufe nach Würzburg, Paulus Aussichten nach Halle. Schiller suchte Herzog und Ministerium zu nachdrücklichen Schritten zu bewegen, und wir sehen ihn in einem offiziösen Schreiben vom 2. September seinem Freunde Paulus eine Zulage anbieten, um ihn in Jena festzuhalten. Die Nachschrift eröffnet die lockendsten Aussichten: „Als Neuigkeit melde ich Ihnen, daß heut früh von Petersburg eine Staffette gekommen, die die Verlobung unseres Erbprinzen mit der Großfürstin gebracht hat. Es steht Alles dort aufs beste und auch in Absicht auf die Jena'schen Unternehmungen ist dieses Ereigniß, welches den nervum rerum gerendarum zusichert, nicht ganz

unwichtig.“ Schiller ging persönlich nach Jena, er hätte am liebsten selbst wieder gelesen, und neue Kräfte an sich ziehend, einen neuen Kern geschaffen. Er fühlte freilich, daß sein Beruf wo anders liege. Als alle seine Versuche, den Flor der Anstalt zu erhalten, Paulus und Andre zu fesseln, zu seinem ernstlichen Kummer vergeblich waren, gab er wenigstens Goethe, der seine Sorgen theilte, Namen und Einfluß zur Begründung einer neuen Literaturzeitung her, und tröstete sich einigermaßen mit dem Gedanken, daß andre Universitäten doch Jena plündern müßten, um etwas zu werden. Für Hegel, welcher seit zwei Jahren hier docirte, zeigte er, die Tiefe dieses Geistes erkennend, das lebhafteste Interesse.

Dieser kernige Gemeinsinn, dieses Wirken ins Ganze, damit „das Gute wirke, wachse, fromme“, ist Schiller um so höher anzurechnen, als er eben damals mit allen Sinnen einer neuen Schöpfung zugewandt war. Er komponirte den Wilhelm Tell.

Wie war er zu dem Sujet gekommen? Goethe sagt, er habe es Schiller abgetreten. Man hat daraus gefolgert, daß Goethe weit mehr, als das bloße Sujet abgetreten habe. Man hat Goethe's Bescheidenheit erhoben, um Schiller's Talent herabsetzen zu können. Man las natürlich den Körner'schen Briefwechsel nicht. Man beachtete nicht, daß der Stoff des Tell im gewaltigen Luftstrom der Zeit lag, daß im achtzehnten Jahrhundert bereits die Schrift Guillaume Tell, une fable danoise, vom Rath von Bern öffentlich verbrannt wurde, daß ein französischer Wilhelm Tell existirte und Johannes Müller's Schweizergeschichte in aller Händen war. Lotte Schiller hatte die Tellsplatte gesehen. So war auch Goethe auf seinem Ausfluge nach dem Vierwaldtstätterse 1797 die Sage nahegetreten. Er schrieb damals an Schiller, er wolle das Märchen Wilhelm Tell in einem epischen Gedicht behandeln. Schiller gratulirt zu dem Stoffe, den er jedoch sofort in seiner Weise ansieht, indem er antwortet: „aus dieser Enge des Lokalcharakteristischen öffne sich ein Blick in die Weite des Menschengeschlechts.“ Goethe begann seinen Plan auszubilden. Er wollte im Tell eine Art von Demos vorstellen, einen kolossal kräftigen Lastträger, der, um Herrschaft und Knechtschaft sich wenig bekümmernd, nur die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren kräftig und entschlossen sei. Eben so sollte sein Landvogt ein Tyrann von der behaglichen Sorte werden. Die Ausführung unterblieb, weil Goethe nicht sogleich eine

Form zur Hand war. Er hatte mit Schiller öfter über den Plan gesprochen, aber dieser dachte nicht daran, ihn für sich selbst in Anspruch zu nehmen.

Da liefen im Jahr 1801, schon vor der Dresdner Reise, denn der Stoff lag eben in der Zeit, Anfragen von mehreren Theatern ein, wie es mit Schiller's Drama Wilhelm Tell stehe, ob man es haben könne. Die Nachfragen mehrten sich. Das schien unserem Dichter ein Wink zu sein, er nahm Tschudi's schweizerische Geschichte vor und hier entdeckte er sein Süjet. Und wenn er ein dramatischer Anfänger gewesen wäre, er hätte erkennen müssen, daß hier ein dramatischer Stoff fast künstlerisch gruppirt ihm entgegen kam. Blicken wir mit dem Dichter in Tschudi's Chronik.

Tschudi führt uns in die Zeit des beginnenden vierzehnten Jahrhunderts. Das Reich gilt noch als Inbegriff höchsten Rechts für den weiten Umfang seiner Länder. Die Schwyzer Waldstätte, frei von Alters her, stehen unter seinem ehrwürdigen Schutz, leisten Kriegsdienste, ein Reichsvogt kommt in bestimmten Fristen, das Blutrecht zu sprechen. Aber die Kaiser beginnen bereits ihre Macht zu mißbrauchen. Sie erschleichen unter der Maske der Reichsmacht Rechte und Besitz, ja König Albrecht von Oesterreich wirft diese Maske ab und setzt österreichische Gewalt ein, wo kaiserlich Recht stehen sollte. Unersättliche Ländergier verlockt ihn, auch die drei Waldstätte wie österreichisches Land zu behandeln. Statt eines Reichsvogts schickt er österreichische Amtleute, das Blutrecht zu sprechen. Hier beginnt nun, was ich Tschudi's Drama nennen möchte.

Boten der Waldstätte kommen zum Kaiser. Sie verlangen Reichsvögte. Der Kaiser geräth in die größte Wuth und verspricht ihnen höhnisch, Reichsvögte zu senden. Geßler und Landenberg gehen mit tyrannischer Vollmacht in die Schweiz und nehmen, Unerhörtes beginnend, sammt ihren Statthaltern und Reisigen auf festen Schlössern ihren Wohnsitz in den Kantonen.

Tschudi knüpft zugleich die zweite Handlung an. Er erzählt, daß Kaiser Albrecht seines Bruders Sohne, dem Herzog Hans, sein rechtmäßiges Erbe vorenthalten habe. Während die größere Handlung als Vordergrund in der Schweiz sich entwickelt, kommt Tschudi einigemal ganz wie Schiller auf den Kaiser zurück, so daß die düstere Gestalt des großen Tyrannen drohend im Hintergrunde bleibt. Geßler und Landenberg sind nur seine Gewaltboten. Auch bei Tschudi dulden anfangs die Schweizer,

in Hoffnung, daß Gott ihnen von dem Kaiſer verhelfen werde. Starb er, ſo konnte bei Behauptung der Wahlfreiheit mit der neuen Perſon das Syſtem ſich ändern. Wir ſehen denn auch, ich will gleich hier dieſe Handlung abſchließen, bei dem Chroniſten die Ermordung des Kaiſers wie ein Gottesgericht mit dem Siege der Schweizer, und die Perſon des Johann Parricida mit der größeren Handlung verflochten. Herzog Johann flieht in die Schweiz, und, in die Reichsacht erklärt, die Jedem, der ihm Schutz gewährte, den Tod droht, ſucht er Hülfe bei den Schweizern. Die Waldſtätte verweigern dem Verfolgten und ſeinen Mitſchuldigen ihre Genoſſenſchaft. Wie man ſieht, war Schiller mit ſeiner Parricidaſcene ſehr unbefangen dem Chroniſten gefolgt.

Wenden wir uns nun zu der Haupthandlung in der Schweiz. Landenberg greift auch bei Tſchudi nicht perſönlich ein. Die Gewaltthat Wolfenſchießen's, die Selbſthülfe Baumgarten's, das, was Melchthal erduldet und verübt, ſind vereinzelte Zeichen des nahenden Sturmes. Dieſe Thaten verwirken jede Verſöhnung. Eine Wucht banger Erwartung, das ächte Kennzeichen dramatiſcher Stoffe, belaſtet ſofort die Seele des Leſers. Geßler tritt auf, Zwing Uri wird erbaut, der Hut aufgerichtet, Stauffacher's Haus bedroht. Unterredung Stauffacher's mit ſeinem Weibe, faſt wörtlich, wie bei Schiller, ſichre Zeichnung beider Charaktere. Melchthal, Walter Fürſt und Stauffacher ſchwören den Bundeseid. Noch wird der Adel in der Perſon des Attinghauſen als volksfreundlich und die gemeinſame Noth ſchwer mit empfindend, eingeführt, dann auf dem Rütli getagt und durch allgemeinen Beſchluß der Losbruch bis Neujahr verſchoben.

Somit lagen die gewöhnlichen Erſcheinungen einer Volkserhebung vor, das Zuſammentreffen vieler perſönlichen Motive, das Band der gemeinſamen Noth, die Verſchwörung. Es fehlte nur noch die Geſtalt, welche in ſolchen Fällen die Reihe des Gemeinſamen zu durchbrechen pflegt, das myſtiſch inſtinktive Element, welches in der Perſon des älteren Brutus das Gewand der Narrheit, in der Jungfrau das Gewand der Eingebung trug. Auch dies fand ſich bei Tſchudi. Tell (eigentlich der Einfältige, von Tälen) iſt bis jetzt nicht genannt worden. Wie nahe lag es Schiller, ihn vollſtändig zu iſoliren. Tell greift jetzt in die Handlung ein. Ganz beiläufig erwähnt Tſchudi erſt jetzt, daß Tell „ouch heimlich in der Pundts Geſellſchaft was." Ich laſſe nun,

um dem Leſer einen Begriff von dem „herodotiſchen faſt homeriſchen Ton“ zu geben, den Schiller an ſeinem Chroniſten pries, Tſchudi's Erzählung eintreten. Tell hat dem Hut kein Reverenz gethan.

„Alſo mornden (den folgenden Tag) darnach am Montag berufft Er (Geßler) den Tellen für ſich, fragt In trutzlich, warumb er ſinen Gebotten nit gehorſam wäre und dem König (Albrecht) ouch Ime (Geßlern) zur Verachtung dem Hut kein Reverenz bewieſen hette. Der Tell gab Antwurt: Lieber Herr, es iſt ungevärd (ohne Abſicht) und nit uß Verachtung geſchehen, verziehend mir's, wär ich witzig, ſo hieß ich nit der Tell, bitt umb Gnad, es ſoll nit mehr geſchechen. Nun was der Tell ein guter Armbruſt-Schütz, daß man In beſſer kum fund, und hat hübſche Kind, die ihm lieb warend, die beſchickt der Landvogt und ſprach: Tell, welches unter denen Kinden iſt Dir das liebſt? Der Tell antwort: Herr, ſie ſind mir alle gleich lieb. Do ſprach der Land-Vogt: Wolan Tell, Du biſt ein guter verruemter Schütz, als ich hör, nun wirſt Du die Kunſt vor mir müſſen beweren und Diner Kindern einem ein Oepffel ab ſinem Houpt müſſen ſchießen, darumb hab eben Acht daß Du den Oepffel treffeſt, dann triffſt Du In nit des erſten Schutzes, ſo koſt es Dich Din Leben. Der Tell erſchrack, bat den Land-Vogt umb Gottes willen, daß Er Ime des Schutzes erließe, dann es unnatürlich wäre, daß Er gegen ſeinem lieben Kind ſolte ſchießen, Er wölt lieber ſterben. Der Landts-Vogt ſprach: das mußt Du tun, oder Du und das Kind ſterben. Der Tell ſach wol, daß Er's tun mußt, bat Gott innigklich, daß Er In und ſin lieb Kind behüte. Nam ſin Armbruſt, ſpien (ſpannte) es, legt uff den Pfyl und ſtackt noch ein Pfyl hinden in das Göller (Koller) und legt der Land-Vogt dem Kind (das nit mer dann 6 Jar alt was) ſelbs den Oepffel uff ſin Houpt. Alſo ſchoß der Tell dem Kind den Oepffel ab der Scheitlen des Houptes, daß er das Kind nie verletzt. Do nun der Schutz geſchehen was, verwundert ſich der Land-Vogt des meiſterlichen Schutzes, lobt den Tellen ſeiner Kunſt, und fragt Ine, was das bedüte, daß Er noch ein Pfyl hinden in's Göller geſteckt hatte? Der Tell erſchrack aber, und gedacht die Frag bedütet nützit Guts, doch hett Er gern die Sach glimpflich verantwurt, und ſprach: Es wäre alſo der Schützen Gewohnheit; der Landvogt merkt wol, daß In der Tell entſaß (ſich ihm entziehen wollte) und ſprach: Tell nun ſag mir frölich die Warheit, und furcht Dir nützit darumb, Du ſollt Din's Leben ſicher ſin, dann die gegebene Antwurt nimm ich nit an, es wird etwas andres bedut haben. Da redt Wilhelm Tell: Wolan Herr, ſidmalen Ir mich mins Lebens verſichert habend, ſo will ich üch die gründlich Warheit ſagen, daß min entliche Meinung geweſen, wenn ich min Kind getroffen hette, daß ich üch mit dem andern Pfyl erſchoſſen und one Zweifel üwer nit gefält wolt haben. Do der Landvogt das hört, ſprach Er: Nun wolan, Tell: Ich hab Dich Dins Lebens geſichert, das will ich Dir halten, dieweil ich aber Din böſen Willen gegen mir verſtan, ſo will ich Dich füren laſſen an einen Ort, und allda inlegen, daß Du weder Sunn noch Mun nimmerme ſechen ſolt, damit ich

vor Dir ſicher ſig. Hieß hiemit ſine Diener In ſachen und angentz gebunden gen Flüelen füren. Er fur ouch mit Inen und nam des Tellen Schießzüg, Köcher, Pfyl und Armbruſt ouch mit Im, wolts Im ſelbs behalten; alſo ſaß der Landvogt ſambt den Dienern, und dem gebundnen Tellen in ein Schiff, wolt gen Brunnen faren und darnach den Tellen über Land durch Schwitz in ſin Schloß gen Küßnach füren, und alda in einem finſtern Thurn ſin Leben laſſen enden; des Tellen Schießzüg ward im Schiff uff den Bieten oder Granſen (Hintertheil des Schiffes) bim Stürruder gelegen."

Es folgt nun im Tſchudi die Scene auf dem See, Tell's Sprung auf die Platte, die Erſchießung Geßler's aus dem Hinterhalt, die Wirkung dieſer That bei den Eidgenoſſen, der Losbruch am Neujahrstage, des Kaiſers Ermordung und die unabhängige gerechte Haltung der Waldſtätte.

Schiller wußte, wie allgemein bekannt das Märchen vom Apfelſchuß war. Er mußte erkennen, welche Gunſt es als greifbarer Mittelpunkt bot. Mit dem Einſtecken des Pfeils war die Handlung in Wahrheit auf ihrer Spitze, begann die Kataſtrophe. Näherte auch die Ausbreitung der Handlung in verſchiedene Orte, in die Weltweite des Reichs ſie der Staatsaktion, ſo wurde dieſer Nachtheil reichlich durch die zündende Volksmäßigkeit, die kräftigen Gegenſätze, die dramatiſche ſpannende Natur des Stoffes aufgewogen. Es galt hier vor Allem, die koſtbaren Perlen des Chroniſten behutſam zu faſſen, die Phantaſie des Zuſchauers ſo aus der Gegenwart in jene entlegene Dämmerzeit zu entrücken, daß das Märchen mit dem Apfel ſeine poetiſche Wirkung thun konnte. Es galt hier, wie Schiller an Körner ſchrieb, ein ganzes lokalbedingtes Volk, ein ganzes und entferntes Zeitalter und, was die Hauptſache war, ein ganz örtliches, ja beinahe individuelles und einziges Phänomen mit dem Charakter der höchſten Nothwendigkeit und Wahrheit zur Anſchauung zu bringen.

Erſt jetzt theilte Schiller ſeinen Fund Goethe mit und fragte ihn ohne Zweifel, ob es ihm recht ſei, wenn er dem beabſichtigten Epos mit ſeinem Drama zuvorkomme. Goethe erzählt, er habe nichts an einem Sujet entbehrt, welches für ihn den Reiz der Neuheit und unmittelbaren Anſchauung verloren hatte. Es iſt ſicher nicht bloße Beſcheidenheit, ſondern die lautre Wahrheit, wenn er geſteht, daß Schiller Alles vollkommen allein gehört. Nicht einmal die Anregung verdankt er Goethe, ſondern, wie er an Körner ſchreibt, allein Tſchudi.

Am 9. September 1802 konnte er seinem Körner melden, daß der Stoff aus dem Historischen ins Poetische getreten sei. Beinahe ein Jahr verfloß. Noch einmal trank er die Alpenluft griechischer Einfachheit, von den Persern des Aeschylus und von der düstern Gruft seiner feindlichen Brüder warf er ab und zu feurige Blicke nach den Bergen und ihren freien Söhnen. Im August 1803 nach dem Lauchstedter Ausfluge rühmt er Humboldt die Volksmäßigkeit des Tell und schreibt, daß er ganz damit beschäftigt sei. Im September bittet er Körner um gute Schriften über die Schweiz.

Hoffnung und Bangigkeit des Gelingens wechselt in seiner Seele, er setzt hinzu: „wenn die Götter mir günstig sind, das auszuführen, was ich im Kopfe habe, soll es ein mächtiges Ding werden und die Bühnen Deutschlands erschüttern." Die Aufführung des Julius Cäsar Anfang Oktober versetzte ihn in die thätigste Stimmung, war ihm von unschätzbarem Werth. Auch dort war kein eigentlicher Held, auch dort eine Gesammtheit in Handlung. Mit unglaublicher Sorgfalt arbeitete sich Schiller in das Lokale ein. Aus geographischen und historischen Schriften*) sammelte er Farben, Ausdrücke, Alles wurde beachtet in Höhe und Tiefe, die Sennhütten, die Gletscher, die Wasserfälle, die Bergspitzen, Wetter und Winde, die Thiere, die Pflanzen. Verse, die wie Alpenblumen wild gewachsen erscheinen, sind nur das Resultat der zur Natur gewordenen Kunst. Verse wie z. B.:

Meine Schafe fressen mit Begierde Gras
Und Wächter scharrt die Erde.

sind doch nicht ohne Scheuchzer I, 10 geschrieben: „die Schafe zeigen uns den bevorstehenden Regen an mit begieriger Auffressung des Grases, der Hund mit Aufscharrung der Erde". Fremdklingende Lokaltöne, wie „Gebresten, redlich hinfahrend" nahm er aus der Chronik auf. Bei weniger verständlichen wie „Naue" für Nachen hat man wenigstens eine dunkle Vorstellung der Sache. Eckermann's Goethe erzählt: „Was in

*) Joachim Meyer hat überzeugend nachgewiesen, daß Schiller folgende Werke außer Tschudi benutzte: 1) Etterlin's Chronik, in der Ausgabe von Spreng 1752, 2) Stumpf, 3) J. Müller, 4) Scheuchzer's Naturgeschichte in der zweiten Ausgabe von Sulzer, 5) Ebel's Schilderung der Gebirgsvölker, 6) Fäsis, Staats- und Erdbeschreibung der ganzen helv. Eidgenossenschaft. Zürich 1766. Th. 2. S. 196.

Schiller's Tell von Schweizerlokalität ist, habe ich ihm Alles mitgetheilt." Ohne Zweifel hat sich Eckermann hier wieder stark verhört und Goethe gesagt, „davon habe ich ihm Nichts mitgetheilt." Goedeke hebt mit Recht hervor, daß Goethe's Schweizerreise und Jery und Bätely sich an Treue der Lokalfarben nicht mit Schiller's Tell messen können, ja, den Rheinfall bei Schaffhausen hatte Schiller in einer einzigen Zeile seines Tauchers zu Goethe's Bewunderung treu gemalt.

Während die Welt um den Schaffenden versank, kam im Dezember auf einmal in die schlichte Schweizerwelt die modernste französische Kultur in Gestalt der Frau von Stael gefahren. Sie war von Benjamin Constant begleitet. Ihr Besuch war eine um so größere Störung für den Tell, als Goethe sich anfangs in Jena zurückhielt. Schon in ihrer ersten Unterhaltung mit Schiller, welche sich um das dramatische System der Franzosen drehte, imponirte er ihr durch die Macht seiner Ideen dermaßen, daß sie ihm von dem Augenblicke an eine bewunderungsvolle Freundschaft weihte. Ein schätzbares, aber zeitraubendes Geschenk. Alles wollte sie einsehen, ausgemessen, erklärt haben, selbst die Idealphilosophie, wozu sie doch weder Vorkenntnisse noch Organ mitbrachte. Goethe schreibt einmal an Zelter, daß in Schiller eine Christustendenz gewesen sei, jene gotterfüllte Natur, welche wie der Sämann im Evangelium den Samen der Wahrheit ausstreut, unbekümmert, ob für die Vögel oder den fruchtbaren Acker. So gab sich Schiller auch hier. Bei den Soupers und Diners toute à fait intimes, zu denen ihn die Französin lud, wie in den Prachtzimmern des Hofes, im stattlichen Zirkel, verfocht er gegen die spitzigen Angriffe der Stael, welche sich in einem Billet an ihn l'empirique, l'absolu nennt, Kant's Tiefsinn. Das kam der Frau von Stein sehr komisch vor und mancher mochte sich über sein schlechtes Französisch moquiren und Frau von Stael erschien ihm als das streitfertigste und redseligste unter allen Wesen. Aber das Alles rührte ihn nicht. Er spielte nicht Franzos mit der Französin. Und hat es nicht Früchte getragen? Haben seine ernsten und tiefen Gespräche nicht Linien zu dem edleren Deutschland gegeben, welches seit dem Buche der Stael in den Köpfen der gebildeten Franzosen lebt? La conscience est sa muse! Dieses Wort der Stael über Schiller ist ein schönes Wort und eben so wahr als das Wort, daß Schiller der Dichter der Freiheit sei.

Leider machte die Französin den schlimmsten Fehler, den ein Gast machen kann. Sie blieb zu lange. Als sie nach mehreren Monaten abreiste, war Schiller nicht anders zu Muthe, als ob er eine große Krankheit ausgestanden hätte. Trotzdem war der Tell unter Goethe's stärkendem, Iffland's überströmenden Beifall, beiden theilte der Dichter einzelne Akte mit, am 18. Februar fertig geworden. Goethe, als er das Ganze gelesen hatte, schrieb, daß das Werk „fürtrefflich gerathen" sei, daß es ihm einen schönen Abend gemacht habe. Wie vielen Tausenden hat es das gethan und wie vielen Millionen wird es das noch thun! Denn diese „Treibhauspflanze" wird wohl etliche Jahrhunderte blühen, wenn die deutschen Kritiken, welche zahllos neben ihr emporgeschossen, längst zu ihren Vätern versammelt sind. Man sollte denken, hier wäre einmal eine Gelegenheit für die patriotisch parteiische deutsche Kritik gewesen, den Schweizern, Franzosen und Engländern, die das Werk bewundern, wenigstens aus Nationalstolz an Bewunderung gleichzukommen. Was haben die deutschen Kritiker mit wenigen Ausnahmen gethan? Einen thurmhohen und mauerdicken Haufen unsinnigen Geschwätzes haben sie über das Werk gewälzt. Ich werde diesen Haufen nicht aufrühren, wie der gute Hoffmeister, noch weniger wiederholen, was Hoffmeister Breites und Langes über dramatische Idylle und Symbolik der Gestalten hinzugefügt hat. Ich überlasse das Alles seiner sichern Verwesung.

Vielfach sind die Aufgaben des Dramatikers, die Leidenschaften läßt er wüthen, die Gewalt des Willens, die Räthsel des Bewußtseins, die Weltordnung sich entfalten. Und die Welt fühlt sich durch seine Eingebungen erklärt, erschüttert und erhoben. So schritt die Jungfrau siegreich der Volkserhebung voran, des Dichters heilig glühendes Herz. Aber es giebt Werke, welche vom Volke gleichsam beim Dichter bestellt werden. Solch ein Werk sind die Perser des Aeschylus, solch ein Werk ist der Tell. Der deutsche Volksgeist wollte ein Bild seiner Erhebung sehen, sein besseres Selbst, seine Noth und Qual, seine Zerfahrenheit und seine Einigung, seine Wehr und seine Rache, seine Hoffnung und seinen Sieg. Der Tell ist eine Volkserhebung in ihrem organischen Verlauf.

Wohl ist die Schweizerlandschaft vom Mondscheinregenbogen in stiller Nacht, bis zum Sturm, der mit des Raubthiers Angst in der

Wasserkluft rast, unübertrefflich gemalt. Aber das wäre ein schlechter Dramatiker, der diese Bilderpracht zur Hauptsache gemacht hätte. Schiller gab nur so viel davon, als nöthig war, um ein lokalbedingtes Volk zu zeichnen. Und wozu gerade dieses bestimmte, wozu das Schweizervolk?

Eins war dem Dichter klar geworden: Die Freiheit ist kein Rock à la française, der ohne Weiteres jedem Volke übergezogen werden kann. Wo sie dem Volk nicht im Charakter liegt, da kommt die Freiheit nicht, wo sie nicht geschichtlich erwächst, da wurzelt sie nicht. Das Beispiel eines solchen Volkes gaben die Schweizer und das ist ihre ewige Ehre, vor welcher alle Völker Europas den Hut ziehen können.

Die Freiheit, wußte der Dichter ferner, wird nicht geschenkt, sondern vom Volke geschaffen. Im Drama der Freiheit mußte das ganze Volk handeln, von vielen Punkten aus die Freiheit weben. Die Einzelnen mußten zeigen, daß sie Männer sind, — Baumgarten, Melchthal, Tell; die Masse mußte zeigen, daß ein Wille sie durchflammt, — das Rütli.

Sollte diese Erhebung mit dem Charakter der Allgemeinwahrheit wirken, so mußte dieses Volk kein eigensinnig beschränktes, hündisch treues, pfaffenverdummtes Tyrolervolk, keine kindische Idylle sein. Schiller stellte ein bei aller Einfalt bereits ausgebildetes Gemeinwesen vor, eine monarchische Gewalt, geachtet als höchste Rechtsinstanz, eine brutale Beamtenwirthschaft, einen Adel getheilt zwischen Hof und Volk, ruhige Bürger in gepflegtem Besitz, Geistliche mit Neigung zum unbedingten Gehorsam, Kaufleute, Fischer, ein geordnetes Handwerk, Hörige, welche der Befreiung harren. Melchthal unterscheidet die schlaffen Freibauern von den Hirten im Gebirg, wo der Sinn noch frisch und das Herz noch gesund ist. In diesem Bilde konnte sich Deutschland erkennen, erkennt sich die Schweiz trotz Eisenbahnen noch heute.

Im Bewußtsein eines tüchtigen Volks ist die Freiheit nichts Unerhört Neues, sondern ein ewiges Recht, eine uralte Sage, seine verlorne Natur. So sagt Stauffacher:

„Wenn unerträglich wird die Last, — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die drohen hangen unveräußerlich

Und unzerbrechlich, wie die Sterne ſelbſt.
Der alte Urſtand der Natur kehrt wieder
Wo Menſch dem Menſchen gegenüberſteht.

Die Schweizer wollen ſo gut den faulen Naturſtaat Geßler's in den wahren Naturſtaat, d. h. den Vernunftſtaat verwandeln, wie die Levellers und die Girondiſten. Nur ſind die Bedürfniſſe in verſchiedenen Zeiten verſchieden. Bei jeder Erhebung kehrt der alte Urſtand der Natur wieder, Tagen, Volkswehr, neues Geſetz, Sturz der Zwing Uri's.

Und endlich, den Blick vollends in die Weite des Menſchengeſchlechts zu öffnen, idealiſirte Schiller ſeine Schweizerhelden. Handeln ließ er ſie wie der Chroniſt, ihren Reden gab er wie Shakſpere die Flügel ſeines Pegaſus. Tell muß es ſagen, daß er keine Worte macht. Dieſe Geſtalten ſind alle im großen und ächten Styl gehalten, wie Robert's italieniſche Bauern.

Die Technik im Tell iſt von einer ſo hohen Weisheit, daß mir dieſe Weisheit eben ſo oft Thränen der Bewunderung ins Auge lockt, als die Sache ſelbſt Thränen der Erſchütterung. Die Handlung wächſt raſch an, wie ein Berggewitter. Im Bereiche der ganzen Dramatik giebt es wenige Scenen, welche ſich an dramatiſcher Spannkraft mit der Scene im I. Akt meſſen können, wo Melchthal aus ſeinem Verſtecke bei Walther Fürſt hervorbricht, als er die Blendung ſeines Vaters erfährt. Der Uebergang: „o eine edle Himmelsgabe iſt das Licht des Auges", iſt aus der feinſten Naturbeobachtung heraus gedichtet. So flüchtet der höchſte Schmerz bei Menſchen aus dem Volk in die Betrachtung, oft in die Floskel, in den Witz, und aus dieſer ohnmächtigen Ruhe wieder in die Wuth und den Jammer zurück. Freilich muß der Schauſpieler hier den großen Styl der Natur in ſeiner Gewalt haben. Die Rütliſcene, welche das Volk in ſich einigt, iſt bei jeder guten Aufführung von markerſchütternder Erhabenheit. Unbegreiflich, daß Hoffmeiſter ſie mit der in ganz andrer Weiſe trefflichen Reichstagsſcene im Demetrius hat vergleichen können. Das leidige Vergleichen! Ein ebenſo grandioſes Meiſterwerk iſt die Apfelſchußſcene. Ich will nur einen Zug hervorheben. Coleridge rühmt einmal im erſten Akt des Hamlet, daß, wiewohl angekündigt und erwartet, der Geiſt dennoch immer überraſchend eintritt. So lenkt das heftige Zwiegeſpräch zwiſchen Rudenz und Geßler

die Augen des Zuſchauers ganz von dem zielenden Tell ab und auf einmal iſt der Schuß geſchehen. Das Auftreten der Armgart, während wir Geßler von Tell's Pfeil bedroht ſehen, iſt ein ähnlicher Meiſterzug. Ein natürlicher Sinn denkt gar nicht an Börne'ſchen Theaterheroismus, wenn Tell's Pfeil die gottloſe Rede Geßler's für immer abſchneidet. Der Pfeil erſcheint wie von Gott ſelbſt geſendet, und man hat nur ein Gefühl: die Freude, daß dieſer Hund endlich am Boden liegt. Der Monolog Tell's vor dem Schuß wird oft von den Schauſpielern grenzenlos gemißhandelt und die Kritik, welche nichts von Darſtellung verſteht, hat als ſchlechter Schauſpieler dieſen Monolog allen Ernſtes als Reflexion getadelt. Tell denkt gar nicht an einen ſittlichen Zweifel über ſeine That. Der ganze Monolog heißt in die gemeine Natur überſetzt: „er muß dran, ohne Gnade, mir bleibt nichts andres übrig, ich bin ſonſt ein friedfertiger Kerl, aber der Hund treibt mich dazu. Ich ſchieß ihn nieder mit Wonne.“ Die Parricidaſcene iſt vielfach ſo angeſehen, als hätte der Dichter hiemit die That Tell's ſittlich rechtfertigen wollen. Das iſt ihm gar nicht eingefallen. Er abſolvirt ja ſogar den Kaiſermörder. Ich habe ſchon oben geſagt, daß der Chroniſt dieſe Scene ſehr nahe legte. Die Realität des Kaiſermordes konnte gar nicht natürlicher dem Zuſchauer vor Augen gebracht werden. Die Unſicherheit, welche jene Scene erwecken könnte, liegt nur in dem unſichern Rechtsbewußtſein der Kritiker. Tell hat den geſunden Inſtinkt, daß man ſolchen Wüthrich wie Geßler wie eine Beſtie betrachten muß, welche man ſo ſicher wie möglich auf dem Anſtand niederſchießt. Indem er dieſen Inſtinkt ſeinem zagenden Weibe, dem Kaiſermörder klar und feſt als Rechtsbewußtſein ausſpricht, wird er in Wahrheit ein politiſcher Menſch, der ſeine Mitbürger klaren Sinnes richten kann. Denn ſelbſtändig macht nicht die Leidenſchaft, ſondern erſt das volle Rechtsbewußtſein. Wohl hatte die Reaktion Grund, den Tell als ſtaatsgefährlich zu verbieten. Denn dieſes Drama erklärt den Tyrannenmord, ſo hinterrücks er treffe, im einen Fall für eine öffentliche Wohlthat und abſolvirt ſelbſt im andern Fall den minderberechtigten Tyrannenmord. Und das zwar aus ganzer Vollmacht der ſittlichen Idee.

Auf der Bühne übertraf der Tell an Wirkung alle übrigen Stücke Schiller's. Goethe und Iffland hatten politiſche Bedenken. Schiller bearbeitete das Stück für die Weimariſche Bühne und man ließ, da man

wegen der beabsichtigten Verbindung mit der Tochter des ermordeten russischen Kaisers nicht des Kaisermordes erwähnen wollte, den fünften Akt ganz fort*). Das Stück wurde am 17. März 1804 in Weimar mit ungeheurem Beifall aufgeführt. Iffland hatte seinen Vertrauten, den Theatersekretär Pauli im April nach Weimar gesendet, um mit dem Dichter persönlich zu verhandeln. Da das Werk nach Wien und Paris hin mit gestrecktem Finger wies, legte Iffland es dem Kabinette vor. Erst im Juli 1804 beschritt es unter unermeßlichem Jubel die Berliner Bühne. Das lesende Publikum verschlang es. Im Jahr 1804 erschienen bei Cotta zwei Auflagen in verschiedenen Formaten und Ausgaben. Uebersetzt ward es ins Französische unter anderm von Merle d'Aubigny, ins Englische mehr als sechsmal.

Mit diesem Drama hatte Schiller sein Volk gegen Napoleon gewaffnet, so weit ein Dichter es waffnen kann. Wenige Jahre nachher stand es auf, Stein entfesselte die Volkskraft und entflammte die Fürsten, und Schill und York handelten ohne Rütlibeschlüsse. Und die ewigen Rechte, die droben hangen unveräußerlich? Schon sind sie im Herzen der Völker und schon fühlen gerechte Fürsten, daß nur in ihnen der Wall der Ordnung ruht. Wenn aber einmal die Prophezeihung Attinghausen's für Deutschland erfüllt ist, dann wird man auch im Vaterlande Schiller's Tell so in Ehren halten, wie man in der Schweiz schon heute ihn ehrt.

---

*) Briefwechsel mit Körner IV, 379. Hiermit ist Böttiger's Erzählung in der Minerva, daß sich bei der bekannten Stelle im 5. Akt alle Augen auf Johannes Müller gerichtet, welcher zum Besuch in Weimar war, als Lüge erwiesen.

## VI.

### Mitten aus der Bahn.

Im Dezember 1803 ſtarb Herder. Er ſchied ſchwer aus einem Leben, das ihm oft ſchwer zu ertragen war. Er umfaßte auf dem Sterbebette den Arzt, flehend, derſelbe möge ihn retten. So herbe Schiller zuletzt über Herder geurtheilt, der Tod wuſch ihm alle Flecken von Herder's Bild. Er beklagte den Verluſt, den Weimar, den die ganze literariſche Welt erlitten. Bald darauf erſchütterte ihn die Nachricht vom Hinſcheiden des Herzogs von Meiningen, den er lieb gewonnen hatte. Der Winter war ſchon an ſich ein düſtrer Gaſt. Schiller fühlte ſich einen Moment mit Todesgedanken in dem großen Strome fortgetrieben, dem wir alle folgen. In jenen Wochen ſchrieb er: „Raſch tritt der Tod den Menſchen an!“ Doch hoffte er, daß ihm ſelbſt wenigſtens bis zum funfzigſten Jahre Friſt gegeben ſei. Ach, es hielten ihn ſo viele theure Bande im Leben feſt, ſeine Schöpfungspläne, ſeine Familie. Letztere ſollte im Sommer abermals um eine Freude, um eine Sorge reicher werden. Schiller war nicht blos ein überaus zärtlicher, er war ein ſehr gewiſſenhafter Vater. Er wollte ſeine Knaben ſorgfältig und frei unterrichtet ſehen und hielt ihnen deshalb einen trefflichen Hauslehrer. Er wollte die Seinen nicht ſo nackt, ſo jedem Sturm ausgeſetzt ins Leben entlaſſen, als er ſelber vom Glücke entlaſſen war, und wünſchte ſehnlichſt, ihnen ein kleines Vermögen zu ſammeln. In Weimar war das nicht möglich, zumal die kahle Ehre von Wien manchen unvermutheten Aufwand nöthig machte. Dalberg, jetzt Kurfürſt von Aſchaffenburg, erneuerte zwar ſein Verſprechen und hielt es bereits durch anſehnliche Geſchenke, aber zu einer feſten Beſoldung konnte er ſich nicht verpflichten. Schiller mußte ſich nach andern Hülfsquellen umſehen.

Zwar das stand bei ihm als oberster Grundsatz fest, daß der Fleiß, wie er allein dem Leben seinen Werth giebt, auch allein die Mittel des Lebens schafft. Aber sein Fleiß reichte nicht aus, für die Zukunft vorzusehen*). Kotzebue hatte in Berlin die Wintervergnügungen der königlichen Kinder geleitet und dafür eine Magdeburger Domherrnstelle mit einem lebenslänglichen Gehalt von 1600 Thalern erhalten. Nach Berlin war Johannes Müller als Historiograph berufen, um zugleich den historischen Unterricht des Kronprinzen zu übernehmen. Sollte nicht auch für Schiller sich dort eine Stellung finden? Der Theatersekretär Pauli, den Iffland in Sachen des Tell im April nach Weimar sandte, mochte Schiller zu einer Reise zugeredet haben. Schiller entschloß sich rasch und machte sich mit seiner Frau und den Knaben am 26. April auf den Weg, blieb einige Tage in Leipzig und war am 1. Mai in Berlin.

Ueber diese Berliner Reise sind die bisherigen Biographen sehr falsch berichtet gewesen. Karoline von Wolzogen erzählt von den glänzendsten Anerbietungen, welche Schiller gemacht seien. Schon durch den Körnerschen Briefwechsel sind alle derartige Nachrichten widerlegt. Durch die mir huldvollst aus dem königlichen Staatsarchive mitgetheilten Aktenstücke läßt sich die wahre Sachlage vollständig herstellen. Schiller war bereits vierzehn Tage in Berlin, alte Bekannte, wie Hufeland, Fichte, Woltmann, Ungers, Zelter, Erhard, letztrer jetzt hier angestellt, und neue Verehrer, wie Professor Dittmann, Bernhardy, die Damenwelt machten ihm den Aufenthalt angenehm. Der Prinz Louis Ferdinand soll ihn zur Tafel gezogen haben, Iffland führte die Maria, die Braut, den Wallenstein auf, gab in seinem Ideal von Gartenwohnung**), wie Lotte sie nennt, ein Diner, der Enthusiasmus suchte Schiller's Anblick auf der Straße und im Theater. Aber noch immer verlautete Nichts von einem Antrage. Iffland wollte am 16. Mai nach Hannover zu einem Fami-

*) Er erwarb etwa 1300 Thaler und diese gingen in Weimar darauf. Seine Gastlichkeit war weit über seine Verhältnisse. Er brauchte jährlich für 160 Thlr. Wein, ungerechnet die edlen Weine, die er von Dalberg u. A. geschenkt bekam. Er selbst trank wenig. An festlichen Tagen und für Freunde gab er gern Champagner. Die Fabel, daß er beim Arbeiten Rheinwein aus einem Pokal getrunken, stammt aus Oemler's Lügenbuch. Schiller, der Mann, S. 69. Karoline von Wolzogen ist in diesen Dingen die einzig würdige Quelle. Sie erzählt, daß Schiller beim Schreiben oft Kaffee, nie Wein getrunken habe.

**) Jetzt No. 29. der Thiergartenstraße.

lienfeſte reiſen. An demſelben Tage ſandte er an den Kabinetsrath von Beyme ein Memoire, folgenden Inhalts: „Gegen Herrn Sekretair Pauli hat Herr von Schiller geſtern geäußert, daß er gern in Berlin zu bleiben wünſche. Mindeſtens einige Jahre. Ob es nicht zu bewürken ſein mögte, daß er als Akademicien mit einem Gehalt angeſtellt, nach der Kenntniß, die er nun vom Berliner Publikum erhalten habe und noch erhalten werde, für das National-Theater arbeiten könne? Im Laufe des Geſpräches hat er ferner geäußert, falls Herr von Müller aus Wien nicht kommen ſollte, würde er für das Studium der Geſchichte dem Kronprinz dienen können. Die tiefe Gelehrſamkeit des Herrn von Müller könne eine Trockenheit in den Unterricht bringen, welche bei Fürſten eben ſo zu meiden wäre wie das Romantiſche. — Doch war das Letzte mehr eine hingeworfene Wendung des Geſprächs. Was, wenn die Sache in Bewegung käme, den Herzog von Weimar anbelangte, ſo könne es dieſem nicht auffallen, da er die Verbindung nicht brechen, ſondern angeben würde, für die Kinder ein Kapital zu ſammeln, bedürfe er einen mehrjährigen Aufenthalt in Berlin, der ihm dann ohne Bedenken würde zugeſtanden werden. — In Betreff des Unterhalts, ſo mache er in dieſem Falle die Forderung nach dem hieſigen billigen Bedürfniß. Er ſähe z. B. voraus, daß für einen hieſigen Aufenthalt Equipage ihm bei ſeinem Befinden unvermeidlich ſei. Als Herr Pauli ſich äußerte, wie es ihm höchſt wahrſcheinlich dünke, daß man die Ehre ſeines Beſitzes hier wünſchen müſſe, hat er gegen den Schluß des Geſprächs geſagt — „wenn mir nur in Potsdam Anlaß oder eine Gattung Eröffnung gegeben würde ꝛc.“ Iffland begleitet dieſes Memoire mit einigen Zeilen voll überſtrömender Wärme für eigne Angelegenheiten, in Bezug auf Schiller's Sache hat er nichts, als das kühle Wort: „Ich lege ein Memoire bei, welches Herr von Greichen kennt, und überlaſſe es Ihrem Ermeſſen, ob der Faden angeſponnen werden ſoll“. Ob Schiller's Wünſche durch dieſes Protokoll ſeiner Unterredung mit Pauli auf würdige Weiſe von Iffland vor den Thron gebracht wurden, darüber mag der Leſer ſelbſt entſcheiden.

Beyme ſpann, wie ſich aus einem ſpäteren Briefe Schiller's an ihn ergiebt, den Faden an. Schiller fuhr mit dem Hofrath Greichen am 17. nach Potsdam. Hier empfing er, von Beyme freundlich aufgenommen, die gewünſchten Eröffnungen, daß der König von Preußen ihn in Berlin zu fixiren wünſche. Er wurde aufgefordert, ſeine Bedingungen

zu machen. Mit solchen Aussichten langte Schiller am 21. Mai wieder in Weimar an. Seine Frau weinte fast vor Freude, als sie die erste Bergspitze erblickte. Die Natur in Berlin, schrieb sie an Stein, hätte sie in Verzweiflung gebracht. Dennoch verbarg sie, um Schiller seine Freiheit zu lassen, ihre Empfindung so gut, daß er glaubte, es habe ihr in Berlin sehr gefallen. Nun legte Schiller seinem Herzoge am 5. Juni die ganze Sache rein und klar vor, mit dem Bemerken, es sei sein Wunsch, in Weimar zu bleiben, wenn sein Gehalt in etwas erhöht würde. Karl August forderte ihn auf, ohne Rückhalt seine Wünsche auszusprechen. Schiller bat um eine Zulage von 400 Thalern. Der Herzog bewilligte sie sofort am 8. Juni, indem er hinzufügte: Empfangen Sie, wertheſter Freund, meinen wärmſten Dank, ich freue mich unendlich, Sie für immer den Unſrigen nennen zu können. Es würde mir recht angenehm sein, wenn meine Idee realisirt würde, daß die Berliner beitragen müßten, Ihren Zustand zu verbessern, ohne dem unsrigen dadurch zu schaden". Schiller übte nun die schwere Kunst des Forderns unter dem 14. Juni auch in Berlin. Mit edler Freimüthigkeit erklärte er, daß er eine gänzliche Versetzung von Weimar nach Berlin mit einer zahlreichen Familie nur unter Bedingungen ausführen könne, welche ihm die Bescheidenheit nicht zu machen erlaube. Die großmüthige Absicht des Königs, ihn in diejenige Lage zu versetzen, die seiner Geistesthätigkeit die günstigste sei, würde indessen schon durch einen Aufenthalt von mehreren Monaten des Jahres zu Berlin und ein Gehalt von 2000 Thalern vollkommen erfüllt sein. Schiller hoffte binnen Kurzem Antwort zu erhalten. Er hoffte es noch im Oktober 1804 und wahrscheinlich bis zu seinem Tode — vergebens. In seinem Nachlasse, wo solche Briefe sorgfältig aufbewahrt sind, fand sich die Antwort nicht*). Schiller vermuthete, man wolle die Sache fallen lassen.

Wiewohl die große persönliche Freiheit und Ungezwungenheit des Lebens in Berlin unserm Dichter gefiel, immer hätte es ihm wehe gethan, ganz von Weimar scheiden zu müssen. Denn hier fühlte er sich jetzt ganz unbeschränkt frei, hier im eigentlichsten Sinne zu Hause. Seinen bescheidenen Ansprüchen genügte seine äußere Lage, welche Karl August bei nächster Gelegenheit noch zu verbessern versprach. Sein kleines Be-

*) Gütige Mittheilung der Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm.

ſitzthum konnte er im Herbſt dieſes Jahres ganz ſchuldenfrei machen, andern Verpflichtungen gegen Körner gerecht werden und noch ſeinen Hang zum Geben, der ihm von Jugend auf um ſo mehr geblieben war, als ihn das Schickſal ſo oft zum Annehmen verdammte, in ſchönſter Weiſe befriedigen. Es mag hier am Platze ſein, an die reichlichen Unterſtützungen zu erinnern, welche, wie der Leſer bereits weiß, der Arme ſeiner Familie zukommen ließ. Chriſtophinen gab er anſehnliche Neujahrsgeſchenke und daß er auch empfangene Wohlthaten nicht vergaß, das wird, wenn es bei einem ſo liebevollen Herzen noch bewieſen zu werden brauchte, durch einen Brief der Frau Hölzel aus Mannheim bewieſen, den mir Schiller's Tochter, Freifrau Emilie von Gleichen, aus dem Nachlaſſe mittheilte. Der gute Baumeiſter war alt geworden. „Der Winter, ſchreibt die Frau Hölzel, iſt ſo ſtreng für mich und die meinigen, ich laſſ ihren alten freindſchaftlichen Brief, wo ſie mir erlauben und ſagen, Hölz, wänten (wenden) Sie ſich allemahl an mich, ſchonen Sie mich nicht. Das behertz mich, an Ihnen zu ſchreiben und bitte uhm alles in der Welt eine Antwort aus". Zum Schluſſe heißt es in der himmliſchen Sprache des Herzens: „Der weiße Kopf Hölz legt ſich nahe an ihr wohlthätiges Herz und Ich." Der undatirte Brief ſtammt wahrſcheinlich aus dem Jahre 1799, denn in Schiller's Kalender auf dieſes Jahr findet ſich unterm 18. Februar die Notiz: Madame Hölzel, am 20. Februar. Cotta, Anweiſung auf 5 Karolin, Hölzel, Anweiſung auf 5 Karolin. — Jeder nach ſeinen Kräften. Von Streicher ſprach Schiller immer mit der innigſten Dankbarkeit. Aber er wußte Streicher, wie ſich aus einem Schreiben deſſelben ergiebt, in der behaglichſten Lage, alle Verhältniſſe laſſen ſich in keines Menſchen Leben feſthalten und Schiller hatte ſich nicht verrechnet, wenn er darauf baute, daß er auch ohne brieflichen Verkehr in dem Herzen fortlebte, das ihn vergötterte. Ja, es iſt zu verwundern, wie viele Lebensbande, feſtere und loſe, Schiller, bei ſeiner ungeheuren Thätigkeit, einem funfzehnjährigen Siechthum, anders kann man ſeinen Zuſtand kaum nennen, durch eine beiſpielloſe Korreſpondenz zu knüpfen und bewahren wußte. Nach Rom korreſpondirte er mit dem Maler Graß, mit Reinhart, mit dem er, ich kann es nur beiläufig erwähnen, in Meiningen und wahrſcheinlich auch in Leipzig und Dresden, frohe Stunden verlebt hatte. Körner, Humboldt, die Gräfin Schimmelmann, eine Gräfin Burgſtall, Sophie Mereau, Rochlitz, Matthiſſon,

Fiſchenich, Erhard und wie manche Andre erhielten zum Theil bis an ſein Ende liebevolle und ſchöne Briefe von ihm. Wohl paſſen auch in dieſer Hinſicht die Worte auf ihn, welche Chriſtophine unter ſein Bildniß ſchrieb:

Du warſt ſo reich, ein ganzer Weltkreis hatte
In deinem weiten Buſen Raum.

Seine Verbindung mit Goethe konnte ihm wohl eine große Stadt voll ausgezeichneter Geiſter aufwiegen. Mit jedem Tage war der Bund dieſer großen Seelen nur feſter, unzerreißbarer geworden, nicht ein Wölkchen, das, aus ihrem Charakter entwachſen, auch nur einen Tag den klaren Himmel dieſes Bundes getrübt hätte. Selbſt in Goethe's häuslichem Verhältniß, an welchem dieſer gerade damals ſchwer trug, ehrte Schiller, ſo ſehr er den Freund beklagte, einen ſehr edlen Zug ſeines Weſens und behandelte dieſes Verhältniß, während eine Stein ſich unwürdig darüber ereiferte, ſo, wie es beider Familien würdig war. Schiller war bei ſeiner wachſenden Schöpferkraft in jenem Bunde immer freier geworden, ſeine ſelbſtunterſchätzenden Ausſprüche hören ſehr bald ganz auf. Er läßt Goethe, auf den er zu Anfang oft aus ſeinem eignen Weſen beſtimmend einſprach, vollſtändig gewähren, und es iſt eine irrige Anſicht, wenn man glaubt, Goethe ſei durch ſolche Einwirkung in der Unbefangenheit ſeines Schaffens gehemmt worden. Daß er in der Zeit, wo Schöpfung auf Schöpfung aus Schiller's energiſcher Seele quoll, nach Herrmann und Dorothea, außer der natürlichen Tochter, kein umfaſſenderes Gedicht hervorbrächte, davon lagen die Gründe in Tiefen, in welche ich hier nicht einzudringen habe, vor allem in der ſturmbewegten politiſchen Zeit, welche dem gebornen Dramatiker offenbar günſtiger war, als dem lyriſchen und epiſchen Dichter. Feierte Goethe's Muſe nach ſo herrlichen Thaten der Jugend und des männlichen Alters, ſo lieh ihr ſelbſt dieſes Feiern eine neue Schönheit, indem es ſchien, als feierte ſie, um dem Schaffen des Freundes neidlos bewundernd zuzuſehen. Ihr wurde die gewaltige Kraft Schiller's, ſein ſich ſchnell verzehrendes Leben zu einem Gedicht, zu einer Achilleis, über welche ſie jene andre ſo eifrig begonnene vergaß, und erſt, als der Herrliche dahingegangen war, als er in ewiger Jugend dem nächtlich ſchluchzenden Geiſtesbruder tröſtlich vorleuchtete, da fand Goethe's Muſe die hohe Sangesweiſe, die ihm ſo lange im Herzen

geklungen, und Liebe und Schmerz ſtrömte in die gewaltige Klage aus. Mag hier nur eine von den Strophen ſtehen, die, wie raphaeliſche Lichtwolken, die Geſtalt des Freundes verklärend von der Erde emportragen:

Ihr kanntet ihn, wie er mit Rieſenſchritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las,
Doch wie er athemlos in unſrer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig ſchönen Jahren —
Denn er war unſer — leidend mit erfahren.

„Für Sie, ſchrieb Humboldt, braucht man das Schickſal nur um Leben zu bitten. Die Kraft und die Jugend ſind Ihnen von ſelbſt gewiß". Ja, im Tell ſchien eine erneute Jugend über den Dichter gekommen zu ſein. Wiewohl jedes ſeiner Dramen aus der Natur des jedesmaligen Sujets herausgearbeitet iſt, ſo hatten doch Maria Stuart, die Jungfrau, die Braut durch das Einflechten lyriſcher Partien und des Trimeters einen ſinnlichen Reiz des Klanges angenommen, welcher leicht die hohe Abſicht des Dichters, durch das Sinnliche das Ewige im Menſchen aufzurufen, überfluten konnte. Shakſpere's Reim und ſeine eingeflochtene Proſa bilden vielleicht die beiden Grenzpunkte, zwiſchen welchen die Form des modernen Dramas ſchwingen darf. Aber es war Schiller vergönnt, noch im Tell zu zeigen, daß die Manier über ihn keine Macht hatte. Von den kurzen Stoßſätzen in Tell's Monolog: hier vollend ich's ꝛc., vom einfachen Geplauder der Hirten und der Geßlerſchen Landsknechte bis zur erhabenen Prophetie Attinghauſen's iſt Alles im großen Styl der Natur gehalten, und dieſem wäre er, wie die Fragmente vom Demetrius beweiſen, ohne Zweifel treu geblieben. So war auch hier das ſchöne Gleichmaß zwiſchen ſeinen Abſichten und den Forderungen einer freien und kraftvollen Schönheit, zwiſchen den Sinnen und der Vernunft, jene Harmonie erreicht, welche ihm ſein Körner gewünſcht hatte. Sie war erreicht, ohne Einbuße des Jugendfeuers, der natürlichen und gewaltigen Impulſe, aus welchen ſeine erſten Werke entſprungen waren.

Er erlebte die Macht ſeiner Dichtung noch an den herrlichſten Erfolgen und je mehr er ſah, daß der Kern des deutſchen Publikums doch

gesund war, um so nachsichtiger urtheilte er über dasselbe, um so geduldiger sah er in die Zukunft, wo das Falsche und Leere immer allgemeiner als solches verachtet, das Aechte und Große immer glühender als das Aechte ergriffen werden mußte.

Es ist wahrscheinlich, daß dieser weltumfassende Geist nicht bei der Reform der dramatischen Kunst stehen geblieben wäre. Hielt er den Bau einer wahren politischen Freiheit für das vollkommenste Kunstwerk, und prägte er die Ideen der Bürgerfreiheit, der Vaterlandsliebe aufs lebendigste in Gestalten aus, so nannte er schon in dem Aufsatz über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten neben der Kunst die Religion einen Anker, an welchem das Wohl der Menschheit befestigt sei. Noch deutlicher bezeichnet er seine Ansicht in einem merkwürdigen Briefe an Zelter 1804 und wir sehen hier Schiller in derselben Bahn, in welche Lessing's edles Gestirn einlenkte. Zelter hatte den Freunden einen Entwurf zur Verbesserung des Kirchengesangs vorgelegt. Er machte hierin geltend, welche Wirkungen auf die Musik sich von der Hebung des Kirchengesangs erwarten ließen. Schiller wünschte, sich lebhaft für die Sache interessirend, daß, da der Entwurf der Regierung eingereicht werden sollte, hier die Wirkungen auf die Kirche selbst betont würden. „Daß es hohe Zeit ist, schrieb er, für die Kunst etwas zu thun, fühlen Wenige; daß es mit der Religion nicht so bleiben kann, läßt sich Allen begreiflich machen. Berlin hat in den dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet, dies war damals ein Ruhm und ein Bedürfniß. Jetzt in Zeiten des Unglaubens ist ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den ersten einzubüßen; es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Protestantismus, dessen Metropole es einmal zu sein bestimmt ist."

So sehen wir auf der Höhe seines Lebens den Dichter aufs innigste mit dem Volksgeist verbunden und alle Formen desselben mit praktischem Blick erfassen. Solch ein Streben als falschen Idealismus zu verklagen, ist nur eine Kritik fähig, welche ihrem ganzen Treiben nach nichts als den letzten Ausläufer des jungen Deutschlands und der romantischen Schule vorstellt. Schiller's Genius wird auch diese Gegner überwinden und die neue Zeit der politischen und religiösen Entwickelung, welche für Preußen und Deutschland hereinbricht, wird, wenn sie einmal das Höchste erfüllt, nichts andres erfüllt haben, als die Ideale Lessing's und

Schiller's, welche wie jene leuchtende Wolke Tausende von starken Herzen durch die Wüste der Entwürdigung in Literatur und Leben geleitet haben.

Ich habe meinem Bilde kaum noch einen Zug ausdrücklich hinzuzufügen, der sich nicht weit lebensvoller in dem Wechsel dieses Lebens unangekündigt dem Leser enthüllt hätte. Schiller's häuslicher Charakter war jetzt ganz Milde, Liebe und Größe geworden. Er genoß freudig und glücklich wie ein Kind, er handelte wie ein Mann und litt wie ein Held. Seine Ueberlegenheit ließ er Niemand, als den Schlechten fühlen.

Den leisen Zug um Mund und Wange, der den Kampf zwischen Spott und Gutmüthigkeit verräth, sah Karoline von Wolzogen's feiner Blick auf keinem menschlichen Gesichte lieblicher. Von besondern Sympathien und Antipathien, in denen sich der Eigensinn des Individuums zuspitzt, sind uns nur drei berichtet, er liebte die Lilafarbe, die Lilien, und haßte die Spinnen.

Daß er für das Schöne in der Landschaft, an Kindern und Frauen den offensten Sinn besaß, dazu liefern zahlreiche Stellen in seinen Dichtungen den besten Beleg. Wie wäre auch ein Dichter ohne diesen Sinn zu denken!

Schon während Schiller an der Maria Stuart arbeitete, hatte er bei Lesung der Quellen die Geschichte eines politischen Betrügers als Tragödienstoff ins Auge gefaßt. Unter der Regierung Heinrichs VII. von England stand ein gewisser Warbeck als Prätendent auf, der sich für einen der Söhne Eduard's ausgab, welche Richard III. im Tower hatte ermorden lassen. Warbeck ward besonders als Werkzeug der ehrgeizigen Herzogin von York benutzt, welche in Brüssel lebte und dem Könige von England Händel zu erregen suchte. Schiller hatte im Laufe der Jahre einen vollständigen Plan ausgearbeitet, danach sollte das Stück höchst ungeschichtlich einen guten Ausgang nehmen und Warbeck, dem eine sehr abhängige Rolle zufiel, nachdem der ächte Prinz von York in Brüssel erschienen wäre, nach allerhand Selbstkämpfen edel zurücktreten. Schiller's tragische Energie konnte sich hier unmöglich ausleben.

Aber auf einen politischen Abenteurer, zu dem man in der Wirklichkeit das Urbild nicht weit zu suchen brauchte, war es einmal abgesehen, und seltsamer Weise nahm Schiller's Muse ganz den nämlichen Weg, den Napoleon sechs Jahre später machte. Im Zuge des falschen

Demetrius von Polen nach Moskau fand Schiller einen tragiſchen Stoff. Als Schiller dem Dresdner Freunde im September 1803 ſchrieb, daß er vom Könige von Schweden einen Brillantring erhalten habe, meinte Körner, zu einem anderen Brillantring könne der Freund leicht kommen, wenn er ein Thema aus der ruſſiſchen Geſchichte behandle. Den Ring bekam Schiller auch ohne das von der regierenden Kaiſerin Katharina und zwar für — Don Carlos, an welchem ſie viel Geſchmack gefunden hatte. Aber das Thema aus der ruſſiſchen Geſchichte fand ſich auch und ſchon am 10. März bald nach Beendigung des Tell entſchloß er ſich zum Demetrius. Die Fabel war nach dem Plan ſo reich an Nebenhandlungen, daß er im Laufe der Arbeit wahrſcheinlich einige davon unterdrückt hätte. Aber die Haupthandlung war einfach, in mächtigem Strom an das gewaltige Werden und Verderben des Hauptcharakters geknüpft. Sein neues Werk nennt er in gewiſſem Sinn ein Gegenſtück zur Jungfrau in einem Briefe an Körner. Auch dieſer Held ſollte von einem feurigen Entſchluſſe durch und durch beſeelt ſein, aber als ihn in der entſcheidenden Stunde der Glaube an ſich ſelbſt verläßt, indem der Mörder des wahren Demetrius ſich ihm entdeckt, da nimmt er nicht, wie die Jungfrau, ein großes Leiden auf ſich, ſondern geht wilden Schrittes über Verbrechen und Leichen zu ſeinem Ziel, dem Czaarenthron im Kreml. Es iſt bekannt, wie die Mutter des wirklichen Demetrius, wie Marfa zuletzt den Ausſchlag giebt. Was von dem Stücke fertig iſt, die Expoſition, iſt bewundernswürdig, der Reichstag zu Krakau eine Enſembleſcene im größten hiſtoriſchen Styl, das Unglück Polens, ganz wie es der Gegenſtand verlangt, mit wenigen großen Strichen gezeichnet.

Auch hier wäre der Uſurpator Boris Godunow mit dem Demetrius und Romanow ähnlich, wie Tell mit dem Parricida, wie der wahre York, und Simnel mit Warbeck paralleliſirt worden; eine Kompoſitionsweiſe, welche Shakſpere liebt, die Alten wenigſtens gekannt haben.

Der Stoff war ſeiner äußeren Bewegung nach durchaus epiſch, aber dem Charakter des Helden, ſeinem innern Kampfe nach überwiegend dramatiſch und dieſe Rückſicht allein kann über die Form entſcheiden. So rüſtig er die Vorarbeiten begann, ſo legte er nach der Berliner Reiſe den Demetrius wieder beiſeit und eine Notiz vom 12. Juli

1804 belehrt uns, daß er sich zur Prinzessin von Brüssel (Warbeck) entschloß.

Aber ein trauriges Geschick riß ihn auch von dieser Arbeit wieder hinweg. Nach den schrecklichen Zufällen, unter welchen Lotte bei ihrer letzten Entbindung gelitten, mußte Schiller doppelt besorgt der kommenden entgegen sehen. Um sie Starke's bewährter Hülfe nahe zu wissen, führte er die geliebte Frau am 19. Juli nach Jena. Hier erkrankte er selbst nach wenigen Tagen. Bei einer Spazierfahrt durch das Dornburger Thal in kühler Abendluft zu leicht gekleidet, hatte er sich eine Erkältung zugezogen, welche ihn am 24. Juli daniederwarf und seinen ganzen Körper furchtbar erschütterte oder vielmehr nur die bereits unheilbare Zerstörung desselben offenbarte. Die heftigsten Schmerzen folterten ihn mehrere Tage. Während er in einem obern Zimmer liegend so bitter litt und sich ängstlich mit dem Gedanken an seine Lotte beschäftigte, überstand diese ihre schwere Stunde glücklich. Die Freude darüber, der Anblick des neugebornen Töchterleins schien auch des Vaters Krankheit zu bannen. Schiller erholte sich einigermaßen, seine Heiterkeit kehrte zurück, er gab sich dem Umgang der Jenenser Freunde hin, zu denen jetzt auch Johann Heinrich Voß gehörte. Voß und Graf Geßler, letzterer von Dresden zum Besuche gekommen, waren Mitpathen der kleinen Emilie. Nach vier Wochen kehrte die Familie nach Weimar zurück, Schiller wenig erholt. Die unerträgliche Hitze vermehrte seine Schwäche. Sein ganzer Zustand wurde bedenklicher, seine Gesichtsfarbe war zum Erschrecken verändert und fiel ins Graue.

Erst im Oktober bekam er wieder Glauben an seine Genesung. Er konnte sich wieder beschäftigen und wenn er das konnte, fühlte er sich wohl. Während er noch zwischen zwei dramatischen Planen schwankte, ward ihm plötzlich eine andere Aufgabe von Außen her aufgedrängt. Man sah im November der Ankunft der Großfürstin entgegen. Ganz Weimar rüstete sich zu dem festlichsten Empfang. Nur das Theater, von dem eine Huldigung mit Recht erwartet werden konnte, hatte sich mit Nichts versehen, Goethe sich von dem Ereigniß überraschen lassen. Umsonst rief er diesmal die leicht erhörende Muse an, und so fiel Schiller dieses Ansinnen zu, welches er ganz einfach mit unübertroffenem Adel der Form und Gesinnung in wenigen Tagen durch die Huldigung der Künste erfüllte. Das Festspiel ward am 12. November, leider dem Hofe zu Ge-

fallen als Vorſpiel zum Mithridates*) gegeben. Die Mühe des kranken Sängers ward reich belohnt. Bei den Worten:

Schnell knüpfen ſich der Liebe zarte Bande,
Wo du beglückſt, biſt du im Vaterlande

bemächtigte ſich die edelſte Rührung aller Anweſenden und nie, erzählt Voß, iſt wohl einem Dichter ſchöner geopfert worden, als durch den Ausbruch der Empfindungen, der jetzt hörbar wurde. Die Erbprinzeſſin weinte vor Wehmuth und Freude.

Mit welchem innigen Antheil an Menſchenglück genoß der edle Kranke das Feſtgewühl, welches die kleine Stadt diesmal zur großen machte, indem der frohe Tumult eines glücklichen Volks ſie zehn Tage lang mit Bällen, Feuerwerk, Illumination und Feſtjubel erfüllte. Aus der Schilderung, welche Schiller ſeinem Körner von der jungen Fürſtin macht, könnte ein Prinzenerzieher ſich Vorſchrift und Muſter nehmen. Nichts entging ihm an dieſer Erſcheinung, nicht die Liebenswürdigkeit, welche mit dem verbindlichſten Weſen eine hohe Dignität verband, nicht ihre Kenntniſſe, ihr geſetzter bei aller Fröhlichkeit der Jugend auf ernſte Dinge gerichteter Geiſt, nicht ihre Gewandtheit und die Meiſterſchaft, mit der ſie die Repräſentation einer Fürſtin übte. Die einzige Macht, welcher Schiller vielleicht niemals widerſtehen konnte, war die Freude. Er mußte ſich, ſo wenig es ſeine Geſundheit ertrug, in ihre Kreiſe miſchen. Heinrich Voß erzählt, Schiller ſei kurz vor Weihnachten mit ihm, Riemer und andern Freunden auf der Redoute geweſen. „Wir tranken einige Flaſchen Champagner und waren überaus ſelig. Da war Schiller ganz in der Verfaſſung, in der er das Lied an die Freude muß gedichtet haben. — Wir blieben in der Nacht bis 3 Uhr zuſammen, brachten darauf unſern Schiller feierlich zu Hauſe, der vor der Hausthür den zärtlichſten Abſchied von uns nahm."

Was Wunder, daß er die Feſtfreude mit einem Katarrh büßen mußte. Der Winter war furchtbar ſtrenge, die Kinder, ſelbſt die Schwägerin erkrankten, Lotte hatte alle zu pflegen. Sie hatte keine Ahnung

*) Wenn man bei dieſen abgelebten Werken nicht überhaupt etwas lernte und ſich wenigſtens in ſeinem alten Glauben immer mehr dadurch beſtärkt fühlte, ſo ſollte man keine Zeit und Mühe daran verſchwenden. Schiller an Goethe. Briefwechſel II, 433.

von dem, was ihr bevorstand. Um so ahnungsvoller war Goethe. Seinem Blick konnte die Veränderung nicht verborgen bleiben, welche mit dem Freunde vorgegangen war. Er murrte und trauerte.

Heinrich Voß erzählt: am Morgen des Neujahrstages schreibt ihm Goethe ein Gratulationsbillet. Als er es durchliest, findet er, daß er unwillkürlich geschrieben hatte: „der letzte Neujahrstag" statt „erneute" oder dgl. Voll Schrecken zerreißt er's und beginnt ein neues. Als er an die ominöse Zeile kommt, kann er sich nur mit Mühe zurückhalten, etwas vom „letzten" Neujahrstage zu schreiben. Denselben Tag besucht er die Frau von Stein, erzählt ihr, was ihm begegnet sei, und äußert, es ahne ihm, daß entweder Er oder Schiller in diesem Jahre sterben werde. Der Aberglaube mag auch über die Schlußworte des wirklichen Neujahrsbillettes stutzen, welches Goethe an den Freund sandte. Sie lauten: „der Termin rückt nun mit jedem Tage näher ins Auge." Die Worte bezogen sich auf den Geburtstag der Herzogin Luise, zu welchem Schiller, jeder freien Thätigkeit seit lange nicht mehr gewachsen, Racine's Phädra zu übersetzen begonnen hatte. Goethe trieb den Kranken ein wenig zu sehr zur Vollendung an.

In diesen Tagen ward Schiller von einer erschütternden Kunde betroffen. Ferdinand Huber, der Mitgenoß schöner Zeiten, war am 24. Dezember qualvoll an der Phthisis gestorben. Schiller hatte aus Liebe zu Körner sich von dem unglücklichen Mann abgewandt, als dieser sein Verhältniß zu Dora löste, aber der Tod, der Huber für immer und unversöhnt von den Gefährten der Jugend trennte, zerriß auch die Rinde des Grolls, und aus Schiller's und Körner's Herzen sprangen zu spät die Quellen der Trauer und der Versöhnung. Schiller verlor fast allen Lebensmuth.

Inzwischen vollendete er, durch den nahen Geburtstag der Herzogin gedrängt, in sechs und zwanzig Tagen die Phädra. „So ist doch, schreibt er an Goethe, in diesen Tagen des Elends wenigstens etwas entsprungen und ich habe indessen doch gelebt und gehandelt." Er versuchte den Demetrius aufzunehmen. Aber die Anstrengung mochte zu groß sein. Am 24. Juni ging er laut seinem Notizbuch an die „Kinder des Hauses." Wie ein Held rang er mit seiner Krankheit. Umsonst. Ein „katarrhalisches Nervenfieber" bildete sich aus. Es macht einen schauerlichen Eindruck, in seinem Notizbuch zu lesen, wie er mit fester Hand verzeichnet

hat, am 8. Februar „hatte ich in der Nacht den Fieberanfall", 11. Februar „Fieberanfall in der Nacht." Er fühlte sich bis auf die Wurzeln erschüttert.

Dennoch wußte er die Größe seines Leidens den Seinigen mit wundervoller Kraft zu verbergen.

Auch Goethe war gegen Ende Januar an einer Nierenkolik heftig erkrankt. Der junge Voß, welcher bei den Männern abwechselnd wachte, erzählt: „Goethe ist ein etwas ungestümer Kranker, Schiller aber die Sanftmuth und Milde selber. Wie litt der Mann, als ich zum ersten Mal bei ihm wachte." Eines Abends, als Voß auch zugegen war, blieb Lotte, welche von der Pflege der Kinder erschöpft war, bis um 12 Uhr bei ihrem Manne auf. Da wurde Schiller plötzlich unruhig und bat sie hinunter zu gehen und sich Ruhe zu gönnen. Als sie, erzählt Voß, noch etwas zögerte, bat er dringender, zuletzt mit heftigem Ungestüm. Kaum war sie die Treppe hinunter, so sank Schiller mir bewußtlos in die Arme und blieb darauf wohl einige Minuten in Ohnmacht liegen, bis ich ihm die Schläfe mit Spiritus gerieben hatte. Als er wieder zu sich gekommen war, fragte er: „Um Gotteswillen, wie kommen Sie hierher?" Ich beruhigte ihn mit Liebkosungen. „Hab ich auch verwirrt gesprochen?" fragte er mit unbeschreiblicher Aengstlichkeit, worauf ich ihm auf das feierlichste Nein versicherte. „Hat meine Frau auch etwas gemerkt?" fragte er darauf.

Als er sich nur erst ein wenig erholt hatte, fing er auch sogleich an zu spaßen und verglich sich mit Mohammed, der einmal während der Zeit, wo er den Kopf ins Wasser steckte und wieder herauszog, eine Reihe von 14 Jahren durchlebt hatte. Auf gleiche Weise meinte er, seien ihm während der kurzen Ohnmacht wohl hundert Dinge durch den Kopf gefahren. An einem der folgenden Tage war Maskerade. Voß kam, um wieder zu wachen. Schiller, um den fleißigen Maskeradenbesucher nicht des Vergnügens zu berauben, wollte es durchaus nicht zugeben. Voß bat mit Thränen in den Augen, ihn doch wachen zu lassen. Endlich reichte ihm Schiller freundlich gewährend die Hand und fing an zu scherzen: „Sie hätten auf die Maskerade gehen sollen, vielleicht wäre ich Ihnen nachgeschlichen. Nicht wahr? Dann würden Sie doch erschrecken und glauben, ich sei gestorben und es wäre mein Geist, der Sie heimsuchte." Voß mußte sogar rauchen und sich so stellen, daß der Kranke wenigstens den

Dampf als Vorſchmack ſeiner Geſundheit einathmete. Hätte Voß doch dieſen Liebesdienſt unterlaſſen.

„Als Schiller nun, erzählt Voß, nach ſechs Tagen genas, wie kindlich fröhlich war der Mann! Wie zählte er die Biſſen, die er aß und freute ſich, daß er wieder ſo kräftig ſpeiſen konnte. Wie ſpielte der liebenswürdige Hausvater mit ſeinen Kindern! Er erlaubte der kleinen Karoline, ſie dürfe in der Kaffeeſtunde bei ihm ſchmarutzen. Die kleine Emilie nahm er auf den Arm, küßte ſie und ſah ſie mit einem Blick voll verſchlingender Innigkeit an, recht als wenn er ſein unendliches Glück im Beſitz dieſes holdes Kindes zu Ende denken wollte. Wie fröhlich war er, als ich zum erſten Male wieder mit ihm ſpazieren fuhr! In den unbelaubten Bäumen ſah er einem baldigen Frühling entgegen. An den Frühling knüpfte er Reiſepläne, an die Reiſen Geſundheit und an die Geſundheit — Werke“. Nach dem Meere ſtanden ſeine Gedanken, nach der Schweiz, auch nach dem ſtillen Bauerbach, das mit allem Zauber des Einſt vor ſeiner Seele lag. Eine Reiſe über Aſchaffenburg nach der Heimath war feſt beſchloſſen; noch einmal ſehnte er ſich, die vaterländiſche Luft zu trinken. Wenn aber die Seinen ſolche Pläne ins Weite ſpannen, ſagte er wohl: „alle Projekte die ihr für mich macht, laßt nur nicht über zwei Jahre ſich hinaus erſtrecken.“ Er ſann dabei auf alle Mittel, ſeine Geſundheit zu erhalten und kaufte ſich, ſo ſehr er ſonſt jede Ausgabe für ſich allein ſcheute, ein Pferd, um es im Frühjahr zu beſteigen.

Sein erſter Ausgang führte ihn zu Goethe, welcher noch ans Zimmer gefeſſelt war. Als ſie einander ſahen, erlebte Voß, welcher zugegen war, die rührendſte Szene: Die beiden Freunde fielen ſich um den Hals und küßten ſich in einem langen Kuſſe, ehe Eines von ihnen ein Wort hervorbrachte. So ganz erfüllte ſie das gegenwärtige Glück, daß ſie ihrer Krankheit mit keiner Sylbe gedachten.

Unſer innerliches Leben, erzählt Schiller's Schwägerin, war im letzten Winter ſehr reich. Eine unausſprechliche Milde durchdrang Schiller's ganzes Weſen und gab ſich kund in all ſeinem Urtheilen und Empfinden. Es war ein wahrer Gottesfrieden in ihm. Humboldt freilich hatte ihn nie anders gekannt. Man würde ſehr irren, wollte man dieſe Milde der Schwäche zuſchreiben. Es war die Kraft, welche gelaſſen vom ſanften Bogen der Nothwendigkeit ſelbſt den tödtlichen Pfeil empfängt.

Glorreich erhob ſich noch einmal ſeine gewaltige Natur und zerriß wie durch ein Wunder die Ketten körperlicher Bedingungen. Er regte den Freund, der ſich nach gefährlichem Anfall kränkelnd fortſchleppte, mit reizendem Lobe, mit liebevoller Beachtung auch der unbedeutendſten Arbeiten, wie ſo oft zu erneuter Thatenluſt an, Goethe's Rezenſionen, ſeine Herausgabe von Winkelmann's Briefen, die Anmerkungen zu Rameau's Neffen mußten geleſen werden, ja er übernahm ſelbſt geſchäftliche Beſorgungen an Göſchen für den Freund. Zugleich begann er Anfang März mit ganzem Ernſt am Demetrius zu arbeiten, ſeine Phantaſie unternahm einen gewaltigen Flug in die ungeheuren Grenzen des Czaarenreichs und in die kühneren Weiten der menſchlichen Entwürfe, er gewann den Stoff immer lieber, und immer vertrauter wurden die neuen Geſtalten. Unnützer, ohnmächtiger Verſuch, ſich an das Leben zu klammern! Die kalte Woge riß den kühnen Entdecker von ſeinem geſcheiterten Fahrzeug.

Leben, du gemeines, verächtliches Gut, wenn du nichts biſt, als Verdauen und Schlafen, du unſchätzbares köſtliches Gefäß, wenn du den Inhalt bewahrſt, der die Freude und Wohlthat der Menſchheit iſt! Der Biograph ſoll Schiller's Tod erzählen. Der Biograph ſoll erzählen, wie Schiller ſtarb. Wohlan.

Der Monat April ging erträglich und arbeitſam hin. Humboldt, Graß, Körner, erhielten liebevolle Schreiben. Am 24. April ſchrieb er zuletzt an Goethe, in der Schlußzeile ſteht: Leben Sie wohl und immer beſſer. Am 28. April war er bei Hofe. Voß half ihn ſchmücken und freute ſich ſeines geſunden Ausſehens und ſeiner ſtattlichen Figur im Gallakleide. Am 29. ging er noch ins Theater, „Klara von Hoheneichen" zu ſehen. Er war eben im Begriff, dahin zu gehen, als Goethe, welcher durch zwei ſchreckhafte Brände in ſeiner Nähe wieder in ſein Uebel zurückgeworfen war, den erſten Ausgang wagend, zu ihm ins Zimmer trat. Sein Mißbehagen erlaubte ihm nicht, den Freund ins Theater zu begleiten. Sie ſchieden vor Schiller's Hausthür. Sie ahnten nicht, daß es zum letzten Male war. Zu ſeiner Schwägerin, welche ihn begleitete, äußerte Schiller, ſein Zuſtand ſei ganz ſeltſam, in der linken Seite, wo er ſeit langen Jahren immer Schmerz gefühlt, fühle er nun gar nichts mehr. — Als Voß am Schluſſe des Stücks, wie gewöhn-

lich in Schiller's Loge trat, um ihn nach Hause zu begleiten, hatte dieser so heftiges Fieber, daß ihm die Zähne klapperten.

Am folgenden Morgen fand ihn Voß matt auf dem Sopha liegend in einem Mittelzustand zwischen Schlafen und Wachen. Da liege ich wieder! sagte er mit hohler Stimme. Am ersten Mai arteten seine Leiden in ein Katarrhalfieber aus. Dennoch empfing er einige Freunde auf seinem Zimmer, auch Cotta, welcher nach Leipzig reiste. Alle Geschäfte mit diesem sollten bis zu seiner Rückkehr verschoben bleiben. Da das Sprechen seinen Husten vermehrte, suchten die Frauen ihn ruhig zu halten, auch sah er es am liebsten, wenn Frau und Schwägerin allein um ihn waren. Heinrich Voß erbot sich zum Nachtwachen, Schiller blieb lieber allein mit seinem treuen Diener. Starke, welchen er sonst zu Rathe zog, war mit der Großfürstin in Leipzig, mit ihnen der Schwager Wolzogen. Die Frauen wurden ängstlich, Schiller suchte sie zu beruhigen und sagte, daß er durchaus nach Starke's Methode behandelt werde. Ihn verlangte indeß sehnlichst nach Wolzogen's Zurückkunft.

Es giebt eine Trauer, nur thätige Geister fühlen sie, ein Weh, tief und erhaben zugleich, wohl heißer Thränen werth, das Weh, von unvollendeten Schöpfungen zu scheiden. Der große Kranke trauerte um seinen Demetrius.

Bis zum sechsten Tage war sein Kopf ganz frei. Am sechsten Abends fing er an, oft abgebrochen zu sprechen, doch nie besinnungslos. Als Karoline am Abend des siebenten zu ihm kam, wollte er, wie gewöhnlich ein Gespräch anknüpfen, über Stoffe zu Tragödien, über die Art, wie man die höheren Kräfte im Menschen erregen müsse. Karoline antwortete nicht mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit, weil sie ihn ruhig halten wollte. Er fühlte es und sagte: Nun, wenn mich Niemand mehr versteht und ich mich selbst nicht mehr verstehe, so will ich lieber schweigen. Er schlummerte bald darauf ein, sprach aber viel im Schlafe. Ist das eure Hölle, ist das euer Himmel? rief er vor dem Erwachen, dann sah er sanft lächelnd in die Höhe, als begrüßte ihn eine tröstende Erscheinung. Am 8. Mai phantasirte er viel. Gegen Abend verlangte er in die Sonne zu sehen. Man öffnete den Vorhang, mit heiterm Blicke schaute er in den schönen Abendstrahl und die Natur empfing seinen Scheidegruß. Als Karoline an sein Bette trat und fragte, wie es ihm gehe, sagte er: „heitrer, immer heitrer."

In der Nacht darauf phantasirte er vom Demetrius. Einigemal, sagte sein Diener, habe er Gott angerufen, ihn vor einem langsamen Hinsterben zu bewahren. Am 9. früh trat Besinnungslosigkeit ein, der Kranke sprach nur unzusammenhängende Worte, meistens latein.

Nachmittags nahten die Schauer der Vernichtung. Als seine hohe Natur unterlag, als der Krampf sein Gesicht entstellte, wollte Lotte seinen gesunkenen Kopf in eine bequemere Lage bringen. Er erkannte sie, lächelte sie an, sein Auge hatte den Ausdruck der Verklärung. Lotte sank an sein Haupt, er küßte sie. Es war das letzte Zeichen seines Bewußtseins.

Nach harten Krampfanfällen schien er ruhig zu schlafen. Lotte begann Hoffnung zu schöpfen. Die Frauen gingen ins Nebenzimmer. Lotte sprach zu Karolinen, sie hoffe, seine herrliche Natur werde nun siegen. In diesem Augenblick rief der Diener die Frauen. Der Kranke nahte seinem Ende. Lotte suchte umsonst seine kalte Hand zu erwärmen. Plötzlich fuhr es wie ein elektrischer Schlag über seine Züge, sein Haupt sank zurück, die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz, seine Züge waren die eines sanft Schlafenden.

# Anhänge.

## 1. Zu Schiller's Tod.

Heinrich Voß (Mittheilungen über Schiller und Goethe) habe ich nur mit großer Vorsicht benutzt. Voß widerspricht sich aufs gröblichste. Einmal (S. 44) schreibt er an Niemeyer: „Ich bin ein Jahr lang sein steter Gefährte gewesen, habe ihn täglich gesehen und durch den Abend seines Lebens in die finstere Todesnacht hineingeleitet. Sein letztes sterbendes Wort hat zu meinen Ohren getönt.“ Voß beschreibt dann, wie Schiller um 4 Uhr Nachmittags Naphtha gefordert und in wenigen Minuten entschlafen dagelegen habe. Und doch schreibt Voß S. 68 an Griesbach: „Gott wird es mir verzeihen, wenn ich am Donnerstag Abend, als ich um 10 Uhr die Nachricht erfuhr, wider seine weise Vorsicht gemurrt habe.“ Hiernach ist Voß bei Schiller's Tode gar nicht zugegen gewesen.

Die Phantasien, welche von Schwab, Hoffmeister, Carlyle ꝛc. dem sterbenden Schiller in den Mund gelegt wurden: „Wer löste die Kanonen? — Wer kommandirt den linken Flügel? ꝛc.“ stammen aus Oemler's oft erwähntem Lügenbuch: S. 128.

## 2. Die Beerdigung.

Ich habe mich nicht entschließen können, die Beerdigung Schiller's mit in seine Lebensgeschichte aufzunehmen. Die körperliche Hülle des großen Idealisten hatte nach dem Tode mannichfache Schicksale, zum Theil solche, welche dem Kirchhofshumor eines Hamlet reichen Stoff geben könnten. Der Leichnam wurde sezirt und die Sektion ergab, daß die linke Lunge total zerstört, alle edleren Theile in hohem Grade desorganisirt waren. Das Begräbniß war, wiewohl die aktenmäßige Darstellung von Julius Schwabe (1852) es in minder grellem Licht erscheinen läßt, und manches aus lokalen Sitten erklärt, was Andre aus einer Theilnahmlosigkeit der Stadt Weimar erklärt haben, dennoch immer höchst auffallend und ungewöhnlich, insofern dabei lokale Sitten zum Vorschein kommen, welche schwerlich einem allgemein menschlichen Gefühle entsprechen. Nach diesen Sitten war es nichts Ungewöhnliches, die Leichen Nachts ohne Sang und

Wort zu bestatten; es hieß zwar in der Bekanntmachung: mit ganzer Schule, erster Klasse, aber das stand nur auf dem Papier; mit ganzer Schule hieß so viel, als ein Begräbniß erster Klasse. Ferner war es (nach Julius Schwabe) Sitte, nicht durch das Sarggeleit, wozu hier die Behörden, das Schauspielerpersonal erwartet werden konnten, den Todten zu ehren, sondern durch eine zahlreiche Betheiligung an der kirchlichen Feierlichkeit, welche unter dem Namen die Kollekte zu Ehren des Todten veranstaltet wurde. Endlich besorgte die Kirchenbehörde die Bestattung, und die Handwerkerzünfte hatten das Recht, den Sarg des Verstorbenen gegen Miethslohn zur letzten Ruhestätte zu tragen. Demgemäß war von der Kirchenbehörde angeordnet, daß Schiller's entseelte Reste in der ersten Stunde des 12. Mai, also Mitternachts, von der Schneiderzunft, denn diese war gerade an der Reihe, zu Grabe gebracht werden sollten. Niemand that etwas, die Tyrannei der Sitte zu durchbrechen. Goethe war krank, man wagte kaum, ihm die Todeskunde mitzutheilen, und vermied in den nächsten Tagen, über Schiller mit ihm zu sprechen. Der Hof war abwesend. Schiller's Frau, vom Schmerze zerschmettert, war selbst mehr todt als lebendig. Darf man hier Jemand anklagen, — und allerdings berechtigt das, was von andrer Seite zu Schiller's Ehren geschah, zu solcher Anklage, so trifft die Hauptschuld solche Leute, wie Riemer und Heinrich Voß. Voß rühmt sich seiner vertrauten Stellung zur Familie Schiller, er hatte den Auftrag, den Sarg zu bestellen. Er erzählt, daß die gänzliche Mittellosigkeit, in der Schiller die Seinen hinterlassen, die äußerste Sparsamkeit geboten habe. Wie? waren Wolzogen's ohne Mittel? Konnte Voß, wenn er selbst nichts hatte, für einen Schiller nicht so viel zusammenbetteln, um einen Sarg zu beschaffen, der wenigstens den Namen Schiller's trug und mehr als drei Thaler kostete? Konnte Voß nicht wenigstens so viel für seinen todten Freund thun, als gleich darauf ein Andrer that, der statt zerflossener Gefühlsamkeit rechten Sinn und guten Willen zeigte? Ein junger Jurist, Karl Lebrecht Schwabe, der am Nachmittag des 11. Mai, so eben von einer Geschäftsreise nach Weimar zurückkehrend, erfuhr, daß Schiller todt sei, und wie und wann er bestattet werden sollte, fand es schicklicher, daß der Sarg wenigstens von andern Händen getragen würde. Schnell warb er eine kleine Schaar von Verehrern des Dichters, unter ihnen auch Heinrich Voß, Hofrath Helbig, Maler Jagemann, es erschienen in der Nacht, nach Julius Schwabe's Angabe, etwa zwanzig solcher Männer im Trauerhause. Die Nacht war hell, kalt und unfreundlich. Außer den Wenigen von Schwabe's kleiner Schaar, welche eben nicht den Sarg trugen, folgte nur der Professor Froriep aus Halle. Als der Zug auf dem Markte anhielt, um die Träger zu wechseln, soll sich der auf die Trauerkunde von seiner Reise herbeigeeilte Schwager Schiller's, Wilhelm von Wolzogen, angeschlossen haben (Julius Schwabe meint, Wolzogen sei nach dem Kirchhofe vorausgegangen). Der Sarg wurde auf dem Jakobskirchhofe in das alte Kassengewölbe, eine große feuchte Gruft, zu zehn andern Särgen an Seilen hinabgelassen. Am andern Tage war in der Jakobskirche die Kollekte, zu welcher sich die Weimaraner zahlreich ein-

gefunden hatten. Mozart's Requiem und eine geistliche Rede feierten des Todten Gedächtniß.

Nach ein und zwanzig Jahren sollte das Kassengewölbe, in welches noch mehrere Särge unbesehens auf die schon vorhandenen hinabgesenkt waren, „aufgeräumt", das heißt der Inhalt, wie er sein mochte, hinausgeschafft und eingescharrt werden. Schwabe, welcher inzwischen Bürgermeister geworden war, dachte sofort an die edlen Gebeine, welche dort ruhten. Er veranlaßte und leitete im März 1826 mit amtlicher Bewilligung eine Durchsuchung der Gruft. Als er hinabstieg, bot sich ein Bild grauser Verwüstung. Die Särge, unordentlich auf einander gestapelt, fielen bis auf wenige bei der ersten Berührung in Trümmer und schütteten ihre modernde Habe durcheinander. Schiller's Sarg war, wiewohl sein Verfertiger Engelmann hinzugezogen wurde, nicht mehr herauszufinden. Schon murrte Konsistorium und Publikum über Verletzung des Todtenfriedens, und Schwabe sah sich genöthigt, sein ekles Geschäft heimlich, tief in der Nacht fortzusetzen. Endlich waren drei und zwanzig Schädel und viele Gebeine herausgesucht. Unter den Schädeln, welche Schwabe in einem Sacke nach seiner Wohnung schaffen ließ, ward mit Hülfe einer gipsernen Leichenmaske Schiller's, durch Messungen und andre Prüfungen einer derselben als Schiller's Schädel erkannt. Das Oberkonsistorium war über den ganzen Vorgang sehr gereizt, dagegen bezeigten Karl August und Goethe die größte Theilnahme. Es fragte sich nun, wo der Schädel aufzubewahren sei. Auch dafür fand sich Rath. Karl August hatte Dannecker's Kolossalbüste, welche der edle Künstler Schiller's Erben zum Geschenk gemacht, für 200 Dukaten von den letztern angekauft. Nach einer Uebereinkunft mit Schiller's Hinterlassenen wurde beschlossen, den Schädel im Postament dieser Büste zu verwahren. Dies geschah mit einer Art von Zeremonie in Gegenwart Ernst's von Schiller und August's von Goethe am 17. September 1826. Nun erst wurden die übrigen Gebeine Schiller's unter Anregung Goethe's und mit Beihülfe von Anatomen aus dem Kassengewölbe hervorgesucht und geprüft, das ganze Skelett bis auf wenige nicht aufzufindende Knochen zusammengestellt, und noch im September 1826 in einem Interimssarge verwahrt. Es war die Absicht des Großherzogs und Schwabe's längst gehegter Gedanke, daß der höchste Platz des sog. neuen Gottesackers zu einem Grabdenkmal für Schiller und Goethe von der Stadt bestimmt werden möchte. Coudray mußte auf Goethe's Ersuchen eine Zeichnung entwerfen. In diesem Grabmal sollten die Särge der beiden Dichter (Schiller's Sarg mit den Gebeinen ohne Schädel?) beigesetzt werden, so daß sie von außen sichtbar wären. Eine Aenderung dieses Planes trat abermals ein, als König Ludwig von Baiern bei einem Besuche in Weimar im Sommer 1827 sich gegen die isolirte Aufbewahrung des Schädels ausgesprochen hatte. Karl August ordnete an, daß der Schädel in einem dauerhaften Gefäß mit den vorhandenen Gebeinen vereint und in der fürstlichen Familiengruft beigesetzt werde. Das geschah feierlichst am 16. Dezember 1827 vor Tagesanbruch. (Vgl. außerdem die gleichzeitig mit Schwabe's Buch erschienene Darstellung in Stahr's Weimar u. Jena. Bd. I.)

Schiller's Wunsch, die Zukunft der Seinen zu sichern, ward von Dalberg, der Großfürstin, dem Weimarischen Hofe, am glänzendsten jedoch durch den Ertrag von Schiller's Werken erfüllt. Doch auch das deutsche Volk wollte, wiewohl eben damals von schwerer Kriegsnoth bedroht, nicht hinter den Fürsten zurückbleiben. Zacharias Becker erließ einen Aufruf, durch Benefizvorstellungen für die Familie Schiller's ein Eigenthum zu gründen. Benzel Sternau, Iffland, und manche Direktoren, selbst kleinerer Theater gingen bereitwillig darauf ein. In kurzer Zeit kam die Summe von 8000 Thalern zusammen, welche W. v. Wolzogen sicher unterzubringen suchte. Der Krieg mochte auch diesen Besitz verschlungen haben, Schiller's Erben haben nie etwas davon wiedergesehen. Im Jahre 1838 am 8. Mai wurde Schiller's Statue in Stuttgart, im Jahre 1857, zum hundertjährigen Geburtstage Karl August's, am 3. September die Dioskurengruppe in Weimar aufgestellt.

---

Von den ungedruckten Zeugnissen, welche ich benutzt habe, werden einige von andrer Seite veröffentlicht werden. Da dies bei den nachstehenden nicht zu erwarten ist, lasse ich hier dieselben folgen.

Aus dem Großherzogl. Sachsen-Weimar. Geh. Staats-Archiv. (S. Bd. II. S. 100.)

## Schiller's Berufung nach Jena.

An S. Gotha, S. Coburg, S. Meiningen. Unsere freundliche Dienste und was Wir sonst mehr Liebes und Gutes vermögen, jederzeit zuvor: Durchlauchtigster Fürst freundlich geliebter Herr Vetter und Gevatter! Fast getrauen Wir Uns nicht, bei Ew. Liebden mit einer neuen Empfehlung für einen Gelehrten, welcher bei der gesamt Academie zu Jena und zwar als außerordentlicher Professor bey dasiger philosophischen Facultät, angestellt zu werden wünschet, hervorzutreten, da bereits neuerdings und kurz hintereinander mehrere Anträge dieser Art an Dieselben durch Uns ergangen sind.

Es ist aber das Subjekt, welches bei Denenselben Wir abermahlen in Vorschlag zu bringen Uns die Ehre geben, der bereits ziemlich bekannte Schriftsteller Friedrich Schiller, welchem Wir vor einiger Zeit das Prädikat als Rath ertheilt, von dessen Anstellung bey gedachter Academie Wir Uns guten Nuzen und in dieser Rücksicht, von Ew. Lbden eine gewogene Aufnahme dieser Unserer Verwendung zu seinen Gunsten versprechen zu dürfen, glauben.

Es will derselbe diese Lehrstelle ohne alle Besoldung und Emolument bekleiden, Sich hauptsächlich auf die Geschichtskunde legen und sich darinnen ausbilden. Und da er bereits durch seine wohl aufgenommene Schrifften, besonders durch die jetzo herausgegebene Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande von der Spanischen Monarchie einen guten Ruf erlanget; so sind Wir der Meynung, daß es nicht nur unbedenklich, sondern auch mehr beregter Academie, welche dermalen wieder emporzusteigen anfängt, zuträglich sein möchte, wenn

die Zahl der Lehrer auf derselben durch einen Mann von diesem Ruf und Thätigkeit einen Zuwachß erhalten dürfte.

In Fall also Ew. Lbden Sich mit Uns hierunter zu conformiren geruhen wollen, sind Wir dem Suchen desselben statt zu geben entschlossen und erbitten Uns dahero die Mittheilung Dero desfallßigen hohen Gesinnungen in derjenigen ohnwandelbaren Hochachtung und Ergebenheit, womit Ew. Lbden Wir zur Erweisung aller angenehmen Dienste stets willig und geflißen verbleiben. Geben Weimar den 11. Dezember 1788. Von Gottes Gnaden Carl August, Herzog zu Sachsen ꝛc. Contrasignirt (Carl August) C. A. (Freiherr von Fritsch) F. v. F. (Christian Friedrich Schnauß) C. F. S. (Johann Christoph Schmidt) J. C. S.

## Schiller an Zacharias Becker.

I. Karoline v. Wolzogen hatte Becker mit Schiller's Absicht, ein Memoire zur Vertheidigung Ludwig's XVI. zu schreiben, bekannt gemacht. Ihrem Briefe war folgendes Blatt von Schiller's Hand beigeschlossen: Sie würden mich gar sehr verbinden, mein hochgeschätzter Freund, wenn Sie die Bitte, die ich Ihnen durch meine Schwägerin thun ließ, erfüllen wollten. Ich möchte diese Arbeit nicht gern andern Händen anvertrauen, als den Ihrigen, sowohl der Ausführung, als der Verschwiegenheit wegen, die wenigstens vor der Hand dabei nöthig ist. Durch den Herzog von Weimar hoffe ich eine Anzahl Exemplarien davon nach Paris zu bringen.

Für die Zeitversäumniß, die Sie dabey haben, kann ich Ihnen von H. Göschens Seite 8 thl. p. Bogen anbieten. Ich ersuche Sie um baldige Antwort. Ihr ergebenster Schiller. (ohne Dat. Auf d. Rückseite von Becker's Hand: Schiller, Jena 30. Dez. 92. beantw. 2. Jan. 93.)

II. Jena den 21. Dec. 94. Darf ich Sie um die Gefälligkeit ersuchen, mein verehrter Freund, beyliegender Anzeige oder einem Auszuge derselben ein Plätzchen in Ihrer deutschen Zeitung oder in dem N. Anzeiger einzuräumen. Sie werden dadurch unsre Societät und mich insbesondere sehr verpflichten. und uns zu jedem Gegendienste bereitwillig finden.

Alle Kosten, die damit verknüpft sind, trägt die Verlagshandlung der Horen, wenn Sie nicht lieber für die gegenwärtige Anzeige des Avertissement und für die Anzeige jedes künftig herauskommenden Stückes in einer Ihrer Zeitungen ein Exemplar der Monatschrift von uns annehmen wollen. Hochachtungsvoll d. Ihrige Schiller.

## Zwei Billets von Schiller an die Gräfin Henriette von Egloffstein,

jetzt vermählte Generalin von Beaulieu Marconnay.

I. Ich will hoffen, daß die bösen Geister, welche die heutige Vorstellung gestört haben, nur an dem Tag und nicht an der Sache selbst ihre schlimme Laune haben auslassen wollen, und daß das Vergnügen, welches ich mir von dieser Vorstellung versprach, nur aufgeschoben ist. Auf jeden Fall aber habe ich mich über die freundliche Gesinnung so lieber und verehrter Freunde und Freundinnen zu freuen, und werde sie stets mit dem dankbarsten Herzen verehren. Meine

Frau dankt Ihnen für Ihr gütiges Andenken. Mit der aufrichtigsten Verehrung Schiller. 5. März 1802. (Vgl. Band II. S. 340.)

II. Ich habe zwei Lieder von meinem Freunde Körner in Dresden componiren lassen, die ich Ihnen, meine gnädige Gräfin, hier brühwarm, wie ich sie erhalte, übersende. Die Lieder selbst, die er mir zurückzuschicken vergessen hat, werde ich Ihnen heut Abend übersenden, so wie auch ein kleines Gedicht auf den Abschied des Erbprinzen. Wenn, wie ich hoffe unser Kränzchen auf den Montag noch zu Stande kommt, so können wir alsdann diese kleinen Novitäten produciren, und ich werde das Vergnügen genießen, jene Melodien zum ersten male aus Ihrem Munde zu hören. Ich lege noch einige ältere Stücke bey, davon sich verschiedene werden brauchen lassen, wie z. B. Mignon als Engel, der Besuch, Musen und Grazien in der Mark, Bajadere, Freuden der Gegenwart, oder was Ihnen sonst davon ansteht. Alles, wie mich selbst, empfehle ich Ihren Händen. Mit der aufrichtigsten Verehrung der Ihrige Schiller. (Undatirt, doch wahrscheinlich Mitte Februar 1802 geschrieben, vgl. Schiller Körner'schen Briefwechsel 4, S. 269.)

Aus dem Königl. Preuß. Geh. Staats-Archiv. (S. Band II. S. 396.)

## Schiller's Brief an Geheimrath Beyme.

Hochwohlgeborner Herr,
Hochzuverehrender Herr Geheime Rath,

Nach den gütigen Aeußerungen, die Sie mir in Potsdam gethan, nehme ich keinen Anstand, Ihnen meine Wünsche mit der Freimüthigkeit zu entdecken, die ich den großmüthigen Absichten des Königs und Ihren wohlwollenden Gesinnungen schuldig bin.

Daß ein längerer Aufenthalt in Berlin mich fähig machen würde, in meiner Kunst vorzuschreiten und in das Ganze der dortigen Theateranstalt zweckmäßiger einzugreifen, zweifle ich keinen Augenblick; aber eine gänzliche Versetzung von Weimar nach Berlin mit einer zahlreichen Familie würde ich nur unter Bedingungen ausführen können, welche die Bescheidenheit mir nicht zu machen erlaubt.

Doch auch schon der Aufenthalt von mehreren Monaten des Jahrs zu Berlin würde vollkommen hinreichend sein, jenen Zweck zu erfüllen. Ich würde durch eine solche Abwechßlung meines Auffenthalts die beiden Vortheile vereinigen, welche das rege Leben einer großen Stadt zur Bereicherung des Geistes und die stillen Verhältnisse einer kleinen zur ruhigen Sammlung darbieten; denn aus der größeren Welt schöpft zwar der Dichter seinen Stoff, aber in der Abgezogenheit und Stille muß er ihn verarbeiten. Da es die großmüthige Absicht des Königs ist, mich in diejenige Lage zu versetzen, die meiner Geistesthätigkeit die günstigste ist, so darf ich von Seiner Gnade erwarten, daß Seine Majestät mir dieses Glück unter derjenigen Bedingung zusagen werde, von welcher es unzertrennlich ist.

Zweytausend Rthlr. jährlicher Gehalt würden mich vollkommen in den Stand setzen, die nöthige Zeit des Jahrs in Berlin mit Anstand zu leben und ein Bürger des Staats zu seyn, den die ruhmvolle Regierung des vortrefflichen Königs beglückt.

Mit größter Verehrung verharre ich

Weimar, Euer Hochwohlgebohren
den 18. Juny 1804. gehorsamster Diener
v. Schiller.

Aus dem Königl. Preuß. Geh. Staats-Archiv. (S. Band II. 381.)

## Schiller an Professor Paulus.

Weimar, 2. Sept. 1803. Man schätzt und verehrt Sie hier so sehr, mein theurer Freund, daß man Ihre Entfernung von Jena nicht wohl ertragen kann. Da Sie nach unserm neulichen Gespräch nicht geradezu abgeneigt sind, zu bleiben, so hofft der Herzog Ihnen durch ein Merkmal seines guten Willens und seiner Achtung für Sie Ihren Aufenthalt in Jena wieder angenehm zu machen. Zweihundert Thaler will er Ihnen zulegen und wenn Ihnen noch sonst ein Zeichen seiner Achtung angenehm seyn kann, so wird er auch dazu mit Vergnügen bereit seyn. Da diese proposition durch meine Feder geschieht, so ist sie eo ipso nicht offiziell, ob sie gleich ihrem Inhalt nach dieselbe Gültigkeit hat. Sie können Sich also darüber gegen mich ganz freundschaftlich und aufrichtig erklären. Thun Sie es wo möglich gleich mit der morgenden Post, wenn Sie nicht vielleicht Lust haben, Selbst herüber zu kommen. Wir grüßen Sie und die kleine Frau aufs beste und ich bin wie immer Ihr aufrichtiger Freund Schiller.

Als Neuigkeit melde ich Ihnen, daß heut früh von Petersburg eine Staffette gekommen, die die Verlobung unsers Erbprinzen mit der Großfürstin gebracht hat. Es steht alles dort auf's beste und auch in Absicht auf die Jenaischen Unternehmungen ist dieses Ereigniß, welches den nervum rerum gerendarum zusichert nicht ganz unwichtig.

---

## Band II. S. 17.

(Körner's Hochzeit. Kirchenbuch von St. Nicolai in Leipzig.) 1785 Dominica 11 post trin. Christian Gottfried Körner, des Churf. Sächs. Oberkonsistorii, in Dresden Oberkonsistorial-Rath der Landes Oekonomie Manufaktur und Commerzien Deputation Assessor ist mit seiner Verlobten Anna Maria Jacobina weiland Herrn Johann Michael Stocks Kupferstechers allhier hinterl. ehel. jüngsten Tochter auf gnädigsten Befehl ohne Aufgeboth in seinem Garten Hause vor dem Schloß ⊙ 11 post Trin. den 7. Aug. 1785 hor: 5. vesp. von Herrn M. Johann August Wolf Diac. an der Nicolai Kirche ehelich copulirt worden. Es nahm auch H. M. Wolf den Handschlag im Beysein des H. Protonot. Karthauß, von den Verlobten vor der Trauung im Hause ab.

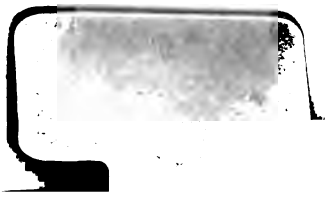
## Band II. S. 133.

(Schiller's Hochzeit. Kirchenbuch von Wenigenjena.) Im Jahr Siebenzehn hundert und Neunzig den zwei und zwanzigsten (22) Februar Nachmittags halb 6 Uhr ist Herr Friedrich Schiller Fürstl. Sachs. Meiningscher Hofrath und öffentlicher Lehrer der Weltweisheit in Jena, Herrn Joh. Friedrich Schillers Hauptmanns in Herzogl. Würtembergschen Diensten, eheleiblich einziger Herr Sohn mit Fräulein Luise Charlotte Antoinette von Lengefeld, weiland Herrn Karl Christoph von Lengefeld Fürstl. Schwarzburgsch. Rudolst. Jägermeister und Kammerraths zu Rudolstadt hinterlassener eheleiblicher zweiter Tochter, nachdem sie Tags vorher als am Sonntage Invocavit zu Jena einmal vor allemal proklamirt, auf Concession des Herrn Superintendenten Oemlers allhier in aller Stille getraut worden.

---

## Schiller's Gespräche mit Christiane von Wurmb.

Meine deutschen Vorgänger haben diese Gespräche ganz oder zum Theil aufgenommen, ohne zu merken, daß die Jahreszahl 1801 und die Daten dieser Tagebuchblätter vom 4. Febr. bis 10. Apr. nicht mit dem Schiller-Goethe'schen Briefwechsel stimmen. Nach jenen Blättern wäre Schiller z. B. am 16. März mit Christiane v. Wurmb nach Oberweimar spazieren gegangen, nach dem Briefwechsel war er am 16. März in Jena und schrieb einen längeren Brief an Goethe. Man konnte annehmen, daß die Schreiberin sich in der Jahreszahl geirrt hatte. Ich wandte mich an den Gatten der Verewigten, den Herrn Gymnasialdirektor Abeken, den Besitzer der Originalhandschrift. Die gefällige Antwort dieses verehrungswürdigen Veteranen erwies mir, daß auch ihm jene Widersprüche längst bekannt waren. Abeken vermuthet, daß erst später die Blätter mit einem Umschlage versehen wurden, welcher die Jahreszahl 1801 trägt. Ohne Zweifel gehören sie in das Jahr 1802. Denn Schiller spricht einmal von dem fünfjährigen Ernst. Ernst war im Juli 1796 geboren, war also im Februar 1802 fünf Jahr alt (im sechsten). Dazu würden auch die Daten bestens stimmen, während Schiller z. B. 1800 um dieselbe Zeit bedeutend erkrankt war. Ich habe die Gespräche keineswegs deshalb ausgelassen, weil ich an ihrer Aechtheit zweifelte, sondern weil mir die Schilderung, welche W. v. Humboldt von Schiller's Gesprächsweise entwirft, charakteristischer und für meinen Zweck ausreichend erschien. Auch gebot die Fülle des Stoffes Beschränkung.

---

Druck von Duncker & Weibling in Berlin.